P. o. geom 1950 e

11

Welt und Haus.

P.o. germ. 1950 e/1

52° 5

Welt und Haus.

Novellen

von

Otto Roquette.

[1.]

Landauer'sche Landesbibliothek Karlsruhe

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Freunde vom Athos.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Hellas ist frei von dem Joche der Barbaren! Mit unserem Blute haben wir die Freiheit Griechenlands erkämpft! Das alte Vaterland der Hellenen ist wieder ein selbständiger Staat, und nicht mehr der Halbmond, sondern das Kreuz der Sieger leuchtet in dem Banner, unter das wir uns auch für die Zukunft schaaren!“ Das war der immer wiederkehrende Endreim des hin- und herschweifenden Gespräches, das waren auf alle meine Einwürfe und Bedenken gegen die Lebensfähigkeit des jungen, sich aus einem Chaos erst neu bildenden Staates, die abschließenden Schlagworte meiner freundlichen Wirthe, der Mönche auf dem Athosberge. Denn wir standen im Sommer des Jahres 1832, wo, nach einem Decennium der ruhmreichsten Heldenkämpfe, in der That die Unabhängigkeit Griechenlands von der türkischen Macht verbürgt war, und die europäischen Cabinette nach langem Zögern sich endlich entschlossen hatten, mitzuthun, und den Griechen einen König zu

gestatten. Damit war, nach meiner Ansicht, noch nicht viel gethan, doch war ich weit entfernt, die ungeheuren, ehrenvollen Opfer, die glühende Vaterlandsliebe, den Heldenmuth, die Tapferkeit und Thatkraft der Neugriechen zu unterschätzen, jene ganze Reihe von Siegesschlachten, welche Europa zu Staunen und Bewunderung aufgerufen, und die eines neuen Homer und Aeschylus würdig genannt werden konnten. War ich doch selbst mit meiner Jugendbegeisterung, mit meinem Leben und Handeln so innig mit diesen Ereignissen verknüpft! Gehörte ich doch seit zehn Jahren dem neuhellenischen Leben mit meinem Gut und Blut ehrlich, und trotz mancher Enttäuschung, mit ganzer Seele an!

Ueber der Lectüre der Perser des Aeschylus hatte mich, den zwanzigjährigen Studenten Gottlieb Müller aus Merseburg, einst die erste Kunde von der Freiheitsbewegung der Neugriechen getroffen. Dem geistigen Leben von Althellas mit Fleiß und Begeisterung bis dahin ergeben, wurde ich wie durch einen innersten Ruf plötzlich aus der alten Welt in die lebenfördernde neue versetzt. Je mehr der Nachrichten an mein Ohr drangen, desto größere Unruhe ergriff mich, desto mehr trieb es mich, das Vaterland des Perikles und Themistokles befreien und wiederherstellen zu helfen. Endlich hielt ich es daheim nicht mehr aus. Ich hatte einen gleichstrebenden Studienfreund, Namens Hans Neubauer. Mit dem wenigen Gelde, das wir zusammen-

thun konnten, entliefen wir der Universität und unsern philologischen Studien, gelangten glücklich nach Triest, von wo uns ein Schiff nach der Insel Hydra brachte, dem Sammelplatze der von allen Inseln des Archipels herbeiströmenden Griechen. Früher waren wir da, als die Legionen der Philhellenen, als die Freischaaren auch aus Deutschland dem heldenmäßigen Volke zu Hülfe kamen, wir hatten vor ihrer Ankunft uns schon in gemeinsamen Kämpfen zu Waffenbrüdern der Griechen gemacht. Unsere Bekanntschaft mit der altgriechischen Sprache erleichterte uns die Erlernung der neuen, und ich konnte — als Kyrios Myllêros, wie ich als „Herr Müller" mich umbilden lassen mußte, oder auch als Theophilos, in der Uebersetzung meines Namens Gottlieb — schon den Dolmetsch machen zwischen den Eingeborenen und den neuankommenden Schaaren aus Norden. Und welcher Schlachten, Gefechte und ewigen Ruhmes würdigen Großthaten war ich Augenzeuge, war ich sogar vom Glücke auserkoren, mitstreitender Blutzeuge und Siegesgefährte zu sein! Nicht nur jene welthistorischen Brennpunkte des Krieges, die Belagerungen und Seeschlachten von Missolunghi und Navarino, sahen die höchsten Proben der Tapferkeit und Aufopferung, nicht nur die bald gefeierten Namen der Anführer und Generale waren die allein ruhmwürdigen. Jeder Monat war mit siegreichen Gefechten der heroischen Freiheitskämpfer gegen die gewaltige Ueberzahl der

Feinde bezeichnet, und Namen tauchten aus ihnen hervor, die uns Mithandelnden bald herrlicher klangen, als die später im Buche der Geschichte verzeichneten. Unter den Brüdern Hiskos erhoben sich die Akarnanier, unter Rhangos die Aetolier. Aus seinem Heerlager auf dem Olymp rief Odysseus die Macedonier zu den Waffen, und stellte sich dann in Thessalien an die Spitze der Schaaren. Durch den Peloponnes, über den Isthmus zogen wir ihm entgegen, vereinigten uns mit seinem Heere bei Platää und schlugen die Türken unter seiner Führung auf dem geweihten Boden von Thermopylä. Hier auf altclassischer Wahlstatt des Leonidas fiel mein geliebter Freund Hans Neubauer an meiner Seite. Ich hatte kaum Zeit, ihn zu begraben auf der Stätte der alten Heldengräber, ich mußte weiter. Denn der Adler des Olymp, wie Odysseus im Heere hieß, führte uns fort nach der Ebene von Chäronea, wo die türkische Armee eine Hauptniederlage erlitt, und die Reste des stolzen Sultanheeres in wilde Flucht versprengt wurden.

Aber nicht nur waffenfähige Männer, auch Geistliche und Klosterbrüder griffen in Schaaren zum Schwerte, ja selbst die Frauen erfüllte ein Heldenmuth, der sie in die Reihen der Bewaffneten, in den Kampf drängte. Frauen, oft in Männerkleidern, waren auch in unseren Schaaren gar nichts Seltenes. Und so auch Geistliche, hohen und niedern Standes. Ihre Empörung war

gleich durch den ersten Act, den der Sultan auf die Kunde des Aufstandes ausübte, auf den Gipfel gestiegen. Denn zu Constantinopel hatte dieser den dreiundachtzigjährigen Patriarchen der griechischen Kirche, Gregorios aus Morea, nach gehaltenem Hochamt und im Festgewande in der Hauptpforte der Kirche aufknüpfen lassen. Sein Leichnam war vom Pöbel durch die Straßen geschleift, dann ins Meer geworfen worden. Auf diese furchtbare Execution erhob sich die gesammte griechische Geistlichkeit. Für sie war der Kampf umsomehr ein heiliger, als er nicht nur der Freiheit, sondern auch der christlichen Kirche galt, und denkwürdige Mannesthaten wurden aller Orten auch von ihnen gethan. Vor Allem aber waren es die Mönche aus den zwanzig Klöstern des Athosgebirges, welche mit glühender Begeisterung in den Kampf eilten. Hier auf dem Athos war einer der Hauptherde der revolutionären Bewegung. Hier auf diesen in's Meer vorgeschobenen Posten des christlichen Lebens flossen von allen entferntern Gegenden, wohin das Griechenthum versprengt war, aus Thracien, aus Constantinopel, aus Kleinasien, von den nördlichen Inseln, Geldsummen zusammen, welche nach Hellas gesendet wurden, fanden sich auch Waffenfähige ein, denen sich zugleich eine nicht geringe Anzahl der Mönche selbst zugesellte, um mit ihnen den Freiheitskampf zu bestehen. Ich hatte oft an der Seite dieser wackern Klosterbrüder vom Athos gefochten, manche

von ihnen waren mir nicht allein als Kriegskameraden befreundet, und so schrieb sich von diesen Jahre langen Beziehungen auch mein Besuch in dem Kloster Paulu her. Es war, als ob die ganze Nation mit einem Ruck aus der Knechtschaft erwachte, um die Versäumnisse vieler Jahrhunderte mit den gewaltigsten Kraftanstrengungen und dem Einsatze aller Energie und alles Heroismus wieder einzuholen.

Meine Freunde im Kloster hatten wohl Recht, der Sieg war errungen, Griechenland war auf dem Wege, in die Reihe der selbständigen Staaten wieder einzutreten. Aber über die Culturfähigkeit ihres unglücklichen Landes, über die politische Möglichkeit ihres Staates unter den noch obwaltenden Verhältnissen, befanden sie sich in einer glücklichen und deshalb um so unglücklicheren Selbstverblendung. Enttäuscht und verstimmt waren nicht wenige der aus Deutschland herbeigekommenen Philhellenen schon im ersten Jahre des Krieges in ihre Heimath zurückgegangen, und Enttäuschung und Verstimmung hatten sich auch bei mir an die Stelle der poetisch-phantastischen Erwartungen gedrängt. Denn der ärgste Feind des neuen Hellenenvolkes war die Parteisucht, die Zwietracht der vornehmsten Familien und Häupter, der mangelnde Wille, sich einer gemeinsamen Führung unterzuordnen. So wurde, was im Einzelnen Großes gethan war, häufig durch eine Gegenpartei wieder vernichtet, ja es kam zu Streitigkeiten,

die, während man draußen gegen den Feind kämpfte, im Innern die gute Sache durch Bürgerkrieg verunehrten. Daß man dabei endlich dennoch zu so bedeutenden Resultaten und zu endlicher Einigung gelangte, ist fast wie ein Wunder anzusehen.

Ich war, nachdem ich die Feldzüge der ersten Jahre mitgemacht hatte, des Krieges unter solchen Umständen überdrüssig. Allein nach Deutschland dachte ich, trotz aller Mißstimmung, doch noch nicht zurückzukehren. Ich war ein Abenteurer geworden, für den die elenden politischen Verhältnissen daheim keine Anziehung hatten, für den sie sogar gefährlich gewesen wären. In Deutschland hatte man in jenen unseligen zwanziger Jahren, deren Physiognomie uns heute ebenso empörend als lächerlich erscheint, nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf heimliche Demagogen zu fahnden, und die Festungen mit jungen Leuten anzufüllen, die sich unterstanden, die bestehenden Verhältnisse für unvollkommen zu erklären, oder die auch nur ein buntes Bändchen getragen, ohne sich etwas Gefährliches dabei zu denken. Was sollte ich, der Abenteurer, der Kämpfer für die griechische Freiheit, die daheim als die strafwürdigste Revolution des Volkes gegen seinen angestammten Herrn und Landesvater, den Türkensultan, betrachtet wurde, was sollte ich in Deutschland! Ein unbedachtes Wort hätte genügt — ja, man hätte das vielleicht gar nicht abgewartet, um mir auf einer Festung für ein halbes

Leben Wohnung zu geben. So blieb ich denn unter meinen Griechen, für deren Sache ich keineswegs erkaltet war. Es fehlte an wohlgeschulten geistigen Kräften, und so war ich mit meinen Kenntnissen und gutem Willen für die Verwaltung und Organisation der Landesverhältnisse vielleicht noch willkommener, als ich es mit den Waffen gewesen war. Ich schloß mich den französischen Ingenieurs an, welche im Auftrage der neuen provisorischen Regierung Griechenlands trigonometrische Vermessungen durch das ganze Land vornahmen, und lernte so den kassischen Boden mit all seinen Trümmerstätten genau kennen. War das auch für meine philologischen und Alterthumsstudien sehr ausgiebig, so erfüllte mich der Anblick dieser Verwüstung und barbarischen Verkommenheit des einst blühenden Hellas mit Entsetzen und tiefer Trauer. Unter Bergen von Schutt und Erde lagen die noch unausgegrabenen Tempel, Theater, Ringschulen und Säulenhallen, die Wälder von Götterbildern und Heroenstatuen von Olympia, Delphi und anderer geweihter Plätze; über ihren Riesengräbern wurzelten hundertjährige Eichen, wenn nicht auch diese die Axt bereits gefällt hatte. Wenige elende Städte, keine Dörfer, einsame Districte, wo wir tagelang keinem Menschen begegneten, höchstens einem Hirten, der seine Heerde auf dem Rasen über zerfallenen Städtetrümmern grasen ließ. Wie sollten von dem armen Lande die Hülfsquellen gefunden werden,

sich aus diesem Verfall für eine neue Cultur wieder urbar zu machen? Man mußte kein Zeitalter des Perikles im Kopfe haben, wie damals ich, wenn man ohne schmerzliche Enttäuschungen hier seine Forschungen machen wollte. Doch brachten mich diese Wanderungen in manche Beziehungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, die in bessern Gegenden Grundbesitz hatten, Beziehungen, die noch merkwürdig in mein Leben eingreifen sollten. — Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde ich in die persönliche Nähe des Gafen Kapodistria gezogen, der als Präsident der provisorischen Regierung an die Spitze des neuen Staates getreten war. So ward ich in das unselige Geschick dieses Mannes verwickelt, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Eifer für seine Sache, gleich ihm, mit dem Leben hätte büßen müssen.

Vielgestaltig und selten gerecht sind die Urtheile über den Mann, der doch das Beste für sein Vaterland gewollt hat. Er war nicht der Verräther, zu dem eine erbitterte Gegenpartei ihn machen wollte, nicht der Verräther, der Griechenland im Augenblicke der Befreiung an Rußland verkaufen wollte. Er war streng, er glaubte die herrschenden Parteiungen nur durch Härte bewältigen zu können, und verfuhr oft in seinem Eifer grausamer gegen die Großen des Landes, als es nöthig oder klug war. Ihm standen weder die ausreichenden Mittel, noch auch schon die besten Kräfte zu Diensten, daher er denn Manches verfehlte, und

oft sein Thun den Anschein absoluter Willkür gewann. So mußte er mit seinem Streben und Dasein an der Unzulänglichkeit seiner Mittel scheitern. Doch hätte er ein solches Ende vermeiden können, wäre er fähig gewesen, ganz ohne die angestammte Parteisucht sich rein über den Gegensätzen zu erhalten. Nicht ohne seine Schuld hatte er sich die Familie Mauromichalis zu erbitterten Feinden gemacht, sie waren es daher, die ihn als den nach Alleinherrschaft strebenden Gegner der Freiheit erklärten. Noch schmachtete das Oberhaupt der Familie, Pietro, im Kerker zu Nauplia. Sein Bruder Georgios und sein Sohn Constantin hatten vergeblich auf seine Befreiung gedrungen, hatten diese endlich mit scharfen Worten als ihr Recht gefordert, und waren dafür zum Arrest in den Grenzen der Stadt verurtheilt worden. Nun war es am 9. Oct. 1831 zu Nauplia, da Kapodistria früh Morgens in die Kirche des heiligen Georg treten wollte, als Constantin Mauromichalis ihn mit einer Pistole in den Kopf schoß, während Georgios ihm einen Dolch in den Leib stieß. Drohender Auflauf und wüthendes Geschrei verkünden mir bei meiner Arbeit das furchtbare Ereigniß. Ich eile hinaus auf die Straße, erfahre, daß Constantin von dem empörten Volke unter gräßlichen Mißhandlungen umgebracht und zerrissen worden ist, während Georgios sich der Wuth des Pöbels für den Augenblick in die Wohnung des französischen Gesandten entzogen hat.

Während die Woge des Volkes sich dahin wälzt, fliege ich nach dem Orte des Verbrechens. Da stürzte mir ein Jüngling entgegen — ich kannte ihn, ich mußte ihn mitschuldig glauben, wollte ihn retten, und hielt ihn auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Er aber windet sich mit wüthender Geberde aus meinen Armen, versetzt mir einen Stoß mit einem Jatagan, dem türkischen Dolche, und entflieht mir — während ich fühle, daß es schwarz vor meinen Augen wird, und bald darauf ohnmächtig zu Boden sinke. Mein letzter schmerzlicher Gedanke war, daß ich von dieser Hand den Stoß weder vermuthet noch verdient hatte.

Ich erwachte in einem mir unbekannten Zimmer. Es hieß, man habe mich vor dem wilden Tumulte an einem sichern Orte bergen müssen. Der Arzt erklärte meine Wunde für nicht lebensgefährlich, doch bewirkte der übermäßige Blutverlust, daß ich in den nächsten Tagen kaum von mir wußte. Ueber Nacht war mir's, als befände ich mich auf einem Schiffe, ich glaubte das Rauschen des Meeres um mich her zu vernehmen. Tags darauf wurde wirklich gelandet, man trug mich mit aller Sorgfalt in ein Landhaus, dessen Umgebung von Kastanien und dunklen Cypressen sich mir einen Augenblick einprägte. Nach einigen Tagen fühlte ich mich besser, und erfuhr, daß ich auf der Insel Hydra sei, derselben, auf der ich einst mit hochfliegenden Plänen den griechischen Boden zuerst betreten hatte.

Ich war jetzt in sehr freundschaftlichen Umgebungen und unter sorgfältigster Pflege, und doch fühlte ich mich im Tiefsten beunruhigt über die geheimnißvolle Hand, die sich an diesem verborgenen Orte meiner angenommen hatte. Denn leider war sie für meine Vermuthungen kein Geheimniß mehr. Ich hatte im Halbschlummer flüstern hören, ich hatte eine weibliche Gestalt, die sich über mich beugte, erkannt, so schnell sie auch bei einer leichten Bewegung zurückzuckte, und sich fortan verborgen hielt. Denn um keinen Preis hätte ich diesen Händen, so schön und verehrungswerth sie waren, etwas verdanken mögen — und jetzt war ich auf meinem Krankenlager gleichsam ihr Gefangener, und mußte über mich ergehen lassen, was ich sonst abgelehnt hätte. Innerster Ingrimm über meine Lage, die Aussicht auf kommende Verlegenheiten, das Planmäßige, womit man meine Gefangenschaft bewirkt hatte, beunruhigten mich, arbeiteten in meinem Gemüthe, und trugen nicht bei, meine Genesung zu beschleunigen. Aus den öffentlichen Geschäften sah ich mich so in peinigende Privatverhältnisse versetzt, die ich für alle Zeit abgethan geglaubt hatte. — Die Herrin meiner Haft erschien nicht wieder an meinem Lager, ich blieb ihrer Dienerschaft, die es mir an Nichts fehlen ließ, anvertraut. Allein ich kam bald zu dem Entschlusse, mit ihr zu sprechen, mich drängte es, die unklare Situation durchaus zu enthüllen, koste es was es

wolle. Da erfuhr ich, daß sie bereits wieder nach Nauplia zurückgereist sei, wo sie mit dem neuen Präsidenten der Regierung, Augustin Kapodistria, dem Bruder des Ermordeten, zu verhandeln habe. Ich erfuhr ferner, daß Georgios Mauromichalis bereits zu Nauplia auf öffentlichem Platze den Tod durch Erschießung gefunden habe, während sein Bruder, der greise Pietro im Angesichte dieses Strafgerichtes und in verschärfter Kerkerhaft noch immer schmachtete. Ach, ich war diesem Hause, das ich bei meinen Wanderungen durch die Landschaft der Maina kennen gelernt, einst so eng befreundet gewesen! Meine Dienste bei Kapodistria und die Feindschaft der gewaltigen Mainottenfamilie gegen ihn hatten auch uns zu Feinden gemacht. Ich hatte Böses durch sie erfahren, und konnte doch nicht umhin, Einen, den Jüngsten von ihnen, noch immer zu lieben, und mich um sein Geschick mit Angst und bittern Vermuthungen zu kümmern!

Meine Lage wurde mir unerträglich. Trotz der besten Pflege war ich einsam und sollte es sein, wie mein Arzt, ein alter Mönch aus dem benachbarten Kloster, es verordnete. Mich aber verlangte nach Kunde aus der Welt, ich sehnte mich nach Nachrichten aus Nauplia, ich wollte wissen, welchen Einfluß die Ermordung Kapodistria's auf die politische Lage ausübe, wie die Parteien ständen — ich konnte mich, der ich bisher mitten im politisch-diplomatischen Treiben der

Regierungskreise gestanden, gar nicht finden und fassen in das entsetzliche Einerlei des Krankenzimmers.

Da tritt mein alter Arzt eines Tages ein, und ein gewisses Schmunzeln dringt selbst unter dem weißen Barte, der seine Lippen bedeckte, hervor. Er scheint mit meinem Zustande zufriedener als gestern und winkt nach der Thür hin. „Hier kommt Gesellschaft, der ich Dich anvertrauen kann, mein Sohn!“ Mit diesen Worten führt er einen andern Mönch an mein Lager und verläßt mit freundlichem Nicken das Zimmer. Ich aber schrie auf vor Freude und streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen. Denn ich erkannte meinen Waffenbruder, den Mönch Eulogios aus dem Athoskloster Paulu. Wir hatten die Feldzüge zweier Jahre miteinander gemacht, hatten bei Thermopylä unter Odysseus die Türken geschlagen und gemeinsam meinen guten Hans Neubauer begraben, den auch Eulogios einst liebgewonnen. Der wackre Streiter für die Kirche war nach dem Kriege in sein Kloster zurückgegangen und befand sich jetzt auf einer Reise in Geschäften seiner Brüderschaft. Er hatte lange vergebens nach mir gefragt, fürchtete auch mein Leben in dem Verhängniß der letzten Parteikämpfe verloren, und seine Freude war aufrichtig, mich in einem Zustande zu finden, der immer noch über seine Erwartung günstig war.

Eulogios hatte mindestens ein Decennium vor mir voraus, er mochte vierzig Jahre alt sein. Eine hohe,

vornehme Gestalt, die den Kopf keineswegs gesenkt und mönchisch trug. Die dunklen Augen über der gebogenen Nase blickten klar und durchdringend. Der lange schwarze Bart gab der an sich schon charaktervollen Gestalt etwas Imponirendes. Eulogios hatte sich auf Reisen in Geschäften seines Ordens, in Syrien, Palästina, in Rußland, sogar in Deutschland, Kenntnisse und Anschauungen erworben, welche über die gewöhnliche Klosterbildung hinaus gingen. Daß er ein wenig von der deutschen Sprache verstand, und mit einer gewissen toleranten Ehrfurcht Deutschland als das Land der Bildung bezeichnete, hatte mich ihm zuerst näher geführt. Bald lernte ich den ernsten Mann noch mehr kennen und schätzen, und unsere freundschaftliche Anziehung wurde gegenseitig. Gern gestattete ich ihm die Autorität des älteren und erfahrneren Freundes über mich, während er sich die Vortheile deutscher Schulbildung an dem Jüngeren eifrig und mit Theilnahme zu Nutze machte. — Niemand konnte mir in diesem Augenblicke gelegener kommen als Eulogios, ich brauchte einen Vertrauten, einen Berather, einen Helfer.

Nachdem wir mit Kummer die unseligen politischen Ereignisse, die Verwirrungen der Parteisucht durchgesprochen hatten, kam ich dann auch auf meine eigenen Verhältnisse, setzte ihm die Beziehungen auseinander, die mich an diesen Ort wider meinen Willen gebracht, und verlangte durch seinen Einfluß die Lösung meiner

Bande. Er schwieg einen Augenblick. Dann begann er: „Ich wünschte mit dieser Sirene nicht persönlich zu thun zu haben. Sie würde Dich freiwillig nicht von sich lassen, und mit Gewalt kann ich Dich nicht befreien. Fühltest Du Dich mehr bei Kräften, so müßtest Du entfliehen. Aber das ist jetzt nicht thunlich."

Ich erhob mich rasch, ich fühlte mich schon gekräftigt durch diesen Gedanken, und drang in ihn, mir die Flucht aus diesem Hause möglich zu machen.

Eulogios überlegte. „Deine Genesung dürfte an einem anderen Orte besser von statten gehen als hier," sagte er, „und ich stehe gar nicht an, Deine Flucht zu begünstigen. Aber Du dürftest nicht nur entfliehen, Du müßtest für einige Zeit völlig verschwinden. Ueberdies — in unser politisches Parteileben sähe ich Dich nicht gern noch einmal verwickelt. Du hast Deine Kräfte für Griechenland genugsam eingesetzt, und dafür wollen wir Dir dankbar sein, allein Du wirst als Fremder hier doch niemals den Dank ernten, der Dir gebührt. Endlich wird Dir die eigene Heimath doch wieder anziehend werden, und Du wirst nach Deutschland zurückkehren. Denke also auch wieder an Dich selbst, und laß die Politik hier gehen, wie sie geht. Die Zeit, die Du noch bei uns zubringen magst, verwende auf die Erforschung derjenigen Hülfsquellen, die Dir hier für Deine Wissenschaft zu Gebote stehen. Die Bibliotheken in den Klöstern auf dem Athos sind noch reich an

Fundgruben. Du findest auf dem Athos Freunde genug, und wir werden Dir, als einem verdienten Waffengefährten, gern jeden Vorschub leisten für Deine Studien. Komm also mit nach dem Athos. Dort bist Du weit genug vom politischen Schauplatze entfernt, kannst Dich erholen und kannst arbeiten. Aber freilich — schon morgen früh geht das Schiff ab, das mich nach dem heiligen Berge führt."

Ich umarmte den Freund stürmisch und erklärte mich einverstanden. In der freudigen Anspannung meines ganzen Wesens empfand ich schon nichts mehr von Schmerz oder Erschöpfung, und drängte, die Flucht nur gleich zu bewerkstelligen. Die Dämmerung senkte sich, der Augenblick schien günstig. „So komm!" sagte Eulogios, „versuchen wir die Gunst der Stunde!" Er faßte mich unter den Arm und führte mich aus dem Zimmer. Wir gelangten aus dem Hause, durchschritten die dunklen Baumgänge des Gartens, verließen das Thor, ohne einem Menschen zu begegnen. Mein Herz schlug vor Freude, und in hastigem Schritte zog ich den Führer mehr, und drängte ihn, schneller zu gehen, als er mir gestatten wollte. Meine Hüter im Hause, die mich in guter Gesellschaft wußten, und denen wohl der Gedanke, der Kranke könne ihnen davongehen, noch niemals nahe getreten war, mochten noch kaum den leeren Käfig betreten haben. — In einem kleinen Kloster, dicht am Hafen, machten wir Rast. Ein

griechisches Mönchskleid wurde mir übergeworfen. Jetzt fühlte ich mich zwar sicher, zugleich aber überkam eine Schwäche meinen Körper, daß ich kraftlos zusammensank. Eulogios war mit bedenklichem Gesicht um mich geschäftig, und ich las die Furcht in seinen Mienen, er werde mich morgen nicht mit zu Schiffe nehmen können. Ich suchte dies Bedenken zu zerstreuen, meinen Zustand so leicht als möglich darzustellen, und als der Morgen kam, raffte ich alle Kraft zusammen, um mit zu Schiffe zu gehen. Ein zuverlässiger Mann im Kloster wurde noch als Bote an einen meiner Bekannten nach Nauplia ausgerüstet, um mir meine Kleider, Bücher und sonstiges Gepäck mit dem nächsten Schiffe nach dem Athos zu senden.

So stachen wir in der Frühe des nächsten Morgens wirklich in See, und hinter uns verschwand das Ufer von Hydra, und bald auch des Festlandes von Attika. Zwischen den nördlichen Cykladen steuerten wir hindurch, vorüber nach Euböa, vorüber an Skyros, und durch die Farbenpracht des ägäischen Meeres, das in Bläue und Sonnenschein zu blühen schien, erreichten wir die Insel Stalimene, das alte Lemnos. Von hier aus mußte ein kleineres Schiff uns nach dem „heiligen Berge," zu welchem der große Verkehr nicht leitete, hinüber führen.

Immer größer traten uns die Gebirge der drei Landzungen der alten Chalcidice entgegen, am gewaltigsten die nördlichste Halbinsel, das Vorgebirge des

Athos. Welch eine staunenswerthe, überwältigende Herrlichkeit der Natur begrüßte hier den Ankommenden. In wundervoll gezeichneten Linien hoben sich die Gebirge von den reinen Lufttönen ab, schwimmend in Farben und Duft, während der eigentliche Gipfel des Athos wie ein Riese bis an die letzte Spitze in das Meer hervortrat. Ewiger Schnee und Eis auf seinem Scheitel, zwischen Laubwäldern grüne Mattenteppiche um seine Schultern, während in furchtbarer Steilheit sein Fuß, felsig und unnahbar, schroff in die Wellen tritt. So steht er da als die Hochwacht des ägäischen Meeres, hinüberschauend auf das ihn umgebende Inselreich und die dahinschwindenden Küsten Thessaliens, von wo die beiden Gewaltigen, Pelion und Ossa, ihn noch am Horizonte begrüßen.

Im breiten Bogen umsegelten wir das Felsencap des Athos, dessen Brandung einst schon die Perserflotte gefürchtet hatte. Je näher wir der westlichen Seite kamen, desto mehr weitete sich der Gebirgszug aus, und die kleinen weißen Punkte, die sich zwischen Wäldergrün und Felsengrau zeigten, wurden zu deutlichem Gemäuer, bis sie sich endlich als mächtige hochgethürmte Klosterburgen, zum Theil in der kühnsten und malerisch prächtigsten Lage darstellten.

Und nun saß ich schon seit Wochen, genesen, wohlgeborgen, freundlich beherbergt, in einer Fremdenzelle des Klosters Paulu, arbeitete auch schon dies und jenes,

und hielt in den Mußestunden der Klosterbrüder auch wohl politische Gespräche, wozu besonders einige der jüngeren, welche selbst die Waffen geführt hatten, immer aufgelegt waren. Meine Zelle in dem Gebäude des Fremdenhospitiums, oder wie es in griechischen Klöstern heißt, des Archontalyks, war so angenehm, als ich sie nur wünschen konnte. Der früh-mittelalterliche gewölbte Raum hatte eine getäfelte Wandbekleidung von gebräuntem Holze, über welcher sich byzantinische Gemälde auf Goldgrund erhoben. Tische und Stühle, schwer, massiv, alterthümlich, alle Geräthschaften aus einer Urzeit stammend, deren Kunstproducte allein auf so entlegenen Posten des Culturlebens, an welchen die wandelnden Zeitbewegungen nur eben vorüber streiften, so harmonisch übereinstimmend zusammen getroffen werden konnten. Auf dem Tische lagen neben meinen eigenen Büchern, winzigen Taschenausgaben griechischer Classiker, gewaltige Pergamentbände und verstaubte Handschriften aus der Bibliothek. Allein oft, wenn ich in der tiefen Fensternische saß, über alte Manuscripte gebeugt, und mir von draußen aus der Tiefe ein Blüthenduft in die Zelle wehte, konnte ich doch nicht umhin, die Studien zu vergessen, und hinaus zu blicken über die Weingärten, Wald und Bergschluchen, auf das blaue unendliche Meer, und oft genug lief ich den Büchern davon um in der Nähe des Klosters auf den Gebirgsrücken umherzuschweifen; häufig allein, öfter aber hatte ich

Gesellschaft. Denn es gab zwischen den reichlichen Andachten im Kloster auch Mußestunden, wo sich die Brüder erholen durften. Dieser täglichen Gottesdienste waren sechs an der Zahl. Vier von der Orthra bis zum Hesperinon, also zwischen Sonnenaufgang und Abend; und um Mitternacht, wenn ich längst mein Lager gesucht hatte, hörte ich zuweilen noch die Liturgie des Mesonyktikon, der längsten, dreistündigen Andacht. Doch war nicht alle zwischen diesen reichlichen Bet- und Bußübungen liegende Zeit den Brüdern zur Muße bestimmt. Da gab es besonders für die Jüngeren und die Novizen, welche den einzelnen Beamten zugetheilt waren, Arbeit vollauf. Es galt die Wege und Bergstraßen in Ordnung zu halten, die Ernte zu sammeln, die Weinpflanzungen zu pflegen, es gab in den Gärten zu thun, Kräuter für die Apotheke zu sammeln, und manches andere Geschäft, von welchem nur die Alten und Schwachen ausgeschlossen blieben. Bei dieser stetigen Beschäftigung gab es kein lässiges Sichgehenlassen, welches den Körper erschlafft und zu jener Fülle anschwellen läßt, die oft in den römischen Klöstern so widerlich auffällt. Alle meine Hausgenossen waren eher mager, aber kräftig und rüstig, und dabei heiteren Gemüthes bei ihrer oft beschwerlichen Arbeit. Kam aber die Feierstunde, dann fühlte man sich auch zu frohem Verkehr und Gespräch gestimmt. Ich theilte an der großen Tafel, an welcher hundertundfünfzig Brüder saßen, alte und junge, das gemeinsame Mahl

mit ihnen, welches die Klosterküche sehr gut zu bereiten verstand, und dem Weine, der ihnen durchaus gestattet ist, wurde fleißig zugesprochen. Die Unterhaltung war angeregt und nicht ohne Interesse. Viele der älteren Brüder hatten die Welt gesehen und besaßen eine Art von Bildung, ließen sich auch gern mit naivem Interesse über Dinge, die ihnen fremd waren, unterrichten. Mein protestantisches Ketzerthum kam natürlich auch zur Sprache, doch hatte ich bei ihrer Toleranz nichts zu fürchten. Man behauptete, mein Christenthum stehe dem ihrigen viel näher, als das römisch-katholische, schon weil sich der Protestantismus in Gegensatz zu diesem stellte. Für die griechischen Mönche aber gab es auf Erden keinen größeren Widerpart, als „den Papst zu Rom."

Und wanderten wir dann nach dem Mahl, oder in den kühleren Stunden gegen Abend gruppenweise umher, bald unter den prächtigen Eichen, Platanen und Cypressen des Gartens, oder zu dem köstlichen Plätzchen, wo die steinernen Bänke auf der Felsenbastei zum weiten Ausblick über das Meer einladen — dann waren unsere Gespräche auch wohl vergnügter, und man erlaubte sich von Herzen zu lachen. Etwas weniger schwerfällig nahm man überhaupt hier die Banngrenzen, in welche man sich eingepfercht hatte. Denn während in den meisten Athosklöstern sich eine gemischte Bevölkerung findet, zusammengesetzt aus Repräsentanten sehr

verschiedener Nationen, ist die Brüderschaft von Paulu eine Art von Landsmannschaft zu nennen, indem sie nur aus Griechen von den ionischen Inseln besteht. Dieses reine Hellenenthum, so weit man es in den modernen Generationen noch gelten lassen will, machte sich selbst unter dem Klosterkleide bei meinen Freunden noch sichtbar. Nicht nur durch die meist hervorragend wohlgebildeten Gestalten und oft fast antiken Kopf- und Gesichtsbildungen, sondern auch durch die angenehme Umgangsform, das leichtere Geblüt und die größere Toleranz in Glaubensansichten. Die Brüder von Paulu standen deshalb sogar, wie ich später erfuhr, bei den übrigen Klöstern in dem Rufe der Ketzerei und Freidenkerei. Die Beziehungen zu ihrer Heimath, die Berührung mit dem ketzerischen Westen, machten ihre Anschauungen freilich weniger eingeschränkt. Sie kamen mehr in die Welt, viele von ihnen sprachen mehrere europäische Sprachen, sie kümmerten sich um die Politik anderer Völker, und mochten nicht ganz ohne wissenschaftliche Interessen sein. Sie bildeten deshalb einen starken Gegensatz zu dem nur eine Viertelstunde entfernten, und nur durch einen gewaltigen Felsenvorsprung von ihnen getrennten Kloster Dionissiu, wo die strengste asketische Zucht herrscht, und woher ihnen manche unbequeme glaubensbrüderliche Anfeindung erwuchs.

Auf die Gesellschaft meines wackern Eulogios hatte

ich freilich bisher verzichten müssen. Er war schon am Tage nach unserer Ankunft mit dem Hegumenos oder Abt von Paulu zur Synode nach Karyais gereist. Dieser Flecken, der einzige von Nichtmönchen bewohnte Ort des heiligen Berges, ist der Vorort der Republik von zwanzig Klöstern, welche um den Athos herum liegen. Jedes Kloster schickt seinen Hegumenos zur Tagsatzung dahin, und dieser Bundesrath wählt aus seiner Mitte auf ein Jahr den Präsidenten der Mönchsrepublik, welcher den Titel „Der Erste des Athos" führt. Dort berieth gerade jetzt die Synode die wichtigsten inneren und äußeren Angelegenheiten. Die politische Neugestaltung Griechenlands, an der man hier so eifrig theilgenommen, hatte der Republik die Rache ihrer Feinde nur zu sehr zugezogen, und einige völlig zerstörte und niedergebrannte Klöster zeigten, wie sehr sie auf ihrem ausgesetzten Posten von der barbarischen Rohheit des türkischen Raubgesindels zu leiden gehabt hatten. Groß war die Sehnsucht der Athosbrüderschaft, mit in den griechischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Wie zweifelhaft die Erfüllung dieses Wunsches, bei der Entfernung des heiligen Berges vom Mutterlande, auch war, so wollte die Synode doch keine Mühe und Arbeit scheuen, die politische Ablösung des Athos von dem türkischen Staate zu bewirken. Diese Mühe hat sich freilich als vergeblich dargestellt, damals aber waren die Gemüther voll Hoffnung, und

mit Spannung verfolgte man die Verhandlungen zu Karyais.

Eulogios hatte mir beim Abschied einen jungen Mönch, Namens Cyrill, zu meiner besonderen Bedienung und, wenn ich einen so jungen Menschen nicht ablehnen wollte, zur Gesellschaft zugeführt. Er nannte ihn seinen Neffen. „Nimm Dich seiner ein wenig an, Theophilos!“ sagte er. „Es wäre mir von Werth, einst ein Urtheil von Dir über den Knaben zu hören.“

Cyrill war erst Novize, und hatte noch lange Zeit, um in die Priesterschaft als Hiereus aufgenommen zu werden. Bei seiner empfehlenden Erscheinung nahm er mich vom ersten Augenblicke ein. Er mochte damals etwa siebzehn Jahr alt sein, und seine Gesichts- und Körperbildung erinnerte lebhaft an die Jugendideale der altgriechischen Plastik. Noch lockte sich das dunkle Haar ungeschoren über seiner Stirn, das Antlitz war rein und unschuldig, noch von fast weiblicher Anmuth, seine Gestalt, wenn auch noch nicht völlig entwickelt, schlank und elastisch. Man hätte ihn lieber in einer andern als der Mönchskleidung gesehen. Aber der Ausdruck seiner Züge hatte etwas, das dem alten Griechenthum immer fremd war und ihn als modernen Menschen kennzeichnete. Es lag etwas Melancholisches in seinen Augen, sein Antlitz sprach von einem inneren Druck, der sich zwar nur schüchtern kundgeben mochte, aber

auch nicht ganz verhüllen ließ. — Der Knabe interessirte mich, und ich kam ihm freundlich entgegen. Sein Wesen schien sich bei meiner Offenheit zu erschließen, sein Gesicht wurde heiterer, und bald sah ich ihn mit einer Herzlichkeit mir ergeben, die mich rührte, und mir seine Gesellschaft werth machte. Cyrill suchte mich auf, so oft er eine Feierstunde hatte, und konnte betrübt aussehen, wenn er mich bereits mit älteren Brüdern in Unterhaltung fand, in deren Nähe er sich nicht wagte. Um so beglückter war er, wenn ich ihn zu einer Wanderung in die Berge aufforderte, wo er sich dann als rüstiger Fußgänger vor den Aelteren bevorzugt sah. Sein jugendliches Gemüth konnte sich in die Entsagungen des Klosterlebens, dem er erst seit einem Jahr angehörte, noch nicht finden. Zwar sprach er nicht aus, daß die reichlichen täglichen Andachten nicht nach seinem Sinne waren, daß er den gesunden Schlaf der dreistündigen nächtlichen Liturgie vorgezogen hätte, daß er sich die Welt draußen schöner dachte, als das Kloster; doch merkte ich seinem Wesen den inneren Zwiespalt bald ab. Er war unglücklich, daß er noch ein Kind gewesen, als man für die griechische Freiheit kämpfte, daß er von Siegen und Heldenthaten reden hören müsse, ohne selbst etwas dafür gethan zu haben.

Eines Tages fand ich Cyrill in meinem Zimmer, das er auch in meiner Abwesenheit zu betreten die Erlaubniß hatte. Er war mit hochgerötheten Wangen

in das Lesen eines Buches vertieft, welches er bei meinem Eintreten hastig hinwarf, als fühlte er sich über unerlaubten Dingen ertappt. Es war die Odyssee. Ich fragte, ob ihm die Sprache seiner Vorfahren ganz verständlich sei? Er erklärte befangen, daß ihm dazu noch Manches fehle. Ich versprach, ihn darin zu unterrichten, und nahm gleich die Odyssee zur Hand, ohne viel Rücksicht, daß es ein weltliches Buch war. Cyrill, der gefürchtet haben mochte, ausgescholten zu werden — vielleicht gab ihm die Stelle, über welcher er ertappt worden war, noch mehr Grund dazu — erglühte über das ganze Gesicht vor Freude. So wurde er mein Schüler, und machte mich erstaunen über die Fortschritte und den philologischen Eifer seiner Bestrebungen. Der Homer war bald von ihm verschlungen, wir standen bereits beim Sophokles, wo ihn dann die Welt des altgriechischen Lebens, welche ich ihm dabei erschließen mußte, mit Zauberbanden fesselte. Er war glücklich in seiner neuen Welt, und schien darüber eine Zeit lang den Gegensatz zu seinen äußeren Verhältnissen zu vergessen.

Es war in der Frühe eines ätherklaren Morgens, als Cyrill in meine Zelle stürmte und mit erschrecktem Gesicht mir anzeigte, daß er den Befehl erhalten habe, mit einer Botschaft an den Hegumenos nach Karyais zu gehen. Ich mußte lächeln, als ich erfuhr, daß das Unglück für ihn darin bestehe, vier bis fünf Tage,

vielleicht eine ganze Woche unsere Studien aussetzen zu müssen. Ich faßte schnell einen Entschluß. Es war mir interessant, den Ort der Tagsatzung auf dem heiligen Berge kennen zu lernen, ich konnte zugleich in einigen Bibliotheken der Klöster auf der Ostseite des Gebirges vorsprechen, wo ebenfalls noch Waffenbrüder zu begrüßen waren, und endlich wünschte ich meinen wackern Eulogios zu Karyais zu überraschen. Cyrill wurde dunkelroth vor Freude, als ich erklärte, ich würde ihn begleiten. Rasch ließ ich ihn das nöthigste Kleingepäck für die Ausfahrt in meine Wandertasche zusammenthun, den Homer steckte er ungeheißen hinein, man brachte mir bereitwillig eine Flasche Wein und einige Lebensmittel aus der Klosterküche, und als das Bündel geschnürt war, schlang Cyrill die Tasche um die Schultern, und wir waren gerüstet. Mit tüchtigen Gebirgsstöcken versehen, machten wir uns auf die Wanderung.

Das Kloster Paulu ist das südlichste auf der westlichen Seite. Von hier springen die Felsengrate weglos, in furchtbarer Steilheit nach dem Südcap hervor, baumlos, kahl, nur von Adlern und Seevögeln bewohnt. Um aus den köstlichen Umgebungen von Paulu nach der Ostseite der Halbinsel zu gelangen — denn ich zog diesen etwas weiteren Weg vor — hatten wir den Pfad durch eine gewaltige Felsspalte hinan zu klimmen. Eine Alpennatur umgab uns. Gießbäche stürzten von den Höhen in sprühenden Katarakten, brachen sich aus

Seitenspalten Bahn, mit Schäumen und Donnern, daß die leichten Stege, die darüber hinführten, erbebten, und wir uns wie in Gewölk von feinem Sprühregen gehüllt sahen. Und fand dann ein Sonnenstrahl den Weg durch die aufstrebenden Wipfel der Eichen und Buchen, dann leuchtete es über den Wasserfällen in allen Regenbogenfarben, und die ganze üppig sprossende Vegetation dieser Schlucht strahlte in bunten und lachenden Goldtönen. Cyrill schritt bald neben, bald vor mir her und declamirte Chorstrophen aus dem Sophokles, und je lauter die Wasserstürze donnerten, desto mehr erhob er die Stimme. Zuweilen ging er in eine Art von Melodie über, die er den langgezogenen Weisen der Liturgie zu entnehmen schien. Ich horchte hoch auf. Hatte hier nicht vielleicht die naive Auffassung und Wiedergabe des griechischen Chorgesanges den richtigen Ton für die noch immer ungelöste Frage der alten dramatischen Musik gefunden? Ich habe dreißig Jahre später im Vaterlande diese Chöre in der Composition eines deutschen Tonmeisters gehört und bewundert, und doch mußte ich dabei an meines jungen Gefährten kunstlose Vortragsart zurückdenken, und es wollte mir scheinen, als hätte sich seine anspruchslose Weise mehr der antiken genähert, als die moderne, sich mit Mühe zurückreflectirende Tonsprache. — Cyrill war in der glücklichsten und gehobensten Stimmung. Ich gab mir den Anschein, auf seine Declamation gar nicht

zu achten, um ihm seine Unbefangenheit zu lassen, und um so mehr davon zu vernehmen.

Höher und höher stiegen wir, und als wir den oberen Rand der Schlucht erreichten, betraten wir eine völlig veränderte Naturscene. Wir standen in kahler Felsenumgebung. Nach Osten wendete sich der Pfad um die schroffen Grate der Südspitze, schmal, zum Theil auf Galerien über Felsenrisse und Spalten; schwindeltief unter uns die Brandung der Wellen, steil über uns die Felsenwand. Wir drangen in die wilde, öde Region der Einsiedler und Büßer.

Denn außer den Klostermönchen giebt es auf dem heiligen Berge Hunderte von frommen Entsagenden, welchen das Leben in den Klöstern noch zu weltlich und nachgiebig, noch zu sehr den Anfechtungen des Fleisches ausgesetzt ist, die sich daher zu gesteigerter Entbehrung in die rauhesten Gegenden zurückgezogen haben. Sie leben, im kirchlichen Verbande verschiedener Klöster, in Gruppen vertheilt um kleine Kirchlein und Kapellen herum, je frömmer und lebenentfremdeter, desto höher in der rauhen Felsenregion. Es giebt mehrere solcher Bußorte, Asketerien oder Skitis genannt. Schon beim Umgehen des Felsens sahen wir wohl fünfzig solcher Einsiedlerhäuschen, wie Nester in die Spalten des Gesteins eingeklebt. Als wir über die Granitmassen dann wieder zum Walde hinaufstiegen, betraten wir die Skitis Kerasia, gerade über dem Südcap des Gebirges, den

Aufenthalt der strengsten dieser Bußgemeinden. Hier leben die eigentlichen Helden der Entsagung. Auch sie arbeiten, sie üben die härteste Arbeit, indem sie hier Felsenpfade bahnen und in Ordnung halten, und dabei die selbstauferlegte Pflicht des Fastens bis zu einem Grade erfüllen, daß Manche von ihnen zu wahren Skeletten abgemagert sind.

Als wir um einen Vorsprung bogen, und über den Steg einer Schlucht gehen wollten, erblickte ich einen Greis, der mühsam an seinem Stabe dahin schritt, und sich einen Augenblick an dem Geländer des Steges festhielt. Ich ging auf ihn zu, um ihm behülflich zu sein. Er erhob sein Haupt und sah mich groß an. Als er mein Vorhaben erkannte, schüttelte er das Haupt, und bedeutete mich mit strenger Miene und abweisender Armbewegung, ihn zu verlassen. Langsam schritt er über den Steg, um eine Felsenecke, und entschwand meinen Augen.

Ich sah mich nach Cyrill um, der längst stiller geworden und in scheuer Ehrfurcht bei Seite getreten war. Jetzt sah er mich an mit einem Blicke, dessen Aengstlichkeit mich befremdete. „Kennst Du den Greis?“ fragte ich.

Er bejahte es. „Er gehört zu den „Ueberwältigern der Welt,“ sagte er, „zu den „Stummen des Herrn.“

„Wie das? Hat er ein Gelübde ewigen Schweigens gethan?“

„Das nicht, er spricht wohl, aber selten; über weltliche Dinge niemals. Man sagt, er sei über neunzig Jahr alt. Es sollen noch ältere hier oben in der Skitis sein. Aber auch viele jüngere. Sie sind streng gegen sich, nähren sich nur von Nüssen, Honig und Zwiebeln, selten genießen sie Brot. Einige haben es in der Ertödtung des Irdischen in sich so weit gebracht, daß sie mit den Engeln des Himmels verkehren, sie sind der Welt ganz entrückt. Man nennt sie daher auch „die Schaar der Körperlosen." Jener Greis, den Du gesehen, Gordian genannt, gehört zu ihnen. Er soll schon seit vierzig Jahren hier oben leben." Cyrill sah sich scheu um und beschleunigte seine Schritte.

Wilder und gigantischer wurde die Felsenlandschaft. Riesenbäume über Granitblöcken, furchtbare Schluchten mit niederdonnernden Waldbächen, welche Gestein und Baumstämme in ihrem Sturze mit hinabrissen, dann wieder ein Urwaldsdunkel und eine Wildniß der Vegetation, als habe sich nie ein menschlicher Fuß hierher gewagt. — Da war es mir, als vernähme ich einen halb unterdrückten Aufschrei. Ich wende mich und sehe eine Gestalt, in Lumpen eingehüllt, davon eilen und im Gestrüpp verschwinden. Ich sah sie nur im Rücken und nur einen Augenblick, sie war wie ein Waldgespenst aufgetaucht und wieder verloren. Fragend sah ich meinen Begleiter an.

Er antwortete nicht gleich, sondern suchte sich erst

zu vergewissern, ob die Erscheinung sich unserer Nähe auch völlig entzogen habe. Dann begann er: „Der hat noch keinen Namen und ist erst kurze Zeit hier. Er muß wohl draußen — etwas begangen haben, daß er sich in diese schwerste Buße giebt. Und doch ist er kaum zweiundzwanzig Jahr alt. Es scheint, als wolle er sich auch für die Schaar der „Stummen des Herrn" vorbereiten, denn er hat sich in die Gesellschaft des alten Gordian begeben."

„Ist es möglich!" rief ich erstaunt. „Ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren!"

Cyrill nickte und schien mein Befremden zu theilen. „Als ich ihn zuerst sah," fuhr er fort, „da erfaßte mich ein Mitleid, denn der noch Namenlose hat ein wohlgebildetes Antlitz und sah betrübt aus. Ich wagte es, ihn anzureden. Aber er sprang wüthend auf und gebot mir ohne Worte schnelle Entfernung."

„Warum glaubst Du," fragte ich, „daß er draußen etwas begangen haben müsse?"

Cyrill sah sich noch einmal forschend um. Dann entgegnete er: „Ich weiß nicht — ich will ihm nicht Unrecht thun. Wer geht aber so jung schon in die Skitis? Von Denen hier oben kamen manche aus der weiten Welt, und Niemand fragt oder weiß, was sie hierhergetrieben. Zuweilen aber verlautet doch etwas davon, und so —"

Er unterbrach sich. „So auch von diesem jüngsten Büßer?" fragte ich.

„Von dem nichts, gar nichts!“ sagte Cyrill mit ehrlichem Ausdruck.

Wir überschritten auf schmalem Stege noch eine tiefe Schlucht, verließen damit die Region der Büßer und gelangten über breitere Bergrücken wieder in die schönste von der Sonne durchleuchtete Waldlandschaft. Cyrill, dem ich auf dem ganzen Wege durch die Skitis eine innerste Beängstigung angemerkt hatte, schien erleichtert aufzuathmen, und schritt wieder munter neben mir her, obgleich seine freie, glückliche Stimmung, die ihn bei der Ausfahrt beseelt hatte, doch nicht ganz wiederkehren wollte. — Wir kamen zu einer Waldlichtung, welche den herrlichsten Ausblick über das Meer gestattete. Blühendes Myrthengebüsch besetzte den Abhang und zahllose wilde Rosen bedeckten die sonnige Halde. „Hier laß uns Rast machen und unser Mahl nehmen!“ rief ich. Mein Gefährte packte aus, was man uns auf den Weg gegeben, und wir tafelten und ruhten aus von der Wanderung.

Da zog Cyrill verstohlen die Odyssee hervor und begann zu lesen. Es war seine Lieblingsstelle, die Geschichte der Königstochter Nausikaa und der glückseligen Phäaken. Ich ließ es mir gefallen. In das Gras hingestreckt, sah ich die blaue Wasserebene des Archipelagus vor mir, die Inseln, schimmernd in Farbenglanz und Sommerduft, und die wohlklingende jugendliche Stimme meines Gefährten zauberte mir die

unvergängliche poetische Sagenwelt in die lebendige Landschaft. Noch rauschte die blaue Fluth da unten, noch standen die Umrisse der Berge rein gezeichnet da, wie einstmals, da der Griechen Fürsten sich in Aulis Bucht sammelten; noch dämmerte am Horizonte die Küste von Troas, noch schimmerten ferne Segel vom Meere herauf, wie in der Sagenzeit, da der gewaltige Dulder Odysseus vom Phäakenstrande in schönem Schiffe nach dem heimischen Ithaka entlassen wurde. Die Welt war anders geworden, Jahrtausende hatten die Generationen der Menschheit und ihre Physiognomie verändert. Die Macht der Dichtung war die gleiche geblieben. Aber seltsam! War es nicht ein Mönch, ein für das Kloster bestimmter Knabe, der mich durch sein Lesen zurückversetzte in eine Welt, in eine Anschauungsweise, die seinem Denken verboten sein sollte? Eine Weile ließ ich es gehen. Als aber Odysseus dem gastlichen Strande Nausikaa's Lebewohl gesagt, legte ich schweigend die Hand auf das Buch und hemmte die Fortsetzung. Ich mußte meinen Gefährten in die Wirklichkeit zurückrufen, denn schon ahnten mir rauhe Kämpfe für ihn, die einer Vorbereitung bedurften.

„Cyrill!“ begann ich, „hast Du Dir auch klar gemacht, wie sehr Dein übertriebener Eifer für die dichterische antike Welt mit Deinen Pflichten im Widerspruch steht?“

Er mochte nicht erwartet haben, gerade von mir eine solche Anmahnung zu hören und sah mich erst erschreckt, dann mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck der Bitte an.

„Du bist zwar jetzt noch Novize, aber Du wirst ein Klosterbruder werden," fuhr ich fort.

Er blickte stumm brütend vor sich nieder, die Odyssee krampfhaft mit beiden Händen festhaltend.

„Reizt es Dich nicht auch, den Grad der Heiligkeit zu erlangen, wie die Einsiedler in der Skitis?"

Er fuhr zusammen. „Nein!" rief er. „Niemals! Mich schaudert's vor ihnen!"

„Läßt Du solche Empfindungen auch in Deinem Kloster merken?"

Er schüttelte den Kopf, und ich sah Thränen zwischen seinen langen schwarzen Wimpern. Plötzlich rückte er näher zu mir und begann mit einer gewissen Hast: „Aber Dir sag ich es frei, Theophilos, und Du weißt es selbst längst! Da unten in den Mauern ist es öde und traurig, oben in der Skitis entsetzlich und verzweiflungsvoll für mich! Man hat mich zum Kloster gebracht, ohne mich zu fragen, und ich dachte von Kindheit auf, es könne nicht anders sein. Als ich geboren werden sollte, hat mich meine Mutter der Panagia (Jungfrau Maria) auf dem heiligen Berge angelobt. Damals war mein Oheim Eulogios gerade hier aufgenommen worden. So schickte man auch mich

her. O Theophilos! wie schön muß es draußen in der Freiheit sein!"

„Und wie denkst Du Dir die Freiheit draußen?" warf ich ein.

„Zu lernen und zu reisen, und nicht nur an sich selbst zu denken, sondern für die Welt zu wirken, etwas Großes für die Menschheit zu leisten! Und all das Schöne — die fremden Städte, die Menschen und ihr Treiben, und dann — und dann —"

Er stockte, und hohe Röthe ergoß sich über sein Gesicht. „Und dann?" fragte ich.

Cyrill war verlegen, wollte nicht mit der Sprache heraus, und schien die Andeutung, die er sich hatte entwischen lassen, bitter zu bereuen. Ich mochte nicht weiter in ihn dringen, er aber, von neuem hoch erröthend, schlug die Augen zu mir auf, um sie schnell wieder zu senken. „Ach, Theophilos —!" begann er zögernd, „ich lese von Nausikaa, von Helena, Iphigeneia, von Kalypso und allen jenen Herrlichen — wie schön müssen sie gewesen sein! Du warst so viel draußen in der Welt — und kennst auch wohl die Frauen — sind sie noch immer so schön?"

Ich würde gelächelt haben, wenn mich nicht der Ausdruck von unverstandener Sehnsucht und innerer Unschuld gerührt hätte. Und dennoch dachte ich: Armer Knabe! Wenn solche Regungen Dein Gemüth schon beunruhigen, dann wird der heilige Berg Dir bald wie

Feuer unter den Füßen brennen, und dann — was wird aus Dir? Doch war ich ihm eine Antwort schuldig, und entgegnete mit der Gegenfrage: „Und Du, Cyrill, kennst sonst keine Frauen?"

„Daheim auf Zakynthos habe ich ihrer wohl gesehen, aber nicht auf sie geachtet. Ich erinnere mich gar nicht mehr, wie sie waren, und vergeblich sinne ich nach —"

Ein Geräusch unterbrach ihn. Wir wendeten uns um, und hatten einen Anblick, dessen Ueberraschendes uns beide schnell aufspringen machte. Zwei Reiter kamen durch den Wald, lenkten vom Wege ab, und auf uns zu. Wild aussehende, gebräunte, bärtige Gesellen, in prächtiger albanesischer Tracht, den Säbel an der Seite, Pistolen und Jatagan im Gürtel. Sie hemmten ihren Schritt, als sie uns näher ins Auge faßten, und grüßten militärisch. Sie gehörten, wie ich erfuhr, zu den Phylakes, d. h. zu der Schutzwache der Synode und des Vorortes der geistlichen Republik zu Karyais. Sie waren angeworben worden, um den Zugang des Athos von Norden her vor gelegentlichem Eindringen der räuberischen Klephtenhorden zu schützen, die in den Gebirgen der Chalcidice hausten. Ihr Anblick war überraschend genug, denn in den Gesichtern stand zu lesen, daß ihre Vergangenheit weder mit dem sittlichen noch mit dem geistlichen Culturleben des heiligen Berges, dessen Leibgarde sie bildeten, viel zu thun

gehabt hatte. Als sie jedoch meine Reisekleidung und meines Gefährten Mönchsgewand erkannten, bedurfte es kaum unserer schriftlichen Beglaubigung, daß wir in Geschäften nach Karyais reisten. Sie waren, wie sie erklärten, einigen verdächtigen Gestalten auf der Spur, die sich in Karyais auffallend und dann unsichtbar gemacht hatten.

Diese Unterbrechung zog uns von unserm Gespräch ab, und so ließ ich, als die Reiter sich entfernt hatten, das Bündel wieder schnüren, um weiter zu wandern. Ich veranlaßte Cyrill, mir von seiner Heimath und Familie zu erzählen, obgleich ich das Hauptsächliche davon schon wußte. Sein Vater lebte als Verwalter eines Klostergutes, deren die Athosklöster viele auf den Inseln, wie auf dem Festlande besitzen, auf der Insel Zakynthos. Ein nicht unbemittelter Mann, der das Gelübde seines früh verstorbenen Weibes zu halten sich verpflichtet fühlte, und durch den Sohn auch sein Vermögen künftig dem Kloster zugedacht hatte.

Wir waren auf unserer Wanderung an drei ziemlich hoch gelegenen Klöstern vorübergegangen, sprachen nun aber in dem tiefer unten liegenden Iwiron vor, einem mittelalterlichen Riesenwerke, wo Cyrill im Vorbeigehn etwas auszurichten hatte. Da wir uns etwas länger verweilten, galt es unsere Kräfte zusammenzunehmen, um noch bis nach Karyais zu gelangen, da Cyrill durchaus vor Abend dort eintreffen mußte. Spät

und sehr ermüdet kamen wir an. Mir war empfohlen worden, mich für die Nacht in dem dicht neben dem Flecken gelegenen Kloster Kutlumusi einzuquartieren, wo ich besser aufgehoben sein würde, als in der schlechten Fremdenherberge des Ortes. So trennte ich mich von meinem Begleiter, ward willkommen geheißen, und hatte allen Grund für die Gastfreundschaft des Klosters dankbar zu sein.

Schon früh am andern Morgen erschien Cyrill, um mich abzuholen. Eulogios schickte mir einen Gruß, und ließ mir sagen, er sei für die ersten Stunden noch durch Geschäfte gebunden, inzwischen werde mir Cyrill die Sehenswürdigkeiten von Karyais zeigen. So betrat ich diese einzige Niederlassung des heiligen Berges, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem städtischen Leben in weltlichen Ländern zeigt. Ein Netz von engen, winkligen Gäßchen mit baufälligen Häusern, voll des buntesten Handelsverkehrs. Ein Bazar reiht sich darin an den andern, worin Alles ausgestellt ist, was die Klöster von außerhalb beziehen müssen, an Nahrungsmitteln, Bekleidungsstoffen und Geräthschaften. Es kam mir vor, wie auf einem Jahrmarkte. Die Physiognomien aller Welt, hauptsächlich doch des christlichen Orients wimmelten durcheinander in geistlichem und buntem weltlichen Kleide, dazwischen die verwegenen Gestalten der Leibwache in ihrer malerischen albanesischen Tracht. Auffallend aber war doch in diesem

Verkehre das Fehlen der Frauen, die überhaupt auf dem heiligen Berge keinen Zutritt haben. —

Cyrill bat um die Erlaubniß, in einen Bazar zu treten, worin er etwas zu besorgen habe. Ich folgte ihm hinein. Alles, was zum Kirchenschmuck gehört, Teppiche, Kerzen, Leuchter, Glassachen und Anderes, war in diesem Laden ausgestellt. Cyrill zog ein kleines Päckchen aus seinem Gewande, und bot dem Kaufmann den Inhalt zum Verkauf an. Es waren Rosenkränze aus Olivenkernen und Muscheln, sowie kleine Schnitzsachen, Spielzeuge für gläubige Hände.

„Hast Du diese Dinge gemacht?" fragte ich, während der Kaufmann die Waaren prüfte.

Cyrill nickte. „In unsern Mußestunden arbeiten wir dergleichen, und verkaufen es, um uns ein Taschengeld zu machen."

„Und was thust Du mit einem Taschengelde?"

„Ei, man braucht auch einmal neue Sandalen, oder gar einen Rock!" sagte er heiter. „Es kommen auch viele Arme auf den heiligen Berg. Und dann möchte ich —" (sein Blick wurde scheuer und er ging in einen Flüsterton über) „dann möchte ich gar zu gern einen Homer erwerben! O, ich könnte schon viel mehr Bücher einkaufen! Wenn Du einmal von uns fortgehen solltest, Theophilos, dann werde ich Dich bitten, mir von meinen Ersparnissen Alles einzutauschen, was Du an Büchern dafür bekommen kannst, und es mir zu schicken. Hier

auf dem Athos giebt es dergleichen nicht!“ So schloß er seufzend.

Der Kaufmann hatte seine Schätzung beendet, und legte dem jungen Verkäufer eine kleine Summe auf den Tisch, die dieser ohne zu feilschen einstrich, und mich dabei mit glücklichem Gesichte ansah. Daß Cyrill keine kaufmännische Natur war, erkannte ich wohl. Er hätte mehr erhalten können. Ich erinnerte mich, sonst schon erfahren zu haben, wie übermäßig theuer draußen diese Producte des Athos verkauft wurden. Doch hatte ich nicht Lust, seine bescheidene Freude zu stören.

Wir traten wieder hinaus, und gingen durch das Gewirre von Gäßchen, vorüber an den Hospitien, halb klösterlich, halb kasernenartig aussehenden Gebäuden, in welchen viele Hunderte von Anbetern, die hier oft zusammenströmen, Aufnahme finden. Das Hauptgebäude von Karyais aber ist, überragt von einem alten Thurme, das Protaton, der Sitz der Regierung, und so in diesen Tagen der berathenden Synode. Wir betrachteten die Kirche, welche überaus reich und prächtig geschmückt, aber nicht ohne jene schrecklichen Malereien ist, in welchen klösterliche Phantasie und Ungeschmack sich hier zu ergehen lieben.

Als wir aus der Kirche traten, kam uns ein Volksauflauf entgegen. Ich erkannte jene beiden berittenen Phylakes, die gestern im Walde unsere Rast unterbrochen hatten, und jetzt ihr aufgespürtes Wild einzu-

bringen schienen. Denn zwischen den Reitern ging ein junger Mohr, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, mit gesenktem Haupte einher. Jetzt erhob er die Augen, erblickte mich, ein Erstaunen ging durch seine Züge, und mit einem lauten Aufschrei sank er in die Knie. „Herr Theophilos!“ rief er. „Er lebt! Er lebt! Ach, Herr Theophilos, mache mich frei, und Du sollst erfahren — oh, heilige Panagia! Du bist nicht todt! Du lebst!“

Auch ich erkannte ihn wieder, sprang hinzu und wollte ihn anreden, allein schon wurde er durch die rohe Gewalt der Wächter empor gerissen, um zum Gefängniß im Thurme geführt zu werden. Die Scene hatte Aufsehen erregt, der Zudrang kam von allen Seiten. Ich suchte mich, so gut es ging, der Menge zu entziehen, und wartete ab, bis man den Gefangenen in Verwahr gebracht, und die Menge sich verlaufen hatte.

Es wurde mir nicht schwer, Zutritt zu dem Eingekerkerten zu erlangen. Er lag auf dem Boden und schluchzte laut. „Diamantios!“ rief ich — denn diesen prachtvollen Namen führte der Mohr — „Diamantios, armer Bursche, wie kommst Du hierher?“

Er sprang auf, bedeckte, auf den Knien liegend, meine Hände mit Küssen, und stotterte zwischen lautem Weinen: „Ach, Herr Theophilos, was ist mit uns geworden! Mein Herr und Gebieter, Constantin, ist

schauderhaft zu Tode gebracht! Herr Georgios zu Nauplia erschossen! Das Haupt des Hauses noch ebenda im Kerker! Frau Athanasia vor Jammer gestorben! Und mein lieber junger Herr Leon — ach, Herr Theophilos, er soll wissen, daß Du noch lebst, daß er Dich nicht todtgestochen hat!"

„Fasse Dich, Diamantios," sagte ich, „und sage mir, wie Du hierher kommst, damit ich zusehe, wie ich Dich befreien kann."

„Nachgespürt habe ich ihm, viele Wochen," stammelte er, „bis ich erfuhr, er sei hier. Und ich habe ihn hier gefunden —"

„Wen hast Du hier gefunden? Leon?"

„Ja, ja! Meinen jungen Herrn Leon! O Jammer, wie sieht er aus! In Lumpen geht er, schlechter als meine, die ich mir gewählt habe, im Staube liegt er, und wohnt im Walde und im Gestein, wie ein wildes Thier! O heilige Panagia, was ist aus uns geworden!"

Mir kam der junge Büßer in den Sinn, der gleich einem Waldgespenst an mir vorüber gehuscht war, und Erstaunen ergriff mich, gefolgt von glücklichen und kummervollen Erinnerungen. Ich wendete mich wieder zu dem Gefangenen. „Du hast Leon gesprochen?"

Der Mohr nickte. „Vor zwei Tagen zuerst. Aber er will die Höhle nicht verlassen, und sprach von Dir, Herr Theophilos, und hat bitter geweint. Gestern

habe ich ihn wieder aufgesucht. Er schickte mich weg. Ich lag die Nacht in seiner Nähe, ohne daß er es wußte. Da fingen mich heute früh die Albanesen ein, und banden mich wie einen Dieb."

„Und Leon wußte gestern, als Du ihn sprachst," fuhr ich fort, „noch nicht, daß ich lebe, und in seiner Nähe sei?"

„Nein, nein, Herr Theophilos! Aber sag' es ihm bald, damit er seine Höhle verläßt und die Lumpen abthut!"

Ich konnte annehmen, daß Leon mich inzwischen doch gesehen und erkannt hatte, wennsonst er und jener junge Büßer ein und dieselbe Person waren. Vorerst beruhigte ich den bekümmerten Diamantios, versprach für seine Befreiung mein Möglichstes, und verließ das Gefängniß, um Eulogios aufzusuchen, der in mein Verhältniß zu Leon eingeweiht war, und wohl auch etwas für den jungen Schwarzen thun konnte.

Um nun aber meine bald folgenden Erlebnisse auf dem Athos erklärlich zu machen, muß ich etwas weiter zurückgreifen und einige Beziehungen zur Vergangenheit anknüpfen.

Diamantios war ein heimathloses Geschöpf, welches von einem Mitgliede der Familie Mauromichalis im Kampfe mit tunesischen Seeräubern erbeutet worden war. Aus der Sclaverei kam der Knabe somit in günstigere Verhältnisse, ward getauft, und lebte im

Hause als Gespiele des jüngsten Enkels der Familie, Leon Mauromichalis.

Leon und seinen schwarzen Diener, beide damals kaum sechzehn Jahre alt, lernte ich zuerst im Feldlager kennen, in Gesellschaft von Leon's Vater, jenes gewaltsamen, jetzt verfehmten und unglücklichen Constantin Mauromichalis, der seine Rachegluth so furchtbar mit dem Tode gebüßt hatte. Und doch war Constantin ein um sein Vaterland hochverdienter Mann, und wenige Jahre früher nannte man seinen Namen noch mit Ehrfurcht, und seine Familie durfte sich mit Stolz eine der bedeutendsten fühlen. Constantin war einst als Gesandter des neu sich bildenden Staates nach dem Congreß zu Verona geschickt worden, um die Theilnahme der europäischen Mächte für Griechenland wach zu rufen. Nicht an ihm hatte es gelegen, wenn sein Ruf taube Ohren fand. Um so erfolgreicher machte er sich als siegreicher Führer in verschiedenen Schlachten geltend, und arbeitete dann als Mitglied der Regierung an dem Aufschwunge seines Vaterlandes. Leider aber war er einer der wildesten Vertreter der Parteisucht, bei welcher persönliche Beziehungen, alter Stammeshaß verschiedener Familien, neue Verfeindungen aus Ehrgeiz, Stolz und Uebermuth gemeinnützige Zwecke überwogen. Ich war öfter in Beziehungen zu dem imponirenden Manne gekommen, und hatte die Vorzüge und kriegerische Tapferkeit seines noch kaum dem

Knabenalter entwachsenen Sohnes schon länger bewundert, ehe ich ihm persönlich nahe getreten. Die aufgeregten Siegestage nach der Schlacht bei Navarino erwarben mir plötzlich die Freundschaft des jungen Leon, der, nach einer öffentlichen Anrede, die ich in einer Versammlung hielt, sich an mich drängte und von diesem Tage an mit einer Freundschaft zu mir hielt, die ich mir kaum zu erklären wußte. Meine Person konnte für ihn weniger Anziehung haben, als für mich die Erscheinung und das Wesen dieses griechischen Jünglings. Es war, als ob die Formenvollendung der antiken Bildung, wie wir sie aus den Meisterwerken der Kunst kennen, sich in ihm auf das Herrlichste habe wiederholen wollen. Zu diesen Vorzügen gesellte sich eine patriotische Begeisterung, ein Feuer der Leidenschaft in jedem Ausdruck seines Wesens, welches mir bei unserm Umgange immer neues Interesse abgewann. — Als ich darauf in Auftrage der Regierung jene Vermessungen über das Land aufnehmen half, wurde mir die Bekanntschaft mit der Familie Mauromichalis von Wichtigkeit. Sie wohnte, vielverzweigt, auf ihren Gütern und Burgen in der Landschaft der Maina, jenes wilden Gebirgsstriches, der sich vom Taygetos als eine felsige Landzunge zur Südspitze des Peloponnes hinabzieht. Hier war nun Leon (gefolgt von seinem schwarzen Schatten Diamantios) mein Begleiter, und durch ihn fand ich überall gute

Aufnahme. Ich lernte ein eigenthümliches Geschlecht von Menschen kennen. Rauh, wild, gewaltliebend, europäischer Geistesbildung ziemlich entfremdet, wenngleich nicht ohne ritterliche Formen. Prächtige Gestalten, liebten sie den Glanz äußerer Erscheinung. Ein thatkräftiges Geschlecht, dessen Handlungen und Motive man nur nicht immer mit dem Maßstabe des Gesetzes und der Moral zu genau prüfen mußte. Im Kampf mit den Seeräubern, die ihre Küsten beunruhigten, aufgewachsen, mit räuberischen Klephtenhorden des Gebirges, geschah es auch wohl, daß mit dem einen dieser Feinde gegen den andern ein Bündniß geschlossen wurde, oder daß man zum Austrag von Feindschaften persönlicher Art Genossen aus den Bergen anwarb, wie es der Vortheil rieth. Indessen hatten die jüngsten Zeiten diesem Treiben wohl Einhalt gethan. Hier in der Maina war der patriotische Aufschwung glänzend und ruhmvoll gewesen, und unter den tapfern Schaaren der Mainotten hatten sich einzeln und truppenweise auch die Klephten des Gebirges zu den Fahnen gedrängt.

Leon war von seinem auf Reisen und im politischen Weltverkehr umfassender gebildeten Vater dem wilderen Treiben der heimischen Stammesgenossen durch Erziehung früh enthoben worden. Allein die scharf ausgeprägte Mainottennatur machte sich bei dem Jünglinge trotz aller sittigenden Einflüsse geltend. Er sprach gern und

mit unbefangenem Stolze von den Kämpfen daheim, sogar von nicht zu rechtfertigenden Gewaltthaten, und begriff meine Einwürfe, mein oft abfälliges Urtheil dagegen nicht. Das hielt ihn jedoch nicht ab, mir mit herzlicher Freundschaft anzuhangen, und ich hatte Jahre hindurch Gelegenheit, seine innere und äußere Entwicklung zu verfolgen.

Da trat jene aus politischer Parteisucht entsprungene Feindschaft zwischen dem an die Spitze des Staates gerufenen Grafen Kapodistria und der Familie Mauromichalis ein. Der erstere hatte mich in seine Dienste gezogen, und ich konnte mich nicht entschließen, eine mir zusagende und tüchtige Wirksamkeit für allgemeine Zwecke der persönlichen Feindschaft meiner Freunde aufzuopfern. Mein Verhältniß zu Leon trübte sich zuerst, ganz dem leidenschaftlich heftigen Charakter des Jünglings angemessen. Er machte mir die bittersten Vorwürfe, er bat, er drohte, und da eine allgemeinere Anschauung der Dinge ihm etwas Fremdes war, mußte er mich ebenfalls zu den persönlichen Feinden seines Hauses zählen. Ich war ihm nun ein von der Freiheit abgefallener Diener des Tyrannen. Eine unselige Geschichte war bereits dazu gekommen, uns völlig zu entzweien — das heißt seinen Haß gegen mich zu erwecken, eine Regung, die ich gegen ihn nicht theilen konnte. Leon, damals einundzwanzig Jahre, hatte eine glühende Leidenschaft gefaßt für eine Dame, die den

glänzenden Mittelpunkt des bewegten gesellschaftlichen Lebens in den Kreisen der Regierung und Diplomatie bildete, eine Neigung, die von der stolzen Schönheit nur belächelt, endlich mit einer gewissen Härte abgelehnt wurde. Ich muß leider hinzufügen, auf die Gefahr hin, als eitel und ruhmredig angesehen zu werden, daß diese Dame sich häufig und gern mit mir unterhielt, mich sogar vor Andern auszeichnete. Dies unglückliche Verhältniß zerriß die letzten Fäden zwischen mir und meinem jungen Freunde.

Immer mißlicher und gespannter wurde die Lage. Die Gegensätzlichkeit zwischen Leon's Familie und dem Haupte der Regierung flammte in Haß und Vergeltungssucht auf. Pietro Mauromichalis, Leon's Großvater, wurde durch seine Einkerkerung zuerst das Opfer der Feindschaft. Dann kam der furchtbare Tag, wo Leon's Vater und Oheim die Mörderwaffen gegen Kapodistria erhoben, und beide dafür ein schaudervolles Ende fanden. Leon selbst war es, der auf der Flucht vor den auch ihn verfolgenden Volkshaufen, mir, der ihn retten wollte, jenen Dolchstoß versetzte, der mich dem Tode nahe gebracht.

Diese Erinnerungen beschäftigten mich lebhaft, während ich vor der Thür des Protaton auf Eulogios harrte. Denn die Sitzung war bereits zu Ende, ich hatte den Abt von Paulu, Herrn Porphyrios, bereits begrüßt, als er den Saal verlassen, während Eulogios,

wie ich erfuhr, als Sekretär der Synode, durch Geschäfte noch aufgehalten wurde. Endlich kam auch er, und in kurzen Worten berichtete ich ihm über den armen Schwarzen und legte Fürbitte ein. Es bedurfte ihrer nicht. Seine Sache war bald erledigt, da sich nichts gegen ihn vorbringen ließ, als sein Umherstreichen in bettelhafter Kleidung, in welcher er seinen einstigen Herrn gesucht hatte. So wurde Diamantios noch im Laufe des Tages in Freiheit gesetzt. Doch sah ich ihn nicht wieder, obgleich ich erfuhr, daß er mich gesucht hatte. Ich speiste mit dem Abte und Eulogios in ihrem Absteigequartier, und war mir dann selbst überlassen, da der in wenigen Tagen bevorstehende Schluß der Synode meinen Freund Eulogios nur dringender an die Geschäfte fesselte. Cyrill's Mission dagegen war schneller erledigt, als er erwartet, er sollte am nächsten Morgen schon mit einem Schreiben an das Kloster heimkehren.

So schloß ich mich ihm folgenden Tages wieder an, um die Rückwanderung, und zwar auf einem anderen Wege, anzutreten. Dieser Weg sollte bei weitem näher sein, wenn er auch höher durch das Gebirge ging, und nicht so gut gebahnt sei. Doch hatten wir ihn uns genau beschreiben lassen, und hofften ihn zu finden. Nicht so rege und heiter waren heute Stimmung und Gespräch, als beim Ausmarsch. Mich beschäftigten die Ereignisse der letzten Zeit wieder lebhafter, zugleich auch

die Voraussicht eines Wiedersehens und Aussprechens mit Leon, das, wie ich vermuthete, nicht ausbleiben konnte. So schritt ich schweigend neben meinem Gefährten hin, der viel zu bescheiden war, mich in meinen Gedanken durch eine Frage zu unterbrechen. Wohl bemerkte ich ab und zu, daß er mich mit einem unruhig forschenden Blicke musterte, denn er war Zeuge meiner ersten Begegnung mit dem Mohren gewesen, doch hielt ich es nicht für angethan, ihm eine erklärende Mittheilung darüber zu machen. — So schritten wir in schweigendem Brüten unseres Weges, und bemerkten darüber nicht, daß wir vom Fußsteige abgekommen waren. Er hatte sich im Gestrüpp und Waldesdickicht verloren. Cyrill blieb stehen, sah sich um, und machte mich dadurch erst aufmerksam. Die Berathung über die einzuschlagende Richtung gab uns dem Gespräch wieder, wir beschlossen einen Gipfel zu ersteigen, wo wir eine Lichtung wahrzunehmen glaubten. Bald hörten wir nicht unweit das Rauschen der Brandung aus der Tiefe, drangen durch Arbutus- und Myrtengestrüpp vorwärts, und begrüßten mit einem lauten Ah! den Anblick, der uns plötzlich beschieden war.

Wir befanden uns auf einer schroff in's Meer sich absenkenden Felsenhöhe, auf welcher die Marmortrümmer eines zerfallenen Tempels uns überraschten. Noch standen mehrere dorische Säulen und trugen ein Stück des Architravs, dessen übrige Theile gehäuft und zerstreut

zwischen dem Gestrüpp lagen. Wilde Rosen wuchsen oben auf der Säulendecke, und ließen ihre blühenden Zweige niederwehen, während andere, zugleich mit fast zum Baumstamme gewordenem Epheu, um die Säulen emporstrebten. Der Boden war zwischen den Trümmern bedeckt mit den blauen Kelchen des Asphodelos, der altgriechischen Todtenblume, während einzelne Riesen-eichen näher oder ferner standen, und den Uebergang zu dem tiefer nach der Landseite sich absenkenden Walde bildeten. Sonnenschein und tiefe Ruhe lag über dieser einsamen Wildniß. Ob dieser Ort den Bewohnern des Athos unbekannt war? Ich hatte noch nichts von dem Vorhandensein der Tempeltrümmer gehört. Mit um so größerem Eifer eilte ich, diese Reliquien in Augenschein zu nehmen. Viel davon mußte im Laufe der Jahrhunderte schon hinweggetragen worden sein. Und hatten es nicht barbarische Völkerstämme gethan, wer darf verneinen, daß nicht mit ebenso barbarischen Händen die klösterlichen Ansiedler den Marmor zerschlagen oder zu Kalk gebrannt hatten, um ihre Mauern damit aufzuführen? Nicht nur zu friedlich wachsendem Fortschreiten reicht ein Jahrhundert dem andern die Hand, das neue reißt dem absterbenden die schönste Hinterlassenschaft aus den Händen, um das Erhabenste aufzulösen und rücksichtslos der Nothdurft dienstbar zu machen. Noch waren, trotz der Verwitterung, an einzelnen Theilen des Marmors Sculpturen zu entdecken,

die ich aus ihrem Netz von Epheu und Wurzeln frei zu legen bestrebt war.

Erstaunlich war der Anblick dieser Tempelreste für Cyrill, der, obgleich ein Grieche, noch niemals dergleichen Lebensspuren seiner Vorfahren gesehen hatte. Als Novize des Klosters hätte er auch wohl, als an verwerflichen Resten des Heidenthums, kalt daran vorüber gehen dürfen. Allein er war durch seinen Homer nun schon so weit mit dem ganzen inneren Leben in die Vorwelt geführt, daß das plötzliche Erscheinen einer greifbaren Spur der Antike ihn mit unbeschreiblicher Kraft ergriff. Er folgte mir in tiefem Schweigen durch das Labyrinth von Säulenbruchstücken, zwischen Dornen und ungeheuren Schlingpflanzen. Und als wir uns endlich inmitten desselben auf ein steinernes Gebälkstück niedersetzten und die Stätte der Zerstörung überblickten, verrieth mir ein tiefer Seufzer meines Gefährten innerstes Ergriffensein. Ich suchte ihm nun eine Anschauung von der Bauart und Einrichtung eines griechischen Tempels zu geben, wobei ich mich an die Umgebung hielt, soweit ich sie benutzen zu können glaubte, und erwärmte mich selbst dabei so sehr, daß wir die Stunde vergaßen und uns nicht nur das Tempelgebäude wieder erstehen, sondern das ganze in Kunst und Schönheit getauchte Leben der Generationen, die einst hier gewandelt, an uns vorüber ziehen ließen.

Da, während ich angeregt sprach, entfuhr meinem

Zuhörer ein Ausruf unheimlicher Ueberraschung. Er ergriff meinen Arm und deutete nach der Waldseite hin. Und aus dem Trümmerchaos erhob sich, in abschreckende Lumpen gehüllt, die Gestalt eines Büßers, in welcher ich jetzt sogleich Leon erkannte. Er kam näher, blieb zehn Schritte von uns stehen und machte mit gebieterischer Armbewegung meinem Gefährten ein Zeichen, sich zu entfernen. Cyrill sah mich fragend an. Ich bat ihn, mich auf eine Weile zu verlassen und am Rande des Waldes meiner zu harren. Noch trat Leon nicht näher, sondern spähte dem Novizen nach, wie dieser sich durch das Gestrüpp einen Weg suchte, und ließ mir Zeit, seine Züge näher zu betrachten. Quälerische Leidenschaften hatten in kurzer Zeit diesem schönen Jugendantlitze einen vertieften Ausdruck gegeben, eine innere dämonische Macht hatte die Wangen gebleicht, einen dunkleren Schatten über die brennenden Augen gezogen. Ich sah, wie alle Muskeln seines Körpers sich spannten, die Brust in Aufregung sich hob und senkte. Und plötzlich — Cyrill mochte seinen Blicken entschwunden sein — stürzte Leon auf mich zu, sank zu meinen Füßen und barg sein Gesicht laut schluchzend in meinen Händen. „Dich habe ich ermorden wollen!“ Das waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte.

Ich suchte ihn durch Zuspruch zu begütigen, versicherte ihm, daß ich noch das alte Gefühl der Freund-

schaft für ihn hegte und bat ihn, sich den reue=vollen Schmerz über sein einst feindliches Begegnen nicht mehr zu Herzen zu nehmen. Da sprang er mit nicht minder leidenschaftlicher Hast auf, umarmte mich stürmisch und rief: „Du warst mir todt, um mich selbst aus dem Leben zu verscheuchen; Du lebst mir, um mich dem Leben wiederzugeben! Theophilos, welche Schauder sind durch meine Seele gegangen! Ich habe auf offenem Markte die Leiche meines Vaters vom Pöbel dahin=schleifen gesehen — auch mein Oheim starb den Tod des Verbrechers. Aber wilder und vernichtender noch war mir die Erinnerung, daß ich den Mordstahl gegen Dich gezückt hatte, daß ich Dich gehaßt, den ich einst geliebt, daß ich nun Nichts mehr zu lieben auf der Welt hatte! Dort in der lebendigen Todtenwelt der Skitis hatte ich Zeit, über meine Schuld nachzudenken, meine Seele von Furien zerreißen zu lassen! Und als Du neulich vorübergingst, da glaubte ich zuerst ein Wahnbild zu erblicken, wie es mir in Träumen oft schon begegnet war, bis mir eine ruhigere Fassung sagte, Du müssest es leibhaftig gewesen sein. Du kommst mich zu erlösen, Theophilos, aus der Wüste, aus dem Elende, aus der Verzweiflung!“

Es war nicht leicht, die Rede des leidenschaftlich bewegten Jünglings in die Bahn zusammenhängender Mittheilung zu lenken, denn was er seit Monaten qualvoller Einsamkeit in seiner Brust hatte verschließen

müssen, all das Gefühl des Schmerzes, der Reue, der Selbstqual, wilder Auflehnung gegen seine Lage und nun endlich wiedererwachender Freude, das Alles wollte jetzt in stürmischem Drange über seine Lippen. Ich erfuhr, daß Diamantios ihm schon gestern, gleich nach seiner Befreiung, Nachricht von mir gebracht, daß er mit ihm sogleich die Skitis verlassen, um mich in Karyais aufzusuchen und mir dann aufs Gerathewohl gefolgt sei. Auch sah ich die Gestalt des Mohren bald in einiger Entfernung auftauchen.

„Du willst wissen," fuhr Leon auf meine Frage fort, „wie ich in die Felsenwüste der Büßer gerathen bin? O nicht aus freier Wahl, das glaube mir! Und nicht einen Augenblick habe ich in diesem müßiggängerischen Jammerdasein Trost oder Betäubung gefunden! Höre mich, Theophilos — und wenn aus meinen Reden noch ein Ton herausklingt, daß ich Dich einst haßte — ich kann nicht anders! Denn unerschüttert und mit grausamer Gewalt hält mein Herz noch immer die Ursache fest, um derentwillen ich Dich haßte! Also — höre mich! Als Dich mein Dolch getroffen, und ich mich aus Deinen Armen, die mich halten wollten, befreit sah, stürzte ich mich von einem gräßlichen Gefühl durchzuckt in das nächste Haus. Ich hatte es in diesem Augenblicke nicht gewählt — durfte ich doch sicher sein, hier keine Freistätte zu finden! Und doch, als ich mich der Herrin zu Füßen warf, und sie vor mir stand —

Arethusa Negri selbst, da hoffte ich auf Rettung, denn auch ihre Hand griff unwillkürlich zum Dolche, und ich lechzte danach, den Tod von dieser Hand zu empfangen. Aber es sollte nicht sein. Sie hatte von ihrem Balcon aus Dich meiner Waffe erliegen sehen, und ihre erste That war nicht Rache an mir, sondern Hülfe für Dich. Schon hatte sie ihre Diener Dir nachgeschickt, schon wurdest Du für leblos in ihr Haus getragen — ach, Theophilos, wie beneidete ich Dich noch in jener Stunde! Ja, ich beneidete dem Todten die Sorge Arethusa's, und hätte das Weib darum hassen können, wie verzehrend immer meine Liebe zu ihr war! Sie trieb den Mörder nicht aus dem Hause. Mich kaum eines Blickes würdigend rief sie ihren Dienern zu: „Berget den Mann so gut ihr könnt! Mein Haus soll ihm eine Freistatt sein, wenn er glaubt es wählen zu dürfen.“ Dann schritt sie hinaus. Dies Wort kalter Großmuth trieb aber auch mich hinaus. — Wohin sollte ich mich wenden? Unser Haus war vom Pöbel umringt, da fand ich keine Stätte. Durch enge Gassen wankte ich fort. Wohin? Nach der Maina! In die Berge! So ruft plötzlich eine Stimme in mir. Die Stammesgenossen und Blutsfreunde aufgerufen! Mit ihnen zur Vergeltung, zur Rache für meines Hauses Schmach hierher zurück! Das gab mir einen Augenblick neuen Lebensmuth. Da — ich gehe an der Schwelle eines Klosters vorüber — tritt Eulogios aus der Pforte,

ergreift mich am Arm und zieht mich hinein. Er wußte, was an uns geschehen war, nicht aber was ich an Dir begangen. Vor den Blicken Deines Freundes aber brach mein Trotz. Ich gestand ihm, daß ich Dich getödtet. Er ließ mich allein im Kloster, verschloß die Zelle, und eilte fort. Nach Stunden kehrte er zurück. Er hatte nichts über Dich erfahren. Weder Arethusa war in ihrem Hause zu finden, noch Du; die Diener wollten nichts von all dem Vorgefallenen wissen. Jetzt stand er mir gegenüber mit strengem Antlitz: „Du weißt, daß Dein Haupt dem Tode verfallen ist?“ fragte er. „Mich dauert Deine Jugend! Indeß ich nachforsche, ob Theophilos noch am Leben, will ich Dich hinschicken, wo Tod im Leben ist, an den Ort der Buße. Dort in der Hut Deines Urgroßohms magst Du der Zukunft entgegen harren!“

„So brachte auch Dich Eulogios, und zwar schon vor mir, hierher?“ sagte ich für mich hin, als Leon eine Pause machte. „Wer aber ist Dein Urgroßohm auf dem Athos?“

„Du hast ihn schon gesehen,“ entgegnete Leon. „Jener Alte ist es, hier Gordian genannt. Daheim in der Maina hieß er Markos Mauromichalis. In den Gebirgen dort erinnert man sich noch, weshalb er endlich auf den heiligen Berg entfloh. Hier gilt er jetzt für einen Heiligen.“

Wir saßen Beide eine Weile schweigend neben ein-

ander. Dann begann ich, um ihn auszuholen: „Und Du, Leon, denkst Du Deine Tage, wie er, in der Skitis zu beschließen?“

Mit Heftigkeit sprang er auf. „In diesen Lumpen, davor mich ein Ekel erfaßt?“ Bei diesen Worten ergriff er mit beiden Händen sein Gewand von der Brust, und riß hinein, daß die Fetzen nach allen Seiten auseinander fuhren, und fast der ganze Oberkörper entblößt ward. Ich betrachtete mit stummer Bewunderung die Pracht dieser Leibesbildung, die noch unter den Entbehrungen der Skitis ihre Kraft und Schönheit bewahrt hatte. Mit funkelnden Augen fuhr Leon fort: „Seit ich Dich wieder unter den Lebenden weiß, gehöre auch ich wieder der Welt an. Rache gilt es noch zu nehmen für die Schmach an meinem Hause! An die Stelle des Tyrannen, unseres Feindes, ist sein Bruder als Verwalter des Staates getreten. Gegen ihn gilt es jetzt den Kampf aufzunehmen, und der Meinigen leben noch genug, die mit mir der Pflicht der Vergeltung gedenken!“

„Leon!“ rief ich, „laß diese furchtbaren Gedanken, die nur neue Frevel ins Leben rufen! Schon ist es beschlossen, daß Griechenland einen König haben soll, Dein Vaterland wird künftig ein durch Gesetze geordneter Staat sein. Eure Pflicht ist es jetzt, der persönlichen Parteifehde zu entsagen, und vergebend und vergessend Eure Kraft zum Neubau des Vaterlandes einzusetzen.“ Ich führte diese Mahnworte noch weiter

aus, allein davon wollte Leon nichts wissen. Sein erstes Gefühl war jetzt Rache, das Vaterland stand erst in zweiter Reihe. Ich suchte ihn zu bewegen, noch auf dem Athos zu bleiben — wenn auch nicht als Einsiedler — bis der neue König nach Griechenland gekommen. Und zwar wünschte ich es um seiner Sicherheit willen. Vielleicht, dachte ich, daß sich inzwischen das aufgeregte Gemüth des Jünglings mehr beruhigt. „Laß mich," fuhr ich fort, „vor Dir nach Nauplia zurückgehen, um zu erfahren, wie die Lage der Dinge ist, welche Wendung die Sache Eures Hauses genommen, was für Euch bei der neuen Regierung zu erwarten ist."

Leon sah mich scharf an, um seinen Mund ging ein Zucken, welches neue Aufregung verrieth. „Ich soll hierbleiben," begann er, „während Du drüben in Arethusa's Nähe sein wirst? Weißt Du, was Du mir vorschlägst? Denkst Du, daß ich sie vergessen habe, daß ich sie jemals vergessen — daß ich sie aufgeben werde? Theophilos, das ist der Punkt, wo wir Beide, Du und ich, für ein Leben lang wider einander stehen müssen! Giebt es doch kaum eine Versöhnung zwischen uns, so lange unser Beider Gedanken an sie geheftet sind, so lange jeder von uns den Freund als den bittersten Feind all seiner glühendsten Wünsche und Hoffnungen betrachten muß!"

Ich ergriff seinen Arm, gleichsam um ihm das, was ich sagen wollte, eindringlicher zu machen, seine Auf-

merksamkeit fester an meine Worte zu knüpfen. Ich erklärte ihm, daß ich niemals ein Feind seiner Wünsche gewesen, daß mein Herz nicht an Arethusa gekettet sei, daß ich es als eine peinvolle Last trüge, ihr durch die Aufnahme in ihr Haus und ihre Pflege zu Dank verpflichtet zu sein — Alles in Allem, daß ich eher wünschte, ihr niemals wieder zu begegnen, als ihr möglicherweise eine Situation aufzuklären, die für sie und mich gleich beschämend, für sie sogar beleidigend sein müsse. Ich sprach ihm dies Alles mit dem Ausdruck ganzer Aufrichtigkeit aus, wie ich die Nothwendigkeit in mir fühlte.

In Leon's Gesicht spiegelte sich höchstes Erstaunen, dem auch ein Zug der Freude nicht fehlte. Bald aber sah er mich wieder halb ungläubig an, ja, es wollte sich etwas von lauerndem Hohn in seinen Augen nicht verbergen. „Du wünschest mich zu beruhigen, mich sicher zu machen!" begann er nach einer Weile. „Ich werde aufrichtiger sein als Du — darum, verlaß Dich darauf —"

Diese Art der Entgegnung stachelte meinen Groll, und mit einiger Heftigkeit unterbrach ich ihn: „Dein Zweifel und Verdacht ist beleidigend, Leon! Welche Prüfung soll meine Aufrichtigkeit zu bestehen haben, wenn Dir mein Manneswort nicht genügt? Hab ich Dir je ein Recht gegeben, es anzuzweifeln?"

„Das hast Du nicht!" fuhr er eifrig fort, ohne sich in seinem Wesen als der Ueberwundene zu geben.

Aber selbst mit Deiner Versicherung ist für mich nichts gewonnen, bleibt Dein Vortheil immer unbeeinträchtigt. Es genügt, daß sie Dich liebt — ja, sie liebt Dich! Arethusa Negri liebt Dich und verachtet mich! Kannst Du diese Liebe von Dir stoßen? Kann man, frage ich, ein Weib wie dieses nicht lieben, als Auserwählter nicht lieben, wenn es die ganze Glorie ihrer Macht vor dem Auserwählten entfaltet? Du wirst Dich dennoch unter sie beugen, wie kalt Du jetzt auch geblieben sein magst. Ich aber werde niemals die Verachtung tragen, mit der sie auf mich herabsieht. Mein soll sie dennoch werden, die Stolze, gleichviel ob ich sie Dir dann entreiße oder wem! — Büßen soll mir dieses Weib, das ich bis zum Wahnsinn liebe, büßen soll es mir die Verachtung! Und kann ich sie nicht durch meine Liebe zwingen, so sei es — durch Gewalt! Rache will ich auch an ihr, und ich werde sie nehmen, so wahr ich aus der Wüste in das Leben des Tages zurückkehre!"

Er wendete sich um, um hinweg zu eilen. Ich sprang ihm nach und rief: „Leon! laß uns so nicht scheiden, nachdem wir uns kaum wiedergefunden! Viel habe ich Dir noch zu sagen, was der Freund, nicht der Nebenbuhler hören soll!"

Leon blieb stehen, die widersprechendsten Regungen schienen in ihm zu kämpfen. Dann ergriff er meine Hand, drückte sie krampfhaft und sagte: „Du siehst den

Freund noch wieder — vor dem Abschiede!“ — Dann schritt er davon, über Säulentrümmer und Gestein, nicht mehr ein Büßer, sondern die Gestalt eines Dämon in schreckenerregender Schönheit. Ich sah ihm mit Sorgen nach, denn ich wußte, daß seine Energie nicht losließ, wozu sein phantastisches Wollen ihn aufstachelte! Und wie ich ihm nachblickte — welch unerhörter Gegensatz trat in meine Gedanken. Hier der in Lumpen, jetzt nur noch in Fetzen dahinschreitende Jüngling, aus der Einöde der Büßer, und drüben das strahlende Weib in allem Glanze des Lebens, in aller Macht ihres Wesens herrschend über ihre Umgebungen. Freilich, ich hatte auch Leon einst in allem Glanze des Weltlebens gesehen. Sein Haus war gesunken — wird er sich je aus dem Verfall desselben wieder erheben?

Während ich so grübelte, erscholl ein gellender Pfiff. Ich sah, wie der Mohr auf diesen Ruf seines Herrn herbeiflog, und beide darauf im Walde verschwanden.

Dann sah ich mich nach Cyrill um. Jener Pfiff hatte auch ihn aufgerufen. Jetzt erhob er sich von der Klippe, wo er im Angesichte des Meeres bisher in seine Odyssee vertieft gesessen, und kam auf mich zu. Er trug einen Blumenstrauß in der Hand, wie er ihn auf unseren Wanderungen im Walde zu sammeln liebte. Er fragte mich nicht über die Vorgänge, die ihm auffallend genug sein mußten, blickte nur noch einmal auf die Tempeltrümmer, und sagte: „Wir müssen uns die Stelle

merken für ein andermal. Die Sonne steht hoch, und ich soll heute Abend mit des Abtes Briefe im Kloster sein.

Wie liebenswürdig erschien mir in diesem Augenblicke die Unschuld des Knaben, wie wohlthuend das Pflichtgefühl, das ihn, selbst aus erwünschter Muße, in die gesetzliche Ordnung zurückzog! Und er war doch auch kein Kopfhänger, und begann schon innerlich zu kämpfen gegen Bande, die ihn drückten! — Ohne viel Worte schritten wir hinweg. Ein Weg war nicht schwer zu finden, da wir das Meer als Richtschnur zur Seite hatten. Ich war auf diesem Wege noch mehr von wieder auflebenden Erinnerungen gefesselt.

Lebhafter standen die Tage vor meinen Augen, da ich sie zuerst gesehen — Arethusa Negri, wie eine Kriegsgöttin, mitten im Lagerleben und Schlachtengetümmel. Damals erschien sie in Männerkleidern, in der Nationaltracht der Neugriechen, eine Amazone, kühn und stolz zu Rosse, alle Herzen anfeuernd und erobernd. Niemand kannte ihre Herkunft, sie war plötzlich da, wie ein Meteor. Nur daß sie lange Zeit in Paris gelebt, erzählte sie selbst. Ein alter Herr, der sich ihren Oheim nannte, pflegte an ihrer Seite zu reiten. Sie trug seinen Namen, und bezeigte ihm alle Ehrfurcht. Nachdem er vor einigen Jahren gestorben, trat sie als Erbin in seinen Besitz ein, der als sehr bedeutend geschildert wurde. Trotz ihrer Jugend (sie konnte nur wenige

Jahre über zwanzig sein) erschien sie nun selbständig in der ersten Gesellschaft zu Nauplia, welches bis zur Ankunft des neuen Hofes als die Hauptstadt betrachtet werden konnte. Und bei ihrer ausgeprägten und groß-artig entwickelten Natur schien sie des Schutzes entbehren zu können. Liebte sie doch in politischen und diplomatischen Dingen ein Wort mitzusprechen. Daß sie, als das leuchtende Gestirn des neuen Hellas, viel-umworben war, versteht sich von selbst. In den Hotels der Gesandtschaften lagen Lords und Marquis zu ihren Füßen, und sie ging, trotz aller Amazonenhoheit graziös lachend an ihnen vorüber. Ich hätte gefühllos sein müssen, wenn die Gewißheit, von dieser Erscheinung mit günstigem Auge betrachtet zu werden, mein Herz nicht mächtiger schlagen gemacht hätte. Diese Gunst blendete, verwirrte mich, regte mich im Innersten auf, bis ich empfand, daß nur meine Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, mein Gemüth ohne Befriedigung dabei blieb. Ich war denn doch sehr ein Deutscher. Ich konnte am Weibe nur das Weibliche lieben. Arethusa's beste Eigenschaften waren männlicher Natur, während die weiblichen in einer Art hinter ihnen zurückblieben, die mich bald abstieß. Die Heroine fesselte mich nicht mehr, sobald die Verblendung aufhörte. Das entging ihr nicht, ich sah es oft in ihren zornig blitzenden Augen. Ich war auf irgend etwas hart Zusammen-stoßendes gefaßt. Da kam meine Verwundung durch

Leon, die mich willenlos in ihre Hand gab. Und nun —? Ich hatte geglaubt, ihr entflohen zu sein. Ich war Leon wieder begegnet, und seit dieser Stunde zweifelte ich nicht mehr, daß das Verhängniß mir auch noch eine Begegnung mit Arethusa aufgespart habe. — —

Sehr spät kamen wir in Paulu an. Die Brüder sangen bereits in der Kirche ihre Mitternachtsliturgie. Ermüdet von der Wanderung suchte ich meine Zelle, während Cyrill, der arme Knabe, sogleich in die Kirche mußte. Ich gab mich dem Troste hin, daß er bei dem eintönig näselnden Gesange der Liturgie auf den dunklen Plätzen der Novizen wohl sanft einnicken werde.

Das gestand er denn am andern Morgen beschämt lächelnd ein, theilte aber zugleich mit, daß er schon wieder auf Botschaft ausgehen und unsere griechischen Uebungen entbehren müsse.

Am Abend dieses Tages kehrte der Abt Porphyrios mit Eulogios nach Paulu zurück und wurde mit Feierlichkeit von der Brüderschaft empfangen. Eulogios mußte viel erzählen und wurde von den Aeltesten häufig bei Seite genommen. Erst am nächsten Mittag konnte er mir eine Stunde widmen, und um ungestört zu sein, besuchte er mich in meiner Zelle. Ich erzählte ihm von meiner Begegnung mit Leon.

„Es war nicht ohne Rücksicht auch auf ihn," begann er, „daß ich Dich einlud, nach dem Athos zu kommen.

Ihm selbst ließ ich Deine Rettung und Anwesenheit später nicht melden, denn er verdiente eine harte Buße. Doch daß Ihr einander treffen würdet, sah ich voraus. Hat er die Skitis schon verlassen?"

Ich wußte nichts darüber zu sagen, wenn es mir gleich zu vermuthen schien.

„Auch ich glaube das annehmen zu können," bestätigte Eulogios. Denn Gordian ist ein Heiliger, der zwar zu demüthigen und furchtbar zu strafen, nicht aber zu bessern und zu erheben versteht."

Tags darauf wurde uns die Gewißheit, daß Leon dem Athos den Rücken gewendet habe. Ein Fischer aus dem kleinen zu Paulu gehörigen Hafen, der seine Ladung für den Fasttag in der Klosterküche ablieferte, sprach mich an, und erzählte, daß er im Tagesgrauen dem Mohren auf der See begegnet sei, den er jüngst in Karyais gesehen habe. Er erkannte mich wieder als denjenigen, an welchen sich der gefangene Schwarze um Befreiung gewendet hatte. Auf meine Frage gab der Fischer weitere Auskunft, daß noch ein Mann mit in dem Boote gesessen, gekleidet wie die Leute, die oben im Gebirge zu den Klostermeiereien gehören. Es war also kaum zu bezweifeln, daß Leon, nachdem er seine Lumpen mit einem Schäferpelze vertauscht, das Weite gesucht habe. Ich war besorgt über sein mir unbekanntes Vorhaben.

„Was geschieht mit einem Einsiedler des Athos,

welcher der Skitis entflieht?" So fragte ich Eulogios, nachdem ich ihm die Kundschaft mitgetheilt hatte.

„Nichts!" entgegnete Eulogios. „Leon war durch Nichts gebunden. Nur in der Verzweiflung seiner damaligen Lage hatte er sich meiner Autorität gefügt, und nur Schmerz und Zerknirschung mochten ihn so lange in der Skitis gehalten haben. Er war durch Nichts gebunden, er konnte gehen. Allein gesetzt, er wäre gebunden, er hätte sogar bereits das Klostergelübde abgelegt, und er ergriffe die Flucht, des Klosterlebens überdrüssig, es würde sich keine Hand rühren, ihn zurückzubringen. Der Mönch, der dem Zwange des heiligen Berges entflieht, gehört sich selbst an, und weder die kirchliche noch die weltliche Gewalt sucht ihn zu ereilen. So weit sind wir frei."

Eine Bewegung hinter mir — wir schritten gerade unter den Arkaden des schattigen Kreuzganges auf und nieder — bewirkte, daß ich mich umwendete. Cyrill stand hinter uns, die Augen wie in Ueberraschung weit geöffnet, das Antlitz lebhaft geröthet. Hatte er die letzten Worte gehört? Mir kam die Frage erst später, zumal in diesem Augenblicke mich andere Dinge in Anspruch nahmen. Ich konnte Cyrill, der, von seiner Sendung zurückkehrend, sich bei mir wieder meldete, nur kurz begrüßen, da der Abt Porphyrios uns entgegentrat und mich und Eulogios zu einem Spaziergange durch die Gärten aufforderte.

Wir betrachteten den Segen an Früchten, den die südliche Sonne an Bäumen, Spalieren und Pflanzungen ausbreitete. Von gestützten Zweigen wurden von den jüngsten Brüdern Pfirsiche und Feigen in Körbe gesammelt, während andere bei der Maulbeerenernte waren oder an den Weinterrassen nach den ersten frühen Trauben für die Tafel suchten, oder auch Melonen von den wohlgepflegten Beeten hoben. Die Oelbäume standen schwer beladen, Alles gedieh in üppiger Fülle. Aus den Nutzgärten traten wir durch Cypressengänge in Parkanlagen, für welche die Natur hier das Schönste gethan hatte, und bewegten uns jener Bastei zu, wo die Meeresluft uns mit erfrischender Kühlung empfing. Hier theilte ich den würdigen Männern meinen Plan mit, demnächst meine Forschungsreise durch die Bibliotheken der Klöster auf der westlichen Seite des Gebirges zu unternehmen. Der Abt versprach mir bereitwillig ein Empfehlungsschreiben. „Du solltest morgen schon die Reise beginnen, Theophilos," sagte er. „In kurzer Zeit feiern wir das Fest der Panegyris, und es wird Dich freuen, die Bergfahrt nach den Gipfel des Athos mit uns zu machen. Bis dahin kannst Du zurück sein, denn es sind nur ein paar Bibliotheken, die Dich fesseln werden." — Ich war einverstanden und ritt schon am andern Morgen allein auf meinem Maulthier ab.

Der Empfehlungsbrief des Abtes sicherte mir überall gastliche Aufnahme, sodaß ich in den neun Klöstern,

die ich zu bereisen hatte, jeden Staub der Pergamente in den uralten Bibliotheken durchwühlen durfte. Ich lernte manchen merkwürdigen Athosbürger kennen, und erregte unter den weißbärtigen Alten viel Kopfschütteln und Staunen über die Sucht nach alten Schriften, von deren Besitz sie selbst noch nichts gewußt hatten. Ueberall hörte ich schon viel von dem Feste reden, und bemerkte ein umfassendes Rüsten zur Aufnahme zahlreicher Gäste. Und als ich nach etwa vierzehn Tagen, am Abend vor dem Feste wieder in Paulu anlangte, waren auf Schiffen aller Art und aus allen Gegenden vom Festlande, von den Inseln, von Constantinopel her bereits Fremde herbeigeströmt, weltliche und geistliche, welche in den Klöstern ein Unterkommen suchten und fanden.

Das Fest der Panegyris ist das allgemeinste der Athosfeste, und besteht in einer Wallfahrt nach dem kleinen Kirchlein Metamorphosis (Verklärung Christi), welches umweit des Gipfels in einer Region steht, die den größten Theil des Jahres mit Eis und Schnee bedeckt ist. Nicht alle die viertausend Mönche des Athos (so viel mochten ihrer damals sein) dürfen an der Bergfahrt theilnehmen, denn ebensoviel und mehr fremde Anbeter kommen zu dem Tage herbei, und der Raum um die Kirche faßt die größere Menge nicht. Jedes Kloster wählt daher durch das Loos eine Anzahl von Abgesandten zu dem Ehrenamte, die Brüderschaft würdig zu

vertreten. Auch nicht das höchste Greisenalter schließt sich davon aus, denn es ist eine heilige Pflicht, diesen beschwerlichen Weg zu Berge anzutreten, wenn das Loos es befiehlt.

Es war in der Frühe eines Augustmorgens, als der Abt Porphyrios sich mit seinen zwölf Auserwählten auf den Weg machte. Ich folgte dem Zuge nach. Alle Bergpfade waren belebt. Hier begrüßten sich die Abgesandten verschiedener Klöster, dort kamen buntere Schaaren weltlicher Wallfahrer, Männer in der prächtigen griechischen Inseltracht, halbnackte Fischer, und Hirten im Schafpelze, dazu ganze Züge von Bettlern. Was war nicht alles am heiligen Berge gelandet! Welch eine Musterkarte von Physiognomien und Trachten! Und durch all diese Buntheit die grauen Gestalten aus den Regionen der Büßer, verwittert, ihren Höhlen, ihrem Urwaldsdunkel entstiegen, wie Eulen und Uhus, halb befremdet, halb neugierig dem Sonnenlichte und dem Menschengewimmel entgegenblinzelnd; doch selbst unter diesen Heiligen manche noch dunkelbärtige, unheimliche Figur, der man kein unbedingtes Vertrauen geschenkt hätte und nur mit Befangenheit allein im Walde begegnet wäre.

Steiler wurden die Pfade, dünner der Wald, dichter schoben sich die von allen Seiten aufsteigenden Menschenzüge zusammen. Jetzt blieb die Baumregion hinter uns, und über nur von Moos bewachsenen Felsenrücken,

an Abhängen, Klüften, schauerlichen Tiefen vorüber, klomm der Fuß oft mit Mühe und Anstrengung aufwärts. Dann weitete sich ein breiteres Granitfeld, der Athosgipfel glänzte in sonniger Schneepracht darüber und übersichtlich trat dem Auge das Herbeiströmen der Wallfahrer in seinem ganzen Umfange entgegen.

Ich war etwas zurückgeblieben hinter meinen Freunden aus Paulu, um freier im Betrachten dieses merkwürdigen Schauspiels zu sein, und hatte mich auf eine niedrige Felsplatte am Wege gesetzt, um einige Trupps vorüber zu lassen. Da schob sich langsam noch ein Zug von Büßern herbei, der durch einige uralte, nur mühsam klimmende Skitisbewohner zum Schneckengange gezwungen sein mochte. Ich erkannte unter ihnen Leon's Urgroßoheim Gordian, und die Bewegung, welche ich machte, um mich seinem Anblicke zu entziehen, lenkte seine Aufmerksamkeit erst recht auf mich. Er blieb stehen, hob sich aus seiner gebückten Stellung in ganzer Länge empor, und indem er seinen Stab in der Mitte faßte und den Arm emporstreckte, machte er mir gebieterisch ein Zeichen, zu verweilen. Er athmete schwer vor Anstrengung, dann fragte er mit hohler, fast tonloser Stimme: „Wo ist der Knabe?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete ich. „Er hat, wie es scheint, den heiligen Berg verlassen.“

Gordian sah mich mit einem durchdringend forschenden Blicke an. „Du bist der Mann,“ fragte

er weiter, „auf den der Knabe den Mordstahl gezückt hat?“

„So ist es. Du siehst, Hochwürdiger, daß ich lebe. Ich verzeihe Leon von Herzen und bin mit ihm versöhnt.“

Des Alten Stirn aber runzelte sich, ein Ausdruck furchtbarer Strenge und Härte ging durch seine Züge, und im Tone richtender Wegwerfung sagte er: „Es liegt nichts an Deiner Verzeihung, noch an Eurem Versöhntsein! In die Wüste gehört er, dem Tode im Leben. Die Skitis fordert ihn zurück. Schaff' ihn herbei, wenn nicht sein Fluch auch Dich verfolgen soll!“

Ich gestehe, daß mich vor dem Eishauche dieser Worte ein wahres Grausen erfaßte, daß ich vor dem leblos gespensterhaften Ausdrucke dieser Büßeraugen dem Drange, davonzulaufen, nicht widerstehen konnte. Ich hatte mich in Schlachten an das Pfeifen der Türkenkugeln gewöhnen gelernt; die schaudererregende Liebloſigkeit dieses „Ueberwältigers der Welt“ flößte mir Furcht und Schrecken ein. Ich sprang auf und machte, daß ich aus seinem Bereiche kam.

Auf dem Felsengebreite, worauf sich die Kirche Metamorphosis erhebt, angelangt, lagerten sich alle Züge gruppenweise in der Runde, die Einen näher, die Andern entfernter vom Portale. Denn das kleine Gebäude faßte von den Tausenden kaum die Abgesandten der Klöster. Viele streiften auch umher, um

von den zahllos hier wachsenden weißen und rothen Immortellen zu pflücken, welche in Sträußen und Kränzen als werthvolle Reliquien dieses Tages von den Wallfahrern mitgenommen werden. — Welch ein Landschaftsbild aber entfaltete die Rundschau von hier aus! Den nächsten Einblick empfängt das Auge über den ganzen Kamm des Athosgebirges mit all seinen Seitenthälern, Schluchten und Abhängen, die nach drei Seiten zum Meere abfallen. Dazwischen in der Tiefe und im Wäldergrün die Klosterburgen und weißen Kalkmauern verschiedener Ansiedlungen. Ueber das Gebirge hinaus die blaue Fläche des Meeres, begrenzt von den Küsten Macedoniens und Thessaliens, den Inseln des Archipels, bis nach Kleinasien hinüber zur Ebene von Troas! — Und nun beginnt aufeinanderfolgend das Glockengeläute aus zwanzig Klöstern, näher, ferner, sich endlich in ein bewegtes Meer von Glockentönen vereinigend, das seine Schallwellen über das ganze Gebirge trägt. Da, mitten hinein in das melodische Brausen der Lüfte, gellt plötzlich das Glöcklein auf der Höhe. Die Liturgie beginnt, und auf die Knie sinken Tausende von Wallfahrern. — Wie fremd auch dieser Cultus und die Anschauungen der meisten seiner Repräsentanten meinem Gemüthe sein mochten, es war mir immerhin ein großartiger Augenblick, von dem die Phantasie sich bedeutend angeregt fühlte.

Die Liturgie dauerte mehrere Stunden. Nicht in

jeder Gruppe blieb man andächtig die ganze Zeit über auf den Knien liegen. Hier und da löste sich eine derselben auf, trat in Verkehr mit einer andern, einzelne Paare sonderten sich ab, um, wie es schien, zu lustwandeln. Ich umschweifte die Menge in weiteren Kreisen, um bald einen Gesammtüberblick über das merkwürdige Schauspiel zu gewinnen, bald auch eine mich besonders anlockende Gruppe näher zu betrachten. Ein freundlicher Mann gesellte sich zu mir und begann, indem er harmlos hier und da Immortellen pflückte, ein Gespräch. Er erzählte, wie er nun schon zum zwanzigsten Male zum Feste der Panegyris gekommen, und niemals versäume, seiner Frau den geweihten Strauß nach der Insel Maliani mitzubringen. So schritten wir gemeinsam fort, bis wir uns der Menge wieder näherten, wo mir eine Gruppe ins Auge fiel, die mich lebhaft fesselte. Mein Begleiter blieb gefällig stehen, und schien ganz beschäftigt, seinen Strauß zusammenzubinden. — Hier standen sechs Männer beisammen, hochgewachsene, kräftige Gestalten, einige mit starkem, grauem Barte, die Mehrzahl jünger; scharfgeschnittene, halb slavische Gesichter, energisch, wild, barbarisch anzusehen, aber charaktervoll ausgeprägt. Sie trugen die griechische Fustanella, das von den Hüften auf die Knie herabfallende Gewand, welches das Beinkleid bildet, dabei weitfaltig wie ein Rock ist. Die Einen blau, die Andern weiß, dazu die rothe Jacke

mit den langen, frei flatternden Aermeln, reich gestickt mit Gold oder Silber, rothe Kamaschen und den rothen Fez. Ein kurzer Mantel, meist aus Schaffell, die flockige Seite nach außen, lag um die Schultern. Eine jugendliche Gestalt, kleiner als die Uebrigen, dabei doch von hohem, edlem Wuchs, kehrte mir den Rücken zu.

Während ich die Gesellschaft, die im Gespräch schien, betrachtete, wendeten sich zwei Gesichter plötzlich scharf gegen mich, wie um mich genau ins Auge zu fassen. Und mit einemmal kehrte sich die jugendlichste dieser Gestalten um — ich sah in ein Gesicht von großartiger Schönheit, dessen Augen mich durchdringend anblitzten, während ein triumphirender Hohn um die Lippen spielte. Ich stand wie angedonnert — ich sah in Arethusa's Antlitz!

Schnell aber entzog es sich mir wieder, die Gruppe setzte sich in Bewegung. Einer der Männer nur betrachtete mich noch einmal, als wolle er sich meine Erscheinung genau einprägen. Dann schritt der ganze Trupp schnell von hinnen und war mir im Gewühle bald verloren. Ich sah mich nach meinem harmlosen Gesellschafter um. Auch der war verschwunden.

Ich gestehe, daß ich Minuten lang fast regungslos auf dem Platze stand, benommen von Ueberraschung und Vermuthungen. Sie war es, Arethusa Negri, die ich gesehen, ich konnte mich nicht täuschen. So war sie mir zuerst erschienen, in Männerkleidern, eine kühne

Amazone, unter den Kriegern bei Navarino, strahlend in herausfordernder Schönheit. Das war noch derselbe Schmuck, dieselben schwarzen Locken, die reich und lang unter dem Fez von Purpursammt mit Goldstickerei herabfielen. — Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, ihr noch wieder zu begegnen, hier aber, in diesen Umgebungen, gab mir das Wiedersehen viel zu denken. Eine Absicht war kaum zu verkennen. Der harmlos scheinende Gesellschafter mußte mit im Bunde sein, er hatte meinen Schritt mit Arglist in ihre Nähe gelenkt. Sie hätte mich ansprechen können — warum geschah es nicht? Aber — und ich schlug mich vor die Stirn bei dem Gedanken — Thor, der du bist! War es nicht deine Sache, sie zuerst anzureden? Eine Entschuldigung über deine Flucht, mindestens eine Erklärung, ein Wort an sie zu richten? Gewiß, ich würde es gethan haben, sagte ich mir, nur daß die Erscheinung so schnell wie ein Traumbild vorübergegangen! Zugleich ergriff mich eine Beschämung über meine eitlen Vermuthungen. Ist denn auch wohl noch an einen Plan gegen dich dabei zu denken? Kann nicht Alles ein zufälliges Zusammentreffen sein? Hat sie sich nicht kurz von dir abgewendet und dich stehen lassen, zum Zeichen, daß sie mit dir zu Ende sei? Ein Weib wie Arethusa wird sich nicht länger mit dir beschäftigen! Mit dir! — Doch der Gedanke hatte etwas zu Beruhigendes, als daß ich ihm lange hätte Gehör geben

können. Gerade ein Weib, wie Arethusa, — ein beleidigtes Weib, eine große, überweibliche, dämonische Natur — wird sie, kann sie ein Betragen, wie das deinige, unvergolten lassen? Ich kehrte zu meinen ersten Vermuthungen zurück, daß ich nicht umsonst heut in ihre Nähe gelockt worden sei.

So schritt ich von dem Platze, ohne auf die Richtung meines Weges Acht zu geben. Denn meine Aufmerksamkeit für das Fest war verschwunden, die Gedanken innerlich zu geschäftig, als daß sie sich noch an die Umgebungen hätten knüpfen mögen. Ich mußte bereits ein gutes Stück von dem Gipfel herabgestiegen sein, denn ich bemerkte jetzt, daß der Weg mich in den Wald geführt hatte. Gleichviel wo ich war, ich folgte der Spur eines Fußpfades, den ich zu erkennen glaubte. Er begann zwischen Felsenblöcken ein wenig aufzusteigen, und nach geraumer Zeit lichtete sich das Dickicht und ich befand mich in der Nähe der Tempeltrümmer, die ich jüngst entdeckt hatte.

Der Platz war in diesem Augenblicke nicht so einsam wie damals. Ich sah in der Entfernung bunte Gestalten, an welchen ich wenigstens die albanesische Tracht erkannte. Befremden konnte mich die Gesellschaft nicht, da jede Stätte des Gebirges heute ihre Besucher zu haben schien. Schon aber war auch ich bemerkt worden, denn eine Person in halb türkischem, farbenreichem Anzuge kam lebhaft winkend

auf mich zugelaufen. Ich erkannte den Mohren Diamantios.

„Ach, Herr Theophilos!“ rief er, „das ist gut, daß Du kommst! Aber wo ist der Bote, der Dich geführt?“

Ich wußte von keinem Boten. „Ja, ja, mein Herr Leon hat Dich suchen lassen — freilich, gerade hier wollte er Dich nicht sprechen, aber es wird auch so gut sein.“

„Warum hat er nicht Dich zum Boten an mich gewählt, der Du mich doch besser kennst?“ fragte ich.

„Das ging nicht, Herr Theophilos,“ entgegnete Diamantios schlau, denn ich bin schwarzer Mann, und leicht kenntlich, und es giebt Leute da bei dem Feste, die mich gleich wiedererkennen würden! Aber da kommt schon mein Herr Leon!“

Die übrigen Männer hatten sich entfernt — es war mir räthselhaft, wo sie geblieben — und Leon schritt mir entgegen. Das war wieder die prachtvolle elastische Jünglingsgestalt mit dem Gebieterschritt, das leuchtende Antlitz mit den Augen des Bergfalken. Er trug die weiße Fustanella, alle übrigen Stücke der Kleidung purpurroth mit Gold gestickt, kostbare Waffen an der Seite und im Gürtel. Schnell berichtete ihm der Mohr, daß der Bote mich nicht gefunden, und ein Zufall mich hierher geführt.

„Gleichviel! Sei mir auch hier gegrüßt,“ sagte Leon, indem er mir die Hand reichte. Er hatte etwas selbst-

bewußt Sicheres in seinem Wesen, wie ich es noch nicht gesehen. „Theophilos," fuhr er fort, indem wir in einiger Entfernung von der Trümmerstätte auf- und niederzuschreiten begannen — „Theophilos, ich hätte Dir viel zu sagen! Bald werden Thaten ausführlicher sprechen. Wissen aber sollst Du, daß ich drüben war in Nauplia. Mein Großvater Pietro ist seines Kerkers ledig und hat seinen alten Platz im Rathe der Regierung wieder eingenommen. Zu seinen Füßen habe ich einen Schwur gethan, die Schmach unseres Hauses zu sühnen. Viele der Unseren sind mir zu Willen, und ein Bund ist geschlossen."

Ich zuckte bedauerlich die Achseln und wollte abmahnend dreinsprechen.

„Widerrede mir nicht," fuhr er rasch fort. „Ich weiß, daß Du es nicht billigst, wir aber können nicht anders. Erfülle mir nur eine Bitte!"

Ich sah ihn fragend an.

„Geh nicht in Deine frühere Stellung nach Nauplia zurück! Es wäre mir schmerzlich, Dich noch einmal in die Parteien verwickelt zu sehen, die Dich nichts angehen, und wo ich — wer kann wissen, wie die Dinge sich wenden? — noch einmal das Unglück haben könnte, Dein Feind zu werden. Versprich mir, davon zu bleiben!"

„Und wenn ich dies Versprechen nicht geben könnte," entgegnete ich, „wenn ich in mein Amt wieder einträte,

würdest Du Dich dadurch abhalten lassen, Deine Parteienintrigue — oder was ihr sonst vorhaben mögt — auszuführen?"

„Nein, Theophilos! Niemals!" rief er mit Leidenschaft. „Ein heiliger Schwur macht jedes Zurücktreten unmöglich!"

„Ihr seid verblendete Männer," rief ich unwillig aus. „Ihr wollt Euer eigenes, wollt Eures Vaterlandes Unglück!"

„Das ist unsere Sache," sagte er kalt und bestimmt. „Du bist ein Fremder, Du verstehst uns nicht, Du möchtest uns schulmeistern mit Theorien, die bei Euch angebracht sein mögen, bei uns nicht. Es scheint, Du willst mir meine Bitte nicht erfüllen?" Er sah mich finster forschend an, ich glaubte zugleich einen Zug von Beängstigung in seinem Gesichte wahrzunehmen.

„Ja," rief ich, nicht ohne Erregung, „ich erfülle Deinen Wunsch! Ich bin ein Fremder und werde es Euch ewig bleiben, denn Ihr seid unfähig, Klugheit walten zu lassen, Euch und Eure Leidenschaften zu zähmen, Zucht und Ordnung unter Euch zu befestigen! Ich lasse meine Hand aus Eurem Treiben, und will nur noch ein Zuschauer sein auf dem Boden, wo ich einst etwas Gutes mit und für Euch zu leisten hoffte."

Leon schwieg eine Weile, finster vor sich niederblickend, meine Worte schienen einigen Eindruck auf ihn zu machen. Wenn das aber der Fall war, so

verflog er schnell wieder. Mit Hast und zugleich mit Herzlichkeit ergriff Leon meine Hand und rief: „Deine Rede ist bitter, Theophilos! Aber ich danke Dir dennoch, daß Du meine Bitte erfüllst. Denn Du wirst wir immer werth sein — was auch geschehe! Was wir drüben geplant, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Bevor es aber zur That wird, gilt es noch ein Anderes zu vollenden. Theophilos — ich habe nach Arethusa geforscht. Sie ist nicht drüben in Nauplia. Aber ich kam ihr auf die Spur und weiß, wo sie ist. Weißt Du es vielleicht auch schon?"

Ich sah ihn an, sein Gesicht flammte, seine Brust hob sich vor Aufregung. Ich wollte auch jetzt offen gegen ihn sein. „Kannst Du Dich bezähmen, Leon?" begann ich. „Vielleicht weiß ich, wo sie ist. Wenn sie auf dem heutigen Feste — wenn sie hier in Deiner Nähe wäre?"

„Du hast sie gesehen?" rief er mit wilder Hast.

„Mir ist es so — doch ich kann irren."

„Irren? Wenn sie vor Dir stand? Du hast sie auch gesprochen! Du hast —!"

„Nein, nein, nein!" rief ich und erzählte ihm die sonderbare Begegnung, die ich vor einigen Stunden gehabt.

Er sprang von dem Säulenstücke, worauf er sich einen Augenblick niedergelassen, auf.

„Ich wußte, daß sie hier ist!" rief er. „Es ist

etwas im Werke, und kein Zweifel, der Anschlag gilt — Dir! Aber auch ich bin nicht mehr ohne Hülfe hier auf den Bergen! Sie ist bewacht — was sie auch aussinnen möge! Sie ist bewacht und so bist Du es auch! In die Schlinge, die sie Dir stellt, fällt sie selbst, und so entgeht sie mir nicht!"

Ich wollte eine Erklärung fordern, aber er schnitt mir die Rede ab. „Meine Zeit ist um, Theophilos! Du wirst weiter von mir hören!"

Ich hielt seine Hand fest. „Sage mir nur eins, Leon! Welcher Ort verbirgt Dich hier? Darf ich es nicht wissen? Ein Augenblick wäre denkbar, wo ich Dich finden, mit Dir reden müßte!"

Er stutzte und bedachte sich einen Moment. „Du hast Recht!" sagte er dann. Unweit des Klosters Zografu, des nördlichsten an der Westküste, an den letzten Ausläufern des Gebirges, liegt ein Meierhof, Akantha (Dornbusch) genannt; dort frage nach — nun, frage nur nach dem Fremden aus Morea." — Er drückte mir noch einmal die Hand und verließ mich.

Noch geraume Zeit blieb ich unter den Tempelruinen, die freilich an sich heute nur wenig Interesse für mich behielten. Anstatt der äußeren hier zerfallenen Welt beschäftigte mich das innere Gewirre von Grübeleien über die räthselhaften Dinge, die meinen Pfad umspinnen wollten. Aber die Sonne stand im Mittag, ich mußte den Schatten des Waldes aufsuchen. Mein

Mittagsmahl hielt ich an den Brombeersträuchern, woran hier kein Mangel war, und suchte mir dann einen Rückweg nach Paulu.

Als ich gegen Abend in meine Klosterzelle trat, sah ich mich überrascht durch einen Blumenstrauß auf dem Tische, worin ich die Hand meines Schülers Cyrill erkannte, und einen Brief, der, wie ich später erfuhr, nach langen Umwegen und Verzögerungen zu mir gelangt war. Ein Brief gehörte hier überhaupt zu den Seltenheiten. Ich riß die Hülle ab und las ein Schreiben eines Bekannten aus Nauplia, der mich von dem Stande der politischen Dinge unterrichtete und für neue öffentliche Arbeiten meine Rückkehr dringend wünschte. Ich las die Zeilen kaum zu Ende, und warf das Blatt hin, um die Einlage zu erbrechen, die mir dadurch vermittelt worden war.

Ein Brief aus Deutschland! Liebevolle Worte, herzliches Entgegenkommen aus der Heimath! Ein Brief von meiner Schwester und von meinem Schwager! — Ja, ich hatte daheim eine Schwester, älter als ich, jung verheirathet, das einzige Wesen, das mir von meiner Familie übrig geblieben war. Meine Eltern waren mir früh durch den Tod entrissen worden, im Hause des Schwagers, der zugleich mein Vormund geworden, wuchs ich auf. Unsere Neigungen und Charaktereigenheiten stimmten nicht zu einander, und wie sehr ich die Schwester liebte, mit dem Schwager konnte ich in

kein rechtes Verhältniß kommen. Er war ein ruhiger, gesetzter Mann, mit strengen Lebensanschauungen, die mir einst pedantisch erschienen; ich schon als Knabe, und um so mehr als Jüngling, phantastisch, nach dem Ungewöhnlichen strebend. Keiner war nach des Anderen Sinn. Meine Schwester hatte manche Noth mit uns, aber sie war es doch, welche die beiden auseinanderstrebenden Pole festzuhalten und zu verbinden wußte. Ihr hatte ich einst, da ich die Universität verließ, um nach Hellas zu eilen, von Triest aus geschrieben. Nicht freudig nahm sie die Nachricht auf, ihres Mannes Ansicht darüber verschwieg sie ganz, da ich sie doch wohl vermuthen durfte. Unsere Verbindung blieb sehr lose, zumal bei der Unsicherheit und völligen Verworrenheit des Postverkehrs damals in Griechenland. Wie viele Briefe mochten in den zehn Jahren unserer Trennung verloren gegangen sein! Ich erkannte es aus dem Schreiben meines Schwagers, der mir Mittheilungen machte, die er schon vor sieben Jahren, und seitdem noch öfter gemacht haben wollte. Allein ein Brief von mir, den ich etwa vor sechs Monaten abgesendet, war dennoch in die Heimath gelangt. Man überzeugte sich daraus, daß mir die heimischen Angelegenheiten unbekannt geblieben, und so that denn der brave Schwager noch einmal, was er für seine Pflicht hielt. Er schrieb mir als einstiger Vormund: daß mir seit meiner Mündigkeit ein nicht unbeträchtliches Vermögen zur

Verfügung stehe — ein Erbtheil, von dessen Vorhandensein ich kaum etwas gewußt hatte, da ich in bescheidener Weise erzogen worden war. Dieses Vermögen habe er nun auch ferner gewissenhaft verwaltet, und da ich niemals meinen Willen darüber ausgesprochen, durch die Zinsen anwachsen lassen. Nun aber verlange er dringend zu wissen, wie ich es ferner zu halten gedächte. Am besten sei es, ich käme zurück. Ob denn mein eigenes Vaterland gar keine Anziehung für mich habe? fragte er. Ob es nicht da für einen Mann, der streben und schaffen wolle, eine fruchtbarere Grundlage gebe, als über Ruinen, deren Wiederaufbau vielleicht Jahrhunderte noch spotten würden? Er schrieb noch Vielerlei, der treffliche Mann, was in dieser Stunde mich durchaus empfänglich fand und mich ihm innerlichst vereinigte. — Und nun der Brief meiner Schwester! Sie schrieb nichts von Geld und Politik, sondern von Haus und Kindern: wie Paul auch schon den Homer lese, aber, Gott sei Dank, ohne die Leidenschaft seines Onkels — im Gegentheil, mit stillen Qualen und sittlicher Entrüstung über diese unerschwingliche Sprache! Dann schrieb sie, daß Clärchen, bei welcher der Onkel als Student einst Gevatter gestanden, sich gar zu reizend entwickle, ein Ausbund von Klugheit sei und recht hübsch zu werden verspreche — wenn Gott will! fügte sie als glückliche Mutter hinzu. Und dann war von Fritzchen, Albertchen und Lenchen die

Rede, lauter Diminutiven, deren Existenz mir sogar unbekannt geblieben, und die jetzt schon fragend mitreden sollten, wenn von mir die Rede sei. „Ach, komm, mein geliebter Bruder!“ fuhr die Schwester fort, „und sieh Dir das Völkchen an, das Dich schon liebt, ohne Dich noch zu kennen! Komm und sei wieder unser! Sieh — verzeih mir die Albernheit! — im vorigen Winter sah ich auf dem Maskenballe einen Herrn, der als Neugriechе gekleidet war, und mein Herz schlug vor Freude laut auf, denn ich hoffte fast, Du könntest hinter der Maske stecken, ja, ich hätte weinen können, als sich ein Anderer daraus entwickelte. Tagelang war mir noch weh ums Herz! Nun aber, ich wiederhole immer und immer, komm wieder! Du sollst empfangen werden mit aller Liebe, die die Entbehrung seit langen Jahren aufgespart und bereichert hat in den Herzen der Deinen, vor Allen in dem Herzen Deiner Schwester.“

Und während ich solche Worte las, saß ich weit, weit in einer Klosterzelle auf dem Athos, und konnte nicht auf Sturmesflügeln hinüber in die alte Heimath und zu den treuen Herzen, deren Liebe jetzt mehr als jemals zu meiner Seele sprach! Die Zelle wurde mir zu eng, ich lief hinaus in den Garten, eilte in der Dämmerung hastig durch alle Gänge, ich hätte meiner inneren Erregung gegen irgend Jemand Luft machen mögen. Laut sagte mir das Herz, daß ich ein Vater-

land habe, ich fühlte, daß es mich mit Macht wieder an sich zog. Und wenn mich ein Mißmuth überkam, daß ich in langen Jahren meine Kräfte verschwendet, um an fremdem Bau vergeblich zu arbeiten, so trat doch der feste Entschluß versöhnend und beruhigend dagegen auf, nun heimzukehren und mit den gewonnenen Erfahrungen für mein eigenes Vaterland zu schaffen. — Die Steinbank auf der Bastei bot sich mir endlich als Ruhesitz. Schwarz und dunkel standen die Cypressen umher, über dem Meere aber stieg der Mond auf, sein zitterndes Spiegelbild über die Wellen werfend. Ruhe, Kühlung, Wohlgerüche, alle Zauber der Sommernacht des Südens um mich her gebreitet! Wie schön war dieses Land, wie oft hatte es mich entzückt! Und heute empfand ich diese Herrlichkeit kaum noch. Denn ich dachte an ein kleines graues Städtchen oben in Deutschland, mit Giebeln und Thürmen, alten Mauern und wenig Schönheit; aber daher winkten mir liebevolle Hände, und lachende Kinderstimmen sprachen von mir, und ein treuer, tüchtiger Mann streckte mir die Bruderhand entgegen. Ich schloß die Augen, ich mochte von meiner Umgebung nichts sehen, um das Gedankenbild fest zu halten.

Da weckte mich ein Geräusch aus meinen Träumen auf. Ich sah Jemand mir gegenübersitzen und fuhr in die Höhe.

„Verzeih', Theophilos! Ich bin es!" Es war die

wohlklingende Stimme und der bescheidene Ton meines Schülers. „Soll ich weggehen?“ fuhr Cyrill fort.

„Nein, bleibe, Cyrill!“ rief ich. „Setz Dich an meine Seite. Du störst mich niemals. Wir haben lange keine Studien zusammen gemacht, nicht wahr?“

„Sehr lange nicht, Theophilos!“

„Und wenn das nun ganz aufhören müßte, mein junger Kamerad?“

„Aufhören? Warum?“ Cyrill sprang auf, wie von heftigen Schreck ergriffen.

„Nun, ich will in mein Vaterland zurückkehren.“

Cyrill schwieg. Ich zog ihn neben mich auf die Bank, erzählte ihm von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, und merkte dabei, daß ich es nöthiger hatte, ihn über die Trennung zu trösten, als ich vermuthet. — „Es ist wohl sehr weit bis nach Deutschland?“ fragte er mit einem Tone, dem man den Kampf mit Thränen anhörte.

Es ist ein betrübtes Gefühl, Freundschaft und Liebe, die segensvollsten Gaben, die unserem Dasein geboten werden können, wenn nicht zurückweisen, doch mit Bedacht in Schranken halten zu müssen, um so mehr, wenn unser Herz gestimmt ist, das schöne Geschenk mit reiner und ganzer Hingebung zu erwiedern. Hier wendete sich mir in Cyrill ein junges Gemüth zu, inniger und tiefer, als dieser Boden und diese Umgebungen sonst die Gemüther zu bilden pflegen, ein zur Inner-

lichkeit erwachendes Jünglingsherz, das mich heimathlich anmuthete, aus dem etwas Verwandtes zu mir sprach. Ich fühlte, daß Cyrill unausgesprochne Lebenshoffnungen an mich knüpfte, daß ich durch Lehre und Unterricht diese vielleicht lebhafter genährt, als ich berechtigt war, und empfand einige Verlegenheit, wie ich die Geister, die ich beschworen, nun wieder bannen sollte. Es hätte nur eines Wortes bedurft, des Rufes: Komm mit! und Cyril wäre mit mir in alle Welt gegangen, denn überall erschien ihm die Welt als ein Paradies gegen die Klostersphäre, vor der sich bereits sein ganzes Wesen sträubte. Und doch konnte ich den Lockruf nicht aussprechen, den er nur zu erwarten schien, um aus tiefer Betrübniß zur Freude zu erwachen. Ich suchte abzulenken, so gut es gehen wollte. Er schien ruhiger zu werden, und fing an, mich durch immer neue Fragen gesprächig zu machen, um ihm, was ich oft schon gethan, von meinem Vaterlande zu erzählen. Nach den empfangenen Briefen war bei mir die Stimmung heute günstig genug dazu. So gab ich ihm Auskunft über deutsche Verhältnisse, besonders über meine Familie; ich wurde durch neue Fragen veranlaßt, jeden Namen deutlich auszusprechen, und endlich ruhte er nicht, bis ich ihm den Weg bis nach Deutschland in den hauptsächlichsten Reisestationen genau angab. So unterhielten wir uns bis tief in die Nacht, bis die Pflicht der Mitternachtsliturgie meinen Zuhörer in die Kirche rief.

In meiner Zelle angelangt, riß ich das Fenster auf — es war mir drinnen seit wenigen Stunden so eng und schwül zum Ersticken. Ich machte Licht an, und fand auf dem Tische wiederum einen Brief. Hatte ich den vorher übersehen, oder war er mir inzwischen gebracht worden? Ich las die Worte: „Sei spätestens morgen Abend um die zehnte Stunde am Ausgange des kleinen Felsenthales hinter dem Kloster Zografu. Ein Diener mit einem Pferde wird dort für Dich bereit sein und Dich zu mir bringen. Ich habe Dir wichtige Dinge mitzutheilen, die Dich vor Allen angehen." — Eine Unterschrift fehlte. Ich erinnerte mich nicht, Leon's Handschrift je gesehen zu haben, und doch mußte ich die seinige hier zu erblicken wähnen. Er hatte mir das Kloster Zografu genannt, der Ruf kam von ihm, ich konnte nicht zweifeln. Zugleich aber, ich muß es bekennen, stampfte ich vor Zorn mit dem Fuße auf. Nach den Briefen, die ich heute empfangen, hatte mich eine ganz veränderte Stimmung erfüllt, in welcher mich die verkehrten und barbarischen Verhältnisse, die mich bisher interessirt, kaum noch etwas angingen. Ich zögerte eine Weile, der Aufforderung zu folgen. Endlich aber rief es in mir: Nun, wohlan denn! Machen wir das Letzte ab, was ungelöst noch übrig bleibt, und dann hinweg aus aller Thorheit, die sich an mich heranbrängen will! — Ich war entschlossen, und ahnte nicht, daß ich auf dem Wege zu dem tollsten Abenteuer

war, welches mir auf meiner ganzen Philhellenenfahrt begegnete.

Es galt kein Verweilen, ich mußte mit dem Frühesten fort, wenn ich Abends in Zografu sein wollte. Denn ein Maulthier stand mir nicht zur Verfügung, der Weg zu Wasser an der Küste entlang schien mir auch nicht thunlich, ich war also auf meine Füße angewiesen. Nur halb entkleidet streckte ich mich auf das Lager, um ein paar Stunden zu ruhen. Aber der Schlaf ließ auf sich warten. Selbst der eintönige entfernte Singsang der Liturgie, der noch Stundenlang währte, wollte mich nicht einschläfern. Ueberwacht und wirr sprang ich mit Tagesanbruch auf, steckte die Reste des gestrigen Nachtmahls, Brot und einige Früchte, zu mir, ließ mir von dem Bruder Pförtner öffnen und ging ins Weite.

Ein paar Mittagsstunden hoffte ich im Walde zu verschlafen, allein eine sonderbare Erregung ließ mich, trotz der glühenden Hitze, keinen Schlummer gewinnen. Der Hunger begann sich zu regen, doch suchte ich ihn zu überwinden und sprach in keinem der Klöster auf meinem Wege vor. Ermattet, mit fast erschöpften Kräften kam ich wirklich zur anberaumten Stunde am festgesetzten Orte an. Ein Mann stand mit dem Pferde bereit und begrüßte mich mit viel Dienstfertigkeit. Mir war es willkommen, den Rest des Wegs reitend zurückzulegen. „Wohin geht es?“ fragte ich den Führer,

welcher ebenfalls zu Pferde stieg. Er wies mit der Hand gerade aus und winkte mir, zu folgen.

Kaum hatten wir das Felsenthal verlassen, als es auf allen Seiten lebendig wurde. Reiter kamen aus dem Gebüsche hinter den letzten Vorsprüngen hervor, die uns rings einschlossen und uns zu rascherem Trabe zwangen. Auf dem hier schon ebneren Boden ging es ungehindert vorwärts, ein Trupp von wohl zwanzig Berittenen, immer schneller und schneller, rasselnd und dröhnend durch die Nacht. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Fast sah es mir aus, als würde ich entführt. Was hatte Leon vor? Wozu dieses Aufgebot von Reitern? Was konnte er mir zu sagen haben? Der Mond schien hell und ließ mich mit der Zeit die Nächsten in meiner Cavalcade deutlicher erkennen. Lauter bärtige Männer in sehr verschiedener Tracht. Die Mehrzahl trug den Fez, viele den Mantel von Schaffell. Aber nicht gering war meine Ueberraschung, als ich in meinen Nebenmännern Gestalten zu erkennen glaubte, die ich gestern in Arethusa's Umgebung gesehen. Das ganze Abenteuer erhielt plötzlich für mich einen neuen Charakter. War das der Anschlag auf mich, von welchem Leon gesprochen? Die Heimlichkeit, gegen die er, wie er behauptete, gerüstet sei? Was war zu thun? Was half es, daß ich den Zügel anzog und mein Pferd zurückzuwerfen versuchte? Was half mein Fragen, wohin die wilde Nachtreise gehe? Man lachte, drängte

sich dicht an meine Seiten, schob vorwärts, und jetzt im Galopp ras'te ich wie mit dem wilden Heere durch den Sand der hier flachen Meeresküste. Stunden waren verflogen, die Pferde schnoben und schäumten, ich hing nur noch im Sattel vor Erschöpfung. Nur noch einen Hügel hinan, dann hielt der Troß vor einem Gebäude, von einem Thurme überragt, unweit des Strandes. Ich bemerkte, daß in einigen Entfernungen Wachen ausgestellt waren. — Man nöthigte mich, abzusteigen und in das Haus zu treten. Ich zögerte nicht, denn, in der That, die Rast war mir nur zu willkommen. Fast aufgelöst von Hunger, Durst und Ermüdung, folgte ich die Treppe hinauf, und betrat einen Zimmerraum, eng, aber erleuchtet und nicht ganz ohne Bequemlichkeit. „Wo bin ich hier?" fragte ich, indem ich auf einen Schemel niedersank.

„Mach' es Dir bequem!" entgegnete mein Führer, ein kräftiger Mann mit leicht angegrautem Barte. „Da ist ein Lager für die Nacht. Du bist hier für einige Zeit zu Gaste. Willst Du zu Abend essen?"

Ich bat darum. Mein Wirth — denn als solchen mußte ich ihn betrachten — ging hinaus und ohne Verzug erschien ein Knecht mit Fleisch, Brot und Wein, worüber ich mich hermachte, ohne viel zu fragen, wer es mir bot. Meine Mahlzeit war zu Ende, als mein Wirth wieder eintrat. „Ich danke Dir für die Be-

Bayerische Staatsbibliothek München

wirthung," rief ich ihm entgegen, „aber sage mir nur, wo ich bin und was ich hier soll?"

„Was Du hier sollst, wirst Du morgen von einem Andern erfahren; bei wem Du bist, will ich Dir heute schon sagen. Du bist bei einem Stamme von Männern, den sie draußen Klephten (Räuber) nennen —"

Ich sprang auf. Dies kam mir doch unerwartet.

„Nun, nun!" fuhr er fort, „es geht Dir nicht ans Leben! Wir kennen uns. Wir waren einst Kriegskameraden, wenn wir uns gleich nicht gesprochen haben. Auch wir haben, wie Du, gegen die Türken gefochten und wissen Waffenbrüderschaft zu ehren. Hernach, als der Türke aus Griechenland hinaus war, sind wir zu unserem alten Leben und Treiben zurückgekehrt — Du siehst, ich bin ganz aufrichtig. Du sparst hoffentlich Deine Entrüstung! Wie Deinesgleichen denkt, weiß ich wohl, denn die Welt ist mir auch außerhalb Griechenlands bekannt — doch das ist hier gleichgültig. Am besten ist es, Du legst Dich nieder und verschläfst alles Grübeln und Denken bis morgen. Dann schicke ich Dir bessere Gesellschaft. Noch Eins! Wage keinen Versuch, zu entfliehen. Schwierig dürfte es Dir zwar immer werden, da das Fenster vergittert ist — ich sage es nur, damit Du Dich nicht erst quälst mit dem müßigen Gedanken daran. Auch haben die Posten draußen scharf geladen. Und nun, gute Nacht!"

Er grüßte mit vornehmer Handbewegung und ver-

ließ mich. Ein Riegel wurde draußen vor die Thür geschoben. Ich sah dem Manne mit Erstaunen nach. Es lag etwas von Intelligenz, ja sogar von Biederkeit in dem Wesen dieses Barbaren. Und das war nun der Räuberhauptmann und zugleich mein freundlicher Wirth!

Unerhört! Lächerlich! Abgeschmackt! Unbegreiflich! Nach so viel Wirrsal war ich, Gottlieb Müller aus Merseburg, nun gar noch, wenn nicht der Held, doch der Gegenstand einer Räubergeschichte geworden! Ja, ich saß nördlich vom Athos in einem Thurme am Strande als Gefangener und wußte nicht, was ich davon denken sollte! Und wie, um Alles in der Welt, dachte ich, hängt denn nun diese Räubergeschichte mit Arethusa Negri zusammen? — Wahrhaftig, es war eine Situation, wie Lord Byron sie für die phantastischen Gestalten seiner erzählenden Gedichte gern ausdachte: Räthselhafte Verhältnisse, wilde Romantik unter Türken, Insulanern, Klephten und Seeräubern, Gefangenschaft in einsamen Thürmen, und dazu die ganz unentzifferbare Charaktergestalt eines Sonderlings von Helden — zu der ich, Gottlieb Müller, nun freilich gar nicht stimmen wollte! Denn wirklich kam mir meine Lage mehr verrückt und ärgerlich, als gefährlich, erhebend oder schmeichelhaft romantisch vor. Auch machte ich damals den Vergleich mit Byron's Phantasiegebilden noch nicht, denn ich hatte den Lord zwar noch kurze

Zeit vor seinem Tode in der Nähe von Missolunghi einmal gesehen, aber wohl kaum schon etwas von ihm gelesen. An jenem Abende fühlte ich mich todtmüde und war gern geneigt, dem Rathe meines Wirthes folgend, das Nachgrübeln zu lassen und mich auf das Lager zu strecken. Auch war dies Lager keineswegs verächtlich, denn es bestand aus weichen Pelzdecken, die mich in hohem Grade annutheten. So schlief ich bald ein, und, trotz wirrer Traumgebilde, doch fest und lange genug, um beim Erwachen hellen Morgensonnenschein in meinem Kerker zu finden.

Der Augenschein lehrte, daß man mich nicht zu Wasser und Brot verurtheilt hatte, denn der Knecht, der mir gestern die Abendmahlzeit gebracht, war bereits geschäftig, das Frühstück auf dem Tische zu ordnen. Der struppige Räuberknabe grinste mir freundlich entgegen, als er mich erwacht sah. Dann sagte er in einem aus Türkisch und schlechtem Griechisch gemischten Dialekte, Signor Negri lasse fragen, ob ich sonst etwas zu befehlen hätte?

„Wer ist Signor Negri?“ fragte ich aufspringend.

Mein angenehmer Aufwärter sah mich mit abermaligem Grinsen an. „Nun, Signor Negri ist Signor Negri — der Herr des Hauses, der gestern hier bei Dir war!“ Dabei legte er einen Zettel auf den Tisch und betrachtete mich mit stupider Neugier, wie ich das Papier entfaltete und las. Es waren einige mit Blei-

stift und in französischer Sprache geschriebene Zeilen. Sie lauteten: „Willkommen, mein lieber Gefangener! Sagen Sie dem Boten, wann ich Sie in meinem Salon erwarten darf. — Arethusa."

Ergeben in meine Lage, riß ich aus meinem Taschenbuche ein Blatt und entgegnete die Zeilen, indem ich erklärte, zu jeder Zeit mit meinem Besuche zu Diensten zu sein.

Es währte wohl eine Stunde, ehe ich gerufen wurde. Inzwischen hatte ich Muße, durch das vergitterte Fenster auf das Meer zu sehen, oder auf ein Kommen und Gehen im Hause zu lauschen, worin ich ein gewisses militärisches Treiben zu erkennen glaubte. Endlich holte mich mein immer grinsender Freund ab, führte mich eine Stiege hinab, und öffnete die Thür zum Salon. Ich hatte einige Minuten Zeit, mich in diesem Raume mit dem modernen Namen umzusehen, denn ich war allein. Glattgetünchte, leere Wände, die einst weiß gewesen, jetzt aber durch Staub und Spinnweben grau tapezirt waren; im Gegensatze dazu ein prachtvoller türkischer Teppich über dem steinernen Fußboden, höchst bequeme Divans und seidene Kissen um einen niedrigen Tisch der allerrohesten Art — die Gelegenheit, auch eine kostbare Decke für den Tisch zu stehlen, wurde wohl noch erwartet — dies war die ganze Einrichtung des Salons. Die Thür zu einem Balcon stand offen und ließ die frische Seeluft herein.

Es leuchtete mir ein, daß auch Arethusa nur als Gast hier fürlieb nehmen müsse, denn ich kannte ihren pariser Geschmack und ihre Bedürfnisse. — Jetzt öffnete sich die Thür, und sie trat ein, männlich gekleidet, im Fez und in der Fustanella.

„Wie hat mein Gefangener geschlafen?“ rief sie mir mit cavaliermäßigem Gruße entgegen, indem sie sich auf einen Divan, warf und mich einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Der Comfort ist etwas primitiv hier, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Aber man hat im Felde schon schlechter gewohnt!“

Ich konnte mich in den leichten und doch so überlegenen Ton, den sie anschlug, nicht finden. „Arethusa!“ begann ich, „wie kommen Sie hierher, und was soll ich hier?“

Ihr Auge blitzte mich mit schadenfroh lachendem Hohne an. „Revanche für Hydra!“ rief sie. „Der Kranke wußte seiner Haft zu entfliehen; ich wollte dem Gesunden zeigen, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu halten, wenn ich es darauf anlegte.“

„Eben diese Macht befremdet mich!“ fuhr ich fort, in der Absicht, die Ursache meiner Haft zu umgehen. „Wir sind, wie ich vernehme, unter einer räuberischen Klephtenhorde. Was thun Sie in dieser Gesellschaft? Welche Macht üben Sie über diese Leute?“

Sie lachte kurz und höhnisch auf, indem sie die Arme vor der Brust kreuzte und sich zurückwarf.

„Davon reden wir noch!“ rief sie. „Zuerst aber ist das Fragen an mir.“ — Der Hohn verschwand aus ihrem Gesichte, sie sah mich mit einem klaren, offenen Blicke an. „Theophilos — werden Sie nach Nauplia zurückkehren und in den Dienst der neuen Regierung treten?“

„Nein! Niemals!“ rief ich.

„Gut! Was denken Sie weiter zu thun?“

„Ich bin der Umtriebe in diesem Lande überdrüssig und will in mein Vaterland zurückkehren.“

„Ich kann es Ihnen nicht verargen. Man hat Ihnen selbst unter Freunden übel mitgespielt. Sie sind mit Leon wieder in Verbindung getreten — das konnte nur ein Deutscher! Ihr seid merkwürdige Menschen!“

„Arethusa!“ sagte ich, „wissen Sie auch, daß Leon auf dem Athos ist? Daß er —“

Ich unterbrach mich, mir war es, als müsse ich sie vor Leon's Plänen warnen, und zugleich fiel mir ein, daß ich ja ihr Gefangener sei. Aber die Wendung, die sie dem Gespräche gegeben, verwirrte mir plötzlich die ganze Sachlage.

„Nun?“ fragte sie. „Ich weiß, daß Leon auf dem Athos ist. Aber was weiter?“

„Sie wissen auch, Arethusa, daß — seine Leidenschaft noch dieselbe ist, daß er nicht aufgiebt, was sein Gemüth einmal ergriffen hat, daß er sogar Pläne hegt —“

Sie sah mich mit großen Augen an, der höhnisch verachtende Zug kehrte in ihr Gesicht zurück. „Was kümmern wir uns um den tollen Knaben?“ rief sie. „Es hätte Etwas aus ihm werden können, aber er ist wie Alle! Mag er mit ihnen seinem Geschicke verfallen! Aber wir kommen von unserem Gespräch ab. Theophilos, warum verließen Sie mein Haus in Hydra?“

Ich fühlte mich entsetzlich peinlich berührt durch diese Frage und suchte nach Worten. „Arethusa,“ begann ich, „erlassen Sie mir und sich selbst Auseinandersetzungen, die —“

Sie schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden, denn wie eine Schlange, die ihrer Beute sicher ist, sah sie mich an, durchdringend, mit Vernichtungsblicken. „Nur so wollte ich Sie vor mir sehen!“ sagte sie mit triumphirender Ruhe. „Nur so! Das sei Ihre Strafe! Ein Theil Ihrer Strafe, denn Sie müssen noch viel von mir anhören. Sie haben mir weh gethan, Theophilos, und dadurch meinen Zorn erregt! Einen Dank wenigstens hätte ich von Ihnen verdient.“ Sie schwieg einen Augenblick. Ich wollte reden, sie aber schnitt mir das Wort durch eine Handbewegung ab und fuhr in ernstem Tone fort:

„Ich hätte Sie hassen müssen, Theophilos! Furchtbar hassen, denn ich empfand, ich sah, daß es sogar Mangel an Achtung war, was Sie von mir entfernte! Gegen jeden Andern würde sich mein Haß zum Kampfe,

zur Rache gerüstet haben, gegen Sie bedarf es anderer Mittel, denn Sie sind anders als die Männer hier zu Lande, anders als die Männer, die ich überhaupt kennen gelernt habe. Dieser Mann soll dich achten lernen! so rief es in mir. Er soll nicht von dir scheiden, ohne dich ganz kennen zu lernen und zu verstehen! Er soll erfahren, daß du nicht anders werden konntest, als du geworden! Er soll die Demüthigung erleben, das Weib, dem er sich zu entziehen sucht, als seinen Meister zu sehen, er soll erkennen, daß er ihr bitteres Unrecht gethan hat!"

Sie gestattete keine Entgegnung. Es war mir ganz recht, daß sie mich schweigen hieß, denn ich fühlte, daß ich kaum etwas Gescheites zu sagen hatte.

„Ich habe Sie mit List hierher gelockt," fuhr Arethusa fort, „weil ich Sie sprechen wollte, und kein anderes Mittel wußte, Ihrer habhaft zu werden. Sie werfen mir vor, daß ich Sie unter räuberische Klephten gelockt? Theophilos, diese Männer sind mein Haus, meine Familie! Ob sie schlechter sind, als jene Herren, die jetzt da in Nauplia Politik machen und einander todtstechen, das ist noch die Frage! — Meine Mutter war die Tochter eines Klephtenhäuptlings in den nördlichen Gebirgen. Ein junger englischer Lord, der sich auf seiner Nebelinsel nicht zu lassen wußte, und eine Abenteurerreise nach dem Orient machte, sah dieses schöne Klephtenmädchen und heirathete sie. Sie waren

alle Beide nicht bei Sinnen. Auf der Insel Hydra wurde ich geboren. Nach kurzer Zeit führte der Lord Weib und Kind nach England. Allein seine Familie war nicht gewillt, diese Ehe gutzuheißen, und that das Mögliche, sie zu trennen. Seine Lordschaft kam unter den heimischen Umgebungen dahin, die Verrücktheit seines Schrittes einzusehen, und willigte in die Trennung. Allein ehe sie zu Stande kam, stürzte er bei einem tollkühnen Wettreiten vom Pferde und starb. Meiner Mutter konnte, als der rechtmäßigen Erbin, das Vermögen des Verstorbenen nicht vorenthalten werden. Allein sie dachte nicht in England zu bleiben. Sie ging vorerst nach Paris. Zwei ihrer Brüder kamen bald auch dahin, suchten ihr die Vortheile und Genüsse des Culturlebens im schönsten Lichte zu zeigen, und sie möglichst lange in Paris festzuhalten. Meine arme Mutter aber war ein Kind der Berge, sie sehnte sich hinweg in die Heimath. Endlich zog sie fort, ließ sich auf Hydra nieder, und starb nach wenigen Jahren. Ich war noch sehr jung, und nur dunkel erinnere ich mich ihrer. — Man wußte nicht, was mit mir anfangen? Endlich ward ich zu meinem Großvater in die Berge gebracht, und erwuchs unter den Männern bis zu meinem zwölften Jahre. Das Stammesoberhaupt starb, und man verständigte sich über einen sonderbaren Plan. Der ältere Bruder meiner Mutter sollte mit mir nach Paris zurückkehen, und mich erziehen lassen.

Man machte mir kein Hehl daraus, suchte meiner kindischen Eitelkeit sogar damit zu schmeicheln, daß man mich zu einer großen Dame machen, und in irgend eine der vornehmsten griechischen Familien verheirathen wolle. Eine solche Verbindung mochte meinen Vettern sehr vortheilhaft erscheinen. Ich aber war wild und selbständig in den Bergen aufgewachsen, und fühlte schon damals einen lebhaften Trotz in mir erwachen gegen einen Plan, der über meine Zukunft verfügte, ohne mich selbst in Rechnung zu bringen. Mein Oheim Gasparo Negri ging mit mir nach Paris, wo ich mich denn abquälte, diejenige Dressur anzunehmen, die man äußere Weltbildung nennt. Mir ging es dabei wie einst meiner armen Mutter, ich sehnte mich in das ungebundene Leben der Berge zurück. Ich mag meine Lehrer und Gouvernanten zur Verzweiflung gebracht haben, ich ließ sie nur entgelten, daß sie mich zur Verzweiflung brachten. Mein Oheim führte mich darauf in die „Welt," wie man den Trödelmarkt nennt, wo man sich den Weibern zu Füßen wirft, um sie desto gründlicher zu verachten. Ich war jung, kurze Zeit blendete mich das Gaukelspiel, bald lernte ich es verabscheuen. Lächerlich erschienen mir die Weiber, elend und jämmerlich die Männer. Mit Stolz und Trotz ging ich durch diese Gesellschaft, und es machte mir eine kindische Freude, gegen ihre Gesetze zu verstoßen und sie verblüfft vor mir zu sehen. In meines Oheims

Naturell lag es nicht, mich darin zu hindern. Er ließ mich schalten, und lachte mit mir, wenn ich den Leuten vor den Kopf gestoßen hatte, daß männiglich zu schwindeln glaubte. So trieben wir es ein paar Jahre. Gasparo wußte sich Paris zu Nutze, ich mich den Leuten durch mein hochmüthiges, Alle mißhandelndes Betragen unbegreiflich zu machen. Inzwischen war in Griechenland der Kampf gegen die Türken seit Jahren schon in Scene gegangen. Gasparo hielt nicht viel davon, ja er lachte, wenn die Zeitungen die Nachrichten brachten, daß sogar die Klephten aus der Maina sich mit den tapfern Griechen vereinigt hätten. Als aber der Sieg sich von Jahr zu Jahr mehr auf die Seite der Griechen wendete, und eine neue, selbständige Staatsordnung sich in Hellas herzustellen begann, wurde er aufmerksamer. Mich hatte, so jung ich war, dieser Freiheitskampf lebhafter interessirt, und ich frohlockte, als er mir eines Tages erklärte, es sei Zeit für uns, nach Griechenland zu gehen. So erschienen wir auf dem Schauplatze, der inzwischen die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen hatte. Ich nahm den Familiennamen meiner Mutter, und somit den meines Oheims an, denn ich mochte nicht mit einem englischen Namen in meinem Vaterlande auftreten. Gasparo blieb ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer, ich dagegen war mit lebhaft erregter Phantasie bereit, im Kampfe der Männer mitzuhandeln. Denn hier sah ich That-

kraft, sah Begeisterung, sah ein in allen Fibern beweg=tes, nach großem Ziele ringendes Leben, in das ich mich mit Freuden stürzte. — Auch dieser Rausch verflog bald. Die Männer mochten Helden sein im Kampfe, im Siege betrugen sich die wenigsten dieser Helden wie vernünftige Wesen. Mein zweiter Oheim Renzo Negri, derselbe, in dessen Landhause wir hier zu Gaste sind, erschien nun auch in den Gesellschaftskreisen, ohne daß er mit seinem Klephtenthum sonderlich abgestochen hätte gegen die Gesinnungen und Manieren der hellenischen Großen. Egoismus, Parteisucht, Umtriebe, Habgier, Mißgunst, Gewalt, verbrecherisches Treiben auf allen Seiten. — Oheim Gasparo starb. Renzo verlangte, daß ich mich verheirathete. Ich hatte mich inzwischen frei gemacht von fremdem Willen, und schickte ihn in die Berge zurück. — Denn mir waren durch einen blonden Fremdling aus Norden, der, von Wenigen ganz verstanden, sich der Neugestaltung Griechenlands gewidmet hatte, ganz neue Anschauungen über die Dinge der Welt und über das Leben aufgegangen. Ich lernte höhere Ziele des menschlichen Strebens und Han=delns, reinere Motive kennen, eine Art zu denken und zu empfinden, die mich lebhaft beschäftigte, und mir zum erstenmale den ungeheueren Gegensatz zwischen europäischem Culturleben und unseren Umgebungen auf=deckte. Wo mein Verständniß nicht ausreichte, half meine Phantasie nach. Ich hatte mich als ein Sonder=

wesen unter den Meinen gefühlt, dieser Deutsche war es noch mehr als ich. Wir schienen in unseren Umgebungen auf einander angewiesen. Allein es stellte sich heraus, daß, während ich sein Wesen zu erkennen strebte, er das meinige verkannte, mit Absicht verkannte, ja mit Mißachtung ablehnte!"

„Arethusa!" rief ich dazwischen. „Sie thun mir Unrecht! Ich habe Sie niemals verkennen wollen, und von Mißachtung gegen Sie war ich immer entfernt! Aber schuldig fühle ich mich dennoch, Ihnen verhehlt zu haben, daß ich Ihren ganzen Werth im Herzen empfand, daß dies Herz lebhafter für Sie schlug, als ich mir gestattete auszusprechen! Die Demüthigung, welche Sie heute über mich verhängen, kann ich Ihnen nur danken, denn sie klärt in meiner Brust zum erstenmale Alles auf, was Ihnen zugehört, und mich für immer an Sie binden wird!" Ich weiß nicht, was ich noch alles hervorgesprudelt hätte, wenn mir das Wort länger geblieben wäre. Denn niemals hatte ich die Bedeutung dieses Weibes stärker empfunden, nie hatte mich ihre Erscheinung so hingerissen, niemals war mir der Ton ihrer Rede so in die Seele gegangen. Sie hatte meine Phantasie bezaubert, und die Ungewöhnlichkeit meiner Lage kam dazu, mich zu Selbsttäuschungen zu treiben, die zu unseligem Ausgange hätte führen müssen.

„Was soll das, Theophilos?" unterbrach sie mich,

indem sie ihre Augen groß und verweisend auf mich richtete. „Sie werden sich nicht selbst belügen wollen! Ich müßte schlimm von Ihnen denken, wenn Sie zu verspäteten Eröffnungen Ihre Zuflucht nähmen, die jeder wahren Grundlage entbehren. Unsere Wege trennen uns für immer, und nur Aufrichtigkeit kann uns beim Abschiede zu Freunden machen. Ich trage die Kleidung Ihres Geschlechtes, Theophilos, das sagt Ihnen, daß ich nicht als Weib nach Ihren Huldigungen strebe, daß Vergangenes zwischen uns vergangen ist. Wir nehmen Abschied, Theophilos. Für den Gewaltstreich, durch den ich Sie zu einem letzten Gespräche zwang, bitte ich Sie um Verzeihung. Werden Sie meiner mit Achtung, mit Freundschaft gedenken?"

Ich war bewegt, ergriffen. Sie ließ mir ihre Hand, auf die ich meine Lippen preßte. „Sie werden zu den Wenigen in diesem Lande gehören, Arethusa, an die ich mit Stolz, mit Verehrung, mit Bewunderung zurückdenke! Deren Erinnerung meinem Leben ein heiliges Besitzthum bleiben wird! Muß es aber schon heute, schon hier geschieden sein? Kann Ihnen der Freund nicht noch hier in Ihrer Heimath zu Diensten sein? Sie befinden sich in Umgebungen, die unter Ihnen stehen, Ihnen Gefahr drohen können. Lassen Sie uns gemeinsam nach Nauplia, nach Hydra, wohin Sie mögen, zurückkehren!"

„Sie haben sich ihren Weg vorgezeichnet, Theophi-

los," sagte sie mit ruhiger Würde, „ich mir den meinigen. Sie sind frei. Leben Sie wohl!"

Arethusa wendete sich ab und trat auf den Balcon hinaus. Ich zögerte noch, zu gehen, denn die Andeutungen Leon's stellten noch irgend ein Ereigniß in Aussicht, wobei meine Hülfe, mindestens meine Gegenwart nöthig sein konnte.

Während ich überlegend im Zimmer stand, öffnete sich die Thür, und Renzo Negri, der Hausherr, trat ein. „Nun, seid Ihr mit Euren diplomatischen Verhandlungen zu Ende?" rief er. „Wohl! So kann ich die meinigen mit dem Gefangenen beginnen. Wie steht es mit dem Lösegelde, Herr Fremdling? Kannst Du es aus Deinen eigenen Mitteln zahlen, oder wird die Brüderschaft von Paulu für Dich eintreten?" Er warf sich in die seidenen Kissen des Divans, und winkte mir, Platz zu nehmen.

Ich wußte nicht, was ich hörte. „Lösegeld?" fragte ich verwundert.

„Nun, natürlich!" lachte Renzo. „Wir werden uns einen solchen Gefangenen doch nicht umsonst entschlüpfen lassen! Ich denke, fünfzigtausend Piaster sind eine gute Summe. Kannst Du sie selbst auftreiben, oder sollen wir uns an das Klösterlein halten?"

Fünfzigtausend Piaster! Das mußten nach deutschem Gelde etwa zehntausend Thaler sein. Ich schwankte, ob ich mich für zu hoch oder zu niedrig taxirt halten

sollte. — „Wenn das Ernst ist," begann ich, „so muß ich erklären, daß ich nicht so viel im Besitz habe, und Niemand zumuthen werde, so viel für mich zu zahlen."

Arethusa war bei dieser, ihr offenbar ganz unerwarteten Wendung meiner Situation rasch näher getreten, und mit zornflammenden Augen rief sie: „Renzo! Bist Du von Sinnen?"

„Nicht doch!" lachte der Oheim. „Ich bin bei der Sache, und so klar bei Sinnen, als es nöthig ist." Er wendete sich wieder zu mir: „Du selbst also könntest das Geld nicht auftreiben?"

„Renzo!" fuhr Arethusa auf, glühend im Antlitz, von Ingrimm und Empörung sichtbar ergriffen. „Renzo! Ich befehle, daß Du das schmachvolle Ansinnen aufgiebst! Dieser Mann ist frei! Du wirst ihn zu Pferde von einem Diener bis nach derselben Stelle geleiten lassen, wo er gestern überrascht worden ist!"

Renzo erhob sich ein wenig aus seiner bequemen Lage. „Sieh da! Du befiehlst?" begann er und sein Ton war schon nicht mehr so leicht und angenehm als zu Anfang. „Vergiß doch nicht, daß ich hier der Hausherr bin, und selber zu befehlen habe! Denkst Du, ich werde Deinen Grillen nachgeben, einen nächtlichen Streifzug um einen Mann anstellen lassen, ohne an meinen Vortheil zu denken? Der Mann ist etwas werth, ich sollte das Lösegeld weit höher für ihn stellen!"

So schmeichelhaft mir diese Werthschätzung auch sein konnte, so machte sich das Bedenkliche meiner Lage in diesem Augenblicke doch sehr geltend in mir. Es war auf eine Gelderpressung abgesehen, und da ich hier in der Fremde nur über das Nöthigste für meine Bedürfnisse zu verfügen hatte, sah ich voraus, daß ich Gegenstand unbequemer Verhandlungen mit meinen Freunden werden würde. Denn es lag auf der Hand, daß mein würdiger Gastfreund Renzo Negri nur in stiller Rücksicht auf die Klosterkassen in die Absichten Arethusa's, mich aufzugreifen, eingegangen war.

Auf Arethusa schien dieser Blick in die Verkettung der Umstände den furchtbarsten Eindruck zu machen. Angst und Entsetzen im Antlitz, sah sie mich forschend an. „Theophilos!" rief sie: „Wenn nur ein Funke von Verdacht in Ihnen lebte, ich selbst hätte mit diesen niedrigen Absichten etwas zu thun — es wäre schauderhaft — ich müßte dieser Schmach erliegen! Aber nein, nein! Es ist ja nicht möglich! Ich will es nicht denken!" — Und schnell auf Renzo zuschreitend, die Faust in wildem Ingrimm ballend, mit dem Ausdruck glühendster Empörung, fuhr sie fort: „Nichtswürdiger! Du rufst Dein eigenes Verderben über Dich, wenn Du meinem Befehle nicht gehorchest! Fürchte meine Macht — ich könnte sie gegen Dich gebrauchen! Laß diesen Mann frei, gebiete ich Dir, Elender! Ich will nicht, daß noch ein Wort über Dein schmachvolles Ansinnen verloren werde!"

Renzo erhob sich mit anscheinender Ruhe, aber ich sah, wie die Wuth auch in seinem Gesichte anschwoll, und erwartete einen nicht minder wilden Ausbruch von seiner Seite. Eine Weile maßen sich die beiden zürnenden Gegner, wie ein paar ergrimmte Tiger, mit erwartungsvollen Kampfesblicken. Plötzlich aber brach Renzo in ein schallendes Gelächter aus, und rief: „Nein, es lohnt sich nicht, gegen Deine Drohungen aufzufahren, thörichtes Weib! Deine eingebildete Macht soll mich in meinen Geschäften nicht stören. Und jetzt rathe ich Dir, unterbrich mich nicht noch einmal!"

Arethusa sah mich mit einem unsäglich flehenden Blicke an, sank dann in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ich gab Ihr die Versicherung, daß ich sie durchaus nicht an den Absichten ihres Oheims betheiligt glaubte. Trotzdem sprang sie auf, mit dem Ausdruck völliger Verzweiflung, in den sich doch die Auflehnung ihres ganzen Stolzes mischte, trat mit untergeschlagenen Armen hinaus auf den Balcon, und blickte in die Weite, als ob sie von daher eine Rettung erwarte.

„Laß uns als Männer unser Geschäft fortsetzen!" begann Renzo wieder, nachdem er es sich auf dem Divan bequem gemacht hatte. „Sieh, ich hätte von der Regierung in Nauplia ein doppelt so schweres Lösegeld für Dich verlangen können, und es ist recht schade, daß ich Dich, mein Lieber, nicht vor sechs Monaten

schon gekriegt habe! Damals wären mir hunderttausend Piaster für Dich sicher gewesen!"

Ich mußte lachen über das naive Geständniß meines freundlichen Räuberhauptmanns.

„Ja, wahrhaftig! Hunderttausend Piaster!" lachte auch er. „Denn Du warst dem damaligen Vertreter der Staatsregierung ein wichtiger Mann. Daß ich, in dieser Entfernung, nördlich vom Athos, nichts von den griechischen Waffen zu fürchten habe, siehst Du wohl ein. Jetzt ist das Alles in Nauplia anders geworden, der Staat wird sich nicht viel um Dich kümmern, die Kasse hat sich geleert — ich habe genaue Kunde davon — überdies bist Du ein Fremder, und stehst nicht mehr in dem politischen Werthe, wie unter Kapodistria. Also, mein Lieber, halten wir uns an Deine Klosterfreunde in Paulu. Die faulen Canaillen sitzen warm in der Wolle und haben viel Geld. Du bist ihnen werth, sie werden sich Deine Befreiung Etwas kosten lassen. Uebrigens habe ich den Preis so wohlfeil gestellt, daß es eigentlich eine Beleidigung für Dich ist. Nun, nimm mir's nicht übel! Vielleicht kann ich ihn bei einer besseren Gelegenheit verdoppeln! Diesmal aber schreibe nur ganz freundschaftlich an Deine Leute und beauftrage sie, das Geld zu schicken. Die weitere Vermittlung übernehme ich dann selbst. Aber schreibe sogleich! Denn in einer Viertelstunde brechen wir von hier auf und ziehen uns tiefer in die Berge zu-

rück. Dein Brief muß vorher auf den Weg geschickt werden."

Arethusa machte bei der Mittheilung, daß der Ort verlassen werden solle, eine Bewegung und warf einen Blick ins Zimmer. Ich aber entgegnete meinem Gastfreunde: „Diesen Brief werde ich nicht schreiben! Meine Freunde in Paulu sollen durch mich keine Einbuße erleiden. Mache mit mir, was Du willst! Nimm mein Leben, wenn Du Lust hast! Ein anderes Lösegeld werde ich nicht für mich gestatten!"

„Wozu ereiferst Du Dich?" sagte Renzo. „Dein Leben? Was kann mir daran gelegen sein? Ich wünsche es Dir so lange und angenehm, als die Parzen es irgend spinnen wollen! Nein, mein Lieber, nach Deinem Blute lechze ich nicht! Es handelt sich nur um baares Geld. Also sträube Dich nicht länger und schreibe! Es bleibt Dir keine Wahl." Er ging zur Thür, rief nach Dinte und Feder, und zugleich nach Wein.

In diesem Augenblicke fielen in einiger Entfernung zwei Schüsse kurz hintereinander. Renzo stutzte und ging hinaus. Arethusa zuckte zusammen, und beugte sich über den Balcon nach der Richtung, woher die Schüsse zu kommen schienen. Sie konnte nichts wahrnehmen, da der Balcon nach der Meeresseite hinausragte, und kam zurück ins Zimmer. Mir aber traten halb in Hoffnung, halb in Befürchtung, die Worte über die Lippen: „Da kommt Leon!"

„Leon?“ rief Arethusa hastig. „Weshalb vermuthen Sie das?“

„Weil er mir Andeutungen machte, auf fremde Pläne hinwies, die er zu vernichten beabsichtige, weil er sich selbst zu irgend einem umfassenderen Anschlage gerüstet erklärte.“

„Es könnte sein,“ sagte Arethusa mit unstäten Blicken, als schwankte sie zwischen verschiedenen Entschlüssen. „Mindestens sind Sie aus Renzo's Händen befreit. Horch! Es scheint Ernst zu werden!“

Erneute Schüsse wurden laut, und ein lärmender Tumult erhob sich im Hause.

„Ist das Haus im Stande, einem ernsten Angriffe lange Widerstand zu leisten?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete sie, indem sie auf die Thür, durch welche Renzo gegangen, zuschritt und den Riegel von innen zuschob. „Benutzen wir auch die kleinste Wehr, die uns vor etwaigen Verfolgern schützen kann. Die andere Thür dort führt in den Hof hinab. Rasch, folgen Sie mir!“

Wir eilten eine Stiege hinunter, sahen, wie einige Männer in wilder Unordnung hin- und herliefen. Arethusa winkte einem Alten, der sogleich davoneilte und ihr Pferd herbeiführte. „Leben Sie wohl, Theophilos!“ rief sie, indem sie mir die Hand entgegenstreckte. „Ich bin furchtbar gestraft! Meine Selbstüberhebung hat sich an mir gerächt. Leben Sie wohl!“

Die schöne Gestalt schien innerlich gebrochen. Der schmerzliche Zug in ihrem Antlitz, der bebende Ton ihrer Stimme gingen mir in die Seele, und übten eine hinreißende Gewalt über mich. So hatte ich sie nie gesehen. Nicht nur ihre Hand hielt ich fest, mein Arm schlang sich um ihren Leib, sie widerstrebte nicht, und im nächsten Moment hatten sich unsere Lippen gefunden, und wir standen in leidenschaftlich hingegebener Umarmung, der Verwirrung um uns her vergessend. Ein jauchzender Lebensruf auf schwankendem Brette über dem Abgrunde, der um uns her drohte! Arethusa riß sich los, wendete ihr Gesicht von mir, und saß im Nu zu Pferde. Kein Blick von ihr suchte mich mehr. Sie sprengte mit ihrem Diener aus dem Hofthore.

Sollte ich zurückbleiben? Ein unwiderstehliches Gefühl drängte mich, ihr zu folgen. Ich stieß den Knecht bei Seite, der eben Renzo's Pferd aus dem Stalle riß, schwang mich in den Sattel, und jagte in sausendem Galopp der Entfliehenden nach. Bald mußte ich sie erreicht haben, da strauchelte mein Pferd, stürzte und riß mich mit zu Boden. Als ich wieder auf die Füße kam, hatte der Wald sie aufgenommen und verhüllte ihre Flucht. — Im Innersten ergriffen, blickte ich nach der Richtung, wo sie mir entschwunden war. Ein Glanzgestirn, das mich bis heute nur verwirrt und dem ich mich entzogen, hatte plötzlich in vollster Glorie durch meine Seele geleuchtet, mir einen Moment unnennbaren

Glückes geschenkt, ein Glück, dessen Fülle ich nicht geahnt, um ebenso schnell zu entfliehen und mich in schmerzlicher Sehnsucht zurückzulassen. Und ich fühlte zugleich, daß dieses Glück niemals wiederkehren werde, daß es mir einen einzigen berauschenden Zaubertrunk aus seiner Schale geschenkt, zu langer Entbehrung, zu langem Weh! Auf den Rasen am Waldesrande niedersinkend vergaß ich die äußere Verwirrung der Stunde. Mein Pferd hinkte langsam fort, und suchte sich den Rückweg. Schüsse knallten rascher aufeinander, wildes Geschrei machte sich aus der Entfernung vernehmbar. Einzelne Reiter jagten in wilder Flucht an mir vorüber, dem Walde zu. Was ging mich das wüste, tolle Treiben in dieser Stunde an? — Lange Zeit mochte vergangen sein, als ich mich erhob. Es war still geworden. Flammen und Rauch stiegen an der Stelle empor, wo Arethusa von mir Abschied genommen. —

Ich erzähle den Zusammenhang der Ereignisse seit meiner Gefangennahme, wie ich ihn später erfahren habe. Durch den Mohren Diamantios, der, im Gesträuch lauernd, das Herannahen von Reitern beobachtet hatte, war meine Wegführung bekannt geworden. Leon eilte nach Karyais, wo er die Schutzwache des Mönchstaates, jene fünfzig Phylakes, im Einverständiß mit ihrer Behörde, bereits gewonnen hatte, um sie gegen eine Klephtenhorde zu gebrauchen, die sich im Norden drohend zu machen anfing. Aber nicht den Klephten

galt der Zug, auch meiner Befreiung nur mittelbar. Arethusa war es, die als Beute den wilden Jüngling zum Kampfe fortriß. — Das Haus, wohin man mich gebracht hatte, war ohne jede eigentliche Befestigung, selbst der alte Türkenthurm, den man zum Mittelpunkte für die neueren Baulichkeiten gewählt, hatte keine Bedeutung. Renzo Negri, der Stammeshäuptling, lebte zu Zeiten hier wie ein anderer Besitzer eines Landhauses, wenn auch mit weniger harmlosen Absichten. Man kannte ihn in der Gegend, man wußte auch, daß ihm das Haus gehöre, daß zweideutige Gäste und Boten von der Seeseite hierher kamen, und mancherlei hier geplant wurde, man wußte es, und drückte in stiller Scheu die Augen zu. Renzo hatte daher kaum nöthig sich zu befestigen oder mit starker Leibwache zu umgeben. Doch war bei dem letzten, mir geltenden Streifzuge nicht verfehlt worden, Posten auszustellen, welche durch Signalschüsse das Herannahen der wohlbekannten Truppe von Karyais verkündeten. Sie war stark überlegen, und so hatte die Mehrzahl meiner Entführer es vorgezogen, sich durch die Flucht in ihre Berge zu retten. Doch war es nicht ohne blutigen Kampf abgegangen.

Als ich mich dem Platze näherte, sah ich, abseits von der Brandstätte, wo die Flammen aus dem Schutt noch zum Thurme emporleckten, eine lebhaft bewegte Gruppe. Die Phylakes waren abgesessen und schienen

in Berathung zu stehen. Zwischen ihnen bewegten sich dunkle Gestalten hin und her, in welchen ich Klosterbrüder vermuthen mußte. Und wirklich waren es deren, sogar aus Paulu, woher sich eine Anzahl jüngerer Mönche auf die schnell verbreitete Nachricht meiner Gefangennehmung auf den Weg gemacht hatten, um Alles an meine Befreiung zu setzen. Da man mich hier nicht gefunden, fürchtete man, daß Renzo Negri mich auf der Flucht mit in das Gebirge geschleppt. Denn diesen hatte die zuverlässige Leibwache der Klosterrepublik durchschlüpfen lassen, sei es in Erinnerung alter Gemeinsamkeit, sei es in dem Wunsche, es für die Zukunft mit ihm nicht zu verderben. Eulogios, unter dessen Führung die Freunde aus Paulu gekommen waren, verlangte, daß den Räubern nachgesetzt werde, während die Albanesen, ihres eigentlichen Anführers beraubt, es nicht an Gründen fehlen ließen, die Verfolgung als unthunlich darzustellen. Die Unterhandlung drohte eben stürmisch zu werden, als ich bei der Gruppe erschien, und dadurch Alle aus der Verlegenheit riß. Die Freude meines Eulogios und seiner Genossen war ungeheuchelt, und ich konnte den wackeren Klosterbrüdern von Herzen danken.

Da erscholl ein lauter Schmerzensschrei, und mit Jammer und Thränen stürzte der Mohr Diamantios auf mich zu, und riß mich fort zu der Stelle, wo man die im Kampfe Gefallenen niedergelegt hatte. Es wa-

ren einige von den Klephten, und ihnen gesellt — von tiefem Schmerze stand auch ich ergriffen — die Leiche Leon's! Laut schluchzend warf sich Diamantios über seinen todten Herrn. Ich kniete nieder und sah in das entseelte Antlitz des schönen Jünglings. So hatte er enden müssen, nicht im Streite für das Vaterland, nein, im Kampfe wilder Leidenschaft, im Kampfe für seine persönlichen glühenden Wünsche. Ich brauchte nicht mit schwerem Gewissen zu klagen, daß er um meinetwillen gestorben, ich war ihm nur ein Vorwand für seine Rachegluth, für die verzehrende Flamme, die ihn zur Gewaltthat aufstachelte. Aber weh war mir doch um's Herz, daß so viel jugendliche Kraft, so viel feuriges Leben, so viel Schönheit zu Grunde gehen mußte an der Unbändigkeit, die sich gegen inneres und äußeres Gesetz auflehnte; zu Grunde gehen mußte, nutzlos, abenteuerlich, gestürzt durch eigene verwerfliche Zwecke, gefangen und vernichtet durch die Schlinge, die er dem Gegenstande seiner Leidenschaft hatte bereiten wollen.

Doch von diesem inneren Zusammenhange wußte außer Eulogios wohl ich nur allein. Die Uebrigen, welche um uns standen, beklagten ihn als einen für die heilige Kirche Gefallenen, denn er war den Waffen der Klephten, war den Feinden der Athosklöster erlegen. Seine Leiche sollte daher in Zografu, dem nächsten der Klöster, feierlich beigesetzt werden. Eulogios mochte

nichts dagegen haben. Man legte sie auf eine Bahre von Baumzweigen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran die Mönche, darauf, von den vier Jüngsten getragen, die Hülle Leon's, gefolgt von dem unablässig jammernden Diamantios, Eulogios und mir. Die Phylakes bildeten die Nachhut.

Während wir dahinschritten, begann Eulogios: „Es ist nicht nur der eine Jüngling, der uns zu denken giebt. Weißt Du, wo Cyrill geblieben?"

Ich erschrak. „Cyrill? Ist er nicht in Paulu?" fragte ich.

„Ich vermuthete, daß er nicht mit Dir in gleiche Gefahr gerathen, wie man in Paulu annahm, ich vermuthete auch, daß Du kaum um sein Verbleiben wissen würdest, obgleich wir Euch beide an demselben Morgen vermißten. Cyrill ist verschwunden."

„Verschwunden?" rief ich. „Er kann wiederkommen! Er ist vielleicht auf seine eigene Hand ausgezogen, mich zu suchen!" Ich glaubte doch nicht eigentlich an meinen Einwurf, während ich ihn noch aussprach. Denn nichts wäre natürlicher gewesen, als daß sich Cyrill, bei seiner Anhänglichkeit an mich, dem Zuge der Uebrigen angeschlossen hätte, wenn er mich aufsuchen wollte. Er mußte also von meiner Gefangennahme nichts gehört haben, mußte eher verschwunden sein, als die Kunde davon nach Paulu gekommen. Eulogios war derselben Ansicht. Ich gestehe, daß mich die Sorge

um den Knaben mehr beschäftigte, als die Trauer um den Jüngling, dessen Leiche wir folgten. Denn der Lebende war mir sehr werth geworden, ich hatte auf sein Gemüth und seinen Geist einen Einfluß geübt, und fühlte eine gewisse Verantwortung für ihn, der gegenüber mein Gewissen mich nicht ganz freisprach. Ich konnte diesen Gedanken nicht verschweigen, doch sah ich, daß Eulogios vorerst noch nicht darauf eingehen mochte. „Beruhige Dich, und — warten wir ab!“ sagte er, das Gespräch darüber beendigend. —

Unter feierlichem Grabgesang näherte sich unser Zug dem Kloster Zografu. Allein, vor dem Portal angelangt, wurden wir durch eine unheimliche Erscheinung zum Stehen gebracht. Denn von einem Steinsitze neben der Pforte erhob sich vor uns die graue, hagere Gestalt Gordian's, des Weltüberwinders aus der Felsenwüste, und wehrte mit aufgehobenen Armen den Einzug in das Kloster. „Nicht hier hinein,“ rief er. „In die Skitis gehört die Leiche des entlaufenen Büßers! Die Schaar der Geweihten verlangt ihr Recht! Dort oben auf den Felsen sei sein Grab! Doch nicht in geweihtem Boden, sondern abseits vom Wege, auf dürrer Haide, den Geiern des Gebirges zur Beute, den Frommen ein Gräuel!“

Die Mönche, halb von Entsetzen ergriffen, halb in scheuer Ehrfurcht vor der Autorität des Heiligen, setzten die Bahre nieder und standen rathlos. Eulogios trat

vor, um mit Gordian zu unterhandeln. Er verschwendete die Worte. Der Alte blieb bei der Forderung, daß Leon's Körper geradewegs nach der Skitis geschafft werde, und nicht in feierlichem Zuge, sondern schmachvoll, wie es dem Ungehorsamen gebühre. Vergeblich war es, daß Eulogios einwendete, der Jüngling sei nicht freiwillig in die Skitis gekommen, habe kein Gelübde abgelegt, sei nur von ihm selbst für eine kurze Zeit der Buße dorthin gebracht worden; vergeblich Alles — Gordian bestand mit unbeugsamem Starrsinn auf seiner Forderung.

Inzwischen war die Brüderschaft von Zografu, ihren Abt an der Spitze, herbeigekommen. Eine merkwürdige Scene entwickelte sich. Im Portale des Klosters stand der Abt mit den Seinen, bereit die Hülle des Streiters für die Sache des heiligen Berges aufzunehmen; vor dem Portale standen wir mit der Bahre. Zwischen beiden Zügen, abwehrend nach beiden Seiten, die erzürnte Gestalt des Einsiedlers, pochend auf das Recht seiner Büßergemeinde, furchtbare Drohungen ausstoßend, in immer wachsendem Zorne. Allein die Verhandlung sollte sich nicht zu seinen Gunsten entscheiden. Eulogios und der Abt verständigten sich darüber, daß die Skitis kein Recht auf den Gefallenen habe, daß ihm ein ehrenvolles Begräbniß gebühre, und daß das Kloster Zografu ihn zur Bestattung aufnehmen werde. Da erhob sich die Gestalt des gewaltigen Bußrichters noch

einmal in ganzer Höhe, im Antlitz dämonische Wuth, zitternd an allen Gliedern; er schien einen Fluch aus-stoßen zu wollen. Allein die übermäßige Anstrengung hatte die Kraft des Neunzigjährigen erschöpft. Die Sprache versagte ihm, die Augen quollen hervor, ein Zucken ging durch seinen Leib, und im Todeskrampfe sank er zu Boden.

Ich mußte mich abwenden, ein Schauder ging mir durch Leib und Seele. So, von starrem Schweigen ergriffen, standen auch die Mönche. Lautlos wurde darauf die Leiche Leon's in das Kloster getragen. Die irdische Hülle des Heiligen brachte man in dieselbe Zelle. —

Ermattet von den Wanderungen und Aufregungen des Tages, mußten wir die Nacht in Zografu verweilen. Ich hatte keine Ruhe, bis zum Leichenbegängniß da-selbst auszuharren. Die Sorge um Cyrill trieb mich am andern Morgen mit den Brüdern nach Paulu zu-rück. — Hier hatte man erwartet, der Knabe werde in unserer Gesellschaft wiedererscheinen, und die getäuschte Erwartung gab zu vielfachen Vermuthungen Veran-lassung. — Meine Verlegenheit der gesammten Brüder-schaft gegenüber sollte aber am folgenden Tage noch wachsen.

Eulogios, der, im Begriff zur Kirche zu gehen, mir begegnete, überreichte mir einen offenen Brief. „Lies!" sagte er. „Er kommt von Cyrill. Der Inhalt bleibt

vorerst unser Beider Geheimniß. Ein Fischer aus dem Hafen hat das Blatt gebracht. Er hatte von Cyrill den Auftrag, es erst in drei Tagen abzugeben. Wir sprechen darüber nach Beendigung der Liturgie." — Ich eilte in meine Zelle und las:

„Mein Oheim Eulogios! Wenn Du diese Worte lieseſt, bin ich weit weg vom Athos und den Mauern von Paulu. Ich verlasse das Kloster, um nicht zurückzukehren. Welcher Mönch vom heiligen Berge entflieht, gehört sich selbst an, und weder eine weltliche noch eine geistliche Macht rührt die Hand, um ihn zurückzubringen. So weit sind wir frei — ich weiß es aus Deinem eigenen Munde. Diese Freiheit benutze ich, um mein Leben vor der Lüge zu retten. Denn im Herzen habe ich still erwogen, daß ich für das Kloster nicht passe, und die Gelübde nicht ablegen kann. All mein Leben will mit Macht in die Welt hinaus, um zu lernen und zu arbeiten. Denn ich bin ein Grieche und habe ein Vaterland. Dies im Geiste erkennend, sage ich mir: das Vaterland braucht Männer, um mit klugem Sinne zu wirken, nicht Büßer und Klosterbrüder, an denen gar kein Mangel ist. Was ich will, weiß ich seit lange, und thue was ich muß. Solange unser Freund Theophilos zum Besuche bei uns war, hielt auch ich es im Kloster aus, denn ich konnte von ihm lernen. Als er mir sagte, daß er in seine Heimath zurückgehen wolle, erschrak ich, und mir graute

vor der Einsamkeit, in der ich bleiben sollte. Eine Ahnung sprach zu mir, er werde gleich auf der Stelle fortgehen, und ich fühlte, daß er mich nicht auffordern konnte, ihm zu folgen, obgleich ich weiß, daß er mich nicht von sich weisen wird, wenn ich ihm draußen begegne. Meine Unruhe stieg, ich hielt es nicht in der Liturgie, nicht in der Zelle aus. Heimlich setzte ich mich in eine dunkle Ecke des Hofes nieder, horchte die ganze Nacht auf jedes Geräusch, denn immer redete die Furcht in meinem Gemüthe: Theophilos nimmt die Flucht, und läßt dich hier allein! Aber der Schlaf überwältigte mich dennoch. Im Morgengrauen erwache ich von einem Geräusch. Die Pforte geht — ich seh' es deutlich — Theophilos schreitet hinaus, und das Schloß fällt hinter ihm zu! Ich hätte aufschreien mögen, ich war allein, von dem einzigen Helfer verlassen. Aber ich faßte mich. Ich war auf mich selbst angewiesen, mußte meinen Plan machen, ohne Jemand eine Verantwortung meiner Flucht zu geben, und es war gut so. Und nun bin ich fertig. Ich habe mir durch Arbeit in meinen Mußestunden Etwas erspart, damit denke ich ein Stück Weges vorwärts zu kommen. Ich reise nach Triest, denn Theophilos wollte dahin den Weg nehmen. Er ist erst heute in der Frühe fort, ich hoffe ihn noch einzuholen. Finde ich ihn aber nicht mehr, so wird Gott mir weiter helfen. Ich bettle mich durch Deutschland — denn ein Weniges von der

Sprache seiner Heimath hat er mich gelehrt — und suche nach der Stadt zu kommen, wo seine Familie wohnt. Finde ich ihn da, so vertraue ich ihm mein Leben, werde daraus was da wolle! Finde ich ihn noch nicht, so bringe ich seiner Schwester Grüße von ihm, und sage, daß er kommen werde, und daß er mein Freund sei, der einzige Freund, den ich auf Erden habe, und die Menschen dort werden mich nicht von sich stoßen, denn sie sind gut und freundlich, wie Theophilos sagt. Da will ich warten, bis er kommt. — Du wirst mir zürnen, mein Oheim Eulogios! Aber ist es nicht besser, zu gehen bei Zeiten, als ein Leben voll Elend, Lüge und Heuchelei durchmachen? Wenn ich Etwas gelernt habe, und wiederkehre, und etwas Tüchtiges für mein Vaterland leisten kann, dann wirst Du mir nicht mehr zürnen. So leb wohl, Eulogios, und habe Dank für alle Güte, die Du mir immer gewährt!"

Das war Cyrill's Abschied vom Kloster. Es lag auf der Hand, er hatte meine Entfernung in jener frühen Tagesstunde, die ich nur gewählt, um Aufsehen zu vermeiden, für eine Flucht gehalten, ohne sich Rechenschaft zu geben, ob ich wohl nöthig hatte zu entfliehen, ohne Abschied Paulu zu verlassen. So war er davon gegangen in dem Wahne mir zu folgen. Ich fühlte mich bewegt und gerührt durch das Vertrauen dieses jungen Herzens, selbst durch die naiven Ansprüche, die seine Unerfahrenheit an meine Sorge für seine Zu-

kunft machte. Ich wollte sie gern übernehmen, denn ich hatte noch für Niemand zu sorgen, und meines Schwagers Brief stellte mir eine gesicherte Lebenslage in Aussicht. Allein wie werden meine Gastfreunde zu Paulu urtheilen, dachte ich, wenn sie erfahren, daß ich ihnen ein Glied ihres Ordens entfremdet, ja verlockt habe? Denn mein war doch die Schuld, der Brief sprach meine Verantwortung klar aus. Und was wird Eulogios sagen? — Ich ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder, griff dies und jenes an, und ertappte mich selbst darüber, daß — ich einzupacken begann.

Eulogios trat ein, und konnte über meine Beschäftigung nicht im Zweifel sein. „Bist Du schon dabei?" begann er mit Ruhe. „Es ist auch wohl am besten so."

„Wie muß ich vor Dir stehen, Eulogios!" rief ich ihm entgegen.

„Laß das gut sein!" fuhr er fort. „Ich bin fast zufrieden, daß es so kam, denn — es hätte schlimmer kommen können! Nimm den Knaben in Deine Obhut, und suche Etwas aus ihm zu machen. Er ist gut, unschuldig, bildsam, aber er ist auch phantastisch und erregbar. Für das Kloster ist es kein Verlust, wenn er geht. Ob es für ihn und für die Welt ein Gewinn ist, das muß abgewartet werden. Allein, daß wir es mit einem Novizen auch in der Lebenskenntniß zu thun haben, zeigt sein Brief, der Dir die ganze Last seiner

Erziehung und Zukunft aufbürdet. Das soll nicht sein. Es stehen mir Mittel zu Gebote, für ihn zu sorgen. Ich kann Dir gleich eine Summe mitgeben, die seine Bedürfnisse für die erste Zeit decken wird. Nachher will ich mit Cyrill's Vater verhandeln, der sich, denke ich, willig finden lassen wird, wenn ich ihm die Sache darstelle. Hier im Kloster bleibe Alles noch Geheimniß und die Entwicklung mir überlassen. Du aber reise, Theophilos, reise schon morgen. Vielleicht triffst Du den Knaben noch unterwegs, und kannst ihn vor Irrungen behüten, welchen seine Unerfahrenheit überall ausgesetzt ist."

So nahm ich denn Abschied von meinem wackern Eulogios, Abschied von den Brüdern zu Paulu, Abschied vom heiligen Berge, auf dem meine Philhellenenfahrt nach zehn Jahren ein so abenteuerliches Ende gefunden hatte. Am andern Morgen war ich auf hoher See. Mächtig, im Glanze seiner Schneekrone, ragte der Gipfel des Athos in die blaue Luft. Ich winkte ihm meine letzten Grüße. Und als mir die Umrisse des Gebirges verschwammen, ging Alles an mir vorüber wie ein lebhafter Traum, und die Gedanken an das Vaterland und die Meinen sprachen lauter zu mir, und riefen mich in eine ganz veränderte Wirklichkeit.

Aber eine Gestalt trat doch immer wieder vor meine Seele, ergreifend, fragwürdig, mich in Räthsel verstrickend — die Gestalt Arethusa's. Nicht verleugnen

konnt' ichs vor mir selbst, daß sie sich an mir gerächt, daß sie in der Stunde des Abschieds ihr schönes Bild tiefer in mein Herz gedrückt hatte, als ich es für möglich gehalten. Ein unendliches Weh um sie ergriff mich, und begleitete mich noch lange. Wie ich sie zuletzt auf ihrem Rosse dahinsprengen gesehen in unbekannte Ferne, so wollte sie selbst von mir geschieden sein, und die Vernunft sagte mir, daß es so sein mußte. Doch wollte mit dieser Erkenntniß nicht zugleich die Ruhe über mein Gemüth kommen. Was wird mit ihr? Wie wird ihr Geschick sich wenden? So fragte ich wieder und wieder. — Es sollte lange Jahre dauern, ehe ich wieder von ihr erfuhr. —

Mein Schiff lief in den Hafen von Triest ein, die Sorge um Cyrill trat in die erste Reihe. Noch stehe ich und verhandle mit Lastträgern über mein Gepäck, da höre ich den Jubelschrei: Theophilos! und ein Jüngling in moderner europäischer Tracht stürzt mit Thränen der Freude an meine Brust, um mich stürmisch zu umarmen. Es war Cyrill. Aber wer hätte ihn wiedererkannt? Das weltliche Kleid hatte einen ganz prächtigen Jungen aus ihm gemacht, dem bald auch das Lebensglück in heller Freude aus den Augen blitzte. Denn daß seine Angelegenheit zu Paulu sich so günstig wenden würde, wie ich ihm erzählen konnte, ging über seine Erwartung, ließ ihn das Vergangene jetzt vergangen sein, um alle Seligkeit neugeborener

Jugendhoffnungen in ihm aufblühen zu machen. In all der Aufregung des Glückes erzählte er mir dann, wie es gekommen, daß ich ihn noch in Triest getroffen. Schon bei der Abfahrt aus dem kleinen Hafen von Paulu hatte er von den Schiffern erfahren, daß ich den Athos gar nicht verlassen, sondern in der Frühe auf dem Wege landeinwärts gesehen worden sei. Cyrill erschrak, aber er schwamm einmal auf den Wellen, sein Brief war zur Bestellung übergeben, die Flucht beschlossen. So wollte er meiner in Triest harren. Hier war sein Erstes, das Mönchskleid für ein weltliches einzutauschen, und so hatte er Tag für Tag am Hafen meiner geharrt, in der Hoffnung, daß ein Schiff mich doch endlich bringen müsse. Es war die höchste Zeit, daß ich kam, denn seine Ersparnisse waren zu Ende, und er hatte bereits harte Fasttage halten müssen, wie er sie selbst zu Paulu nicht gewöhnt gewesen.

Nach einigen Tagen der Erholung, während welcher ich den Meinigen meine Rückkehr, zugleich mit dem hellenischen Jünger, ankündigte, rüsteten wir uns zur Reise nach Deutschland.

Und welch ein Empfang ward mir daheim! Wie viel Freude nach langer Entbehrung! Meinem Gefährten standen die Thränen in den Augen bei Scenen, die ihm bis dahin fremd waren, fremd wie alle Beziehungen der Familie, die er aber doch mit innerlichstem Bedürfniß verstand. — Der schöne junge Grieche machte,

wie sich denken läßt, in meiner Familie großen Eindruck, und es bedurfte kaum seiner romantischen Vergangenheit, um ihn auch in anderen Kreisen interessant zu machen. Meine Schwester nahm ihn sogleich als Mutter in ihre Obhut, und ihre Kinder waren schnell vertraut mit ihm. Seine Unbefangenheit und kindliche Neugier, mit der er all das Fremde der neuen Umgebung aufnahm, die Wißbegierde und Verwunderung, die er täglich zeigte, und sich doch jedes Neue willfährig und strebsam zu eigen zu machen suchte, vor Allem seine Liebenswürdigkeit und ein poetischer Hauch des Ungewöhnlichen machten ihn zum allgemeinen Liebling. — Ich unterrichtete ihn anfangs, ließ ihn dann die deutsche Schulbildung auf einem Gymnasium durchmachen, und nach einigen Jahren bezogen wir gemeinsam die Universität. Ich als Lehrer — denn man hatte mir einen Lehrstuhl angeboten — er als Student. Er blieb der Unsere lange Jahre, und mit mir und meiner Schwester in brieflichem Verkehr, auch nachdem er in sein Vaterland zurückgegangen, und später in Athen an die Universität berufen, die gründlichen Kenntnisse verwerthete, die er in Deutschland gewonnen hatte.

Als er uns verließ, konnte ich mir nicht versagen, ihm den Auftrag mitzugeben, dem Geschicke Arethusa's nachzuforschen. Seine Briefe wußten anfangs nichts von ihr zu sagen. Dann kam die Nachricht, daß Arethusa ihre Hand einem russischen Fürsten gereicht, und

mit ihm in Paris lebe. Und wieder nach einiger Zeit hieß es, daß die Fürstin P. Wittwe geworden und auf der Insel Hydra ihren Wohnsitz genommen habe. Cyrill machte ihre persönliche Bekanntschaft, und schrieb sehr erbaut von der noch immer sehr schönen, vornehmen Dame, welche auf ihrem Landsitze ganz der Kunst und Wissenschaft lebe, und die Dichter des griechischen Alterthums mit Vorliebe lese. Er habe, da Hydra nicht gar weit von Athen liegt, sie schon ein paarmal besucht, und Beide sprächen viel und gern von ihrem Freunde im fernen Norden.

Zehn Jahre waren vergangen, seit ich dem Athos, drei Jahre, seit Cyrill dem deutschen Boden Lebewohl gesagt hatte. Da schrieb er mir, er müsse wieder einmal sehen, wie es bei uns stehe, bei denen er seine zweite Heimath gefunden. Er kam, und wurde mit alter Liebe empfangen. Als er mit mir allein war, zog er ein Päckchen aus seinem Koffer. Das sende mir die Fürstin P. mit einem freundlichen Gruße. Vergangener Zeiten mit Bewegung gedenkend, öffnete ich und betrachtete den Inhalt. Es war ein Immortellenkranz vom Athos.

Waldschmetterlinge.

Es war ein Morgen im Hochsommer. In den Edeltannen und an den Gräsern des Waldweges hingen die Tropfen nächtlichen Regens, und erquickende Kühle wehte aus den tiefen Schatten des Nadelholzes hervor. Nur hier und da durchblitzte ein Strahl der noch niedrig stehenden Sonne die mächtigen Tannenwände, nur ab und zu hob sich von ihrem dunklen Grunde das lichtere Grün des Laubholzes ab. — Der junge Mann im gewählten Jägerkleide, der den steilen Weg hinanstieg, war in Gedanken verloren, und sah nicht so heiter aus, als seine Jugend und der köstliche Morgen hätten erwarten lassen. Als er die Höhe erreicht, blieb er stehen und betrachtete einen Augenblick mit untergeschlagenen Armen das Haus und die Umgebung, die sich auf dem Plateau seinen Blicken darbot. Es war ein wunderliches Gebäude, dieses „Schloß," wie es in der Umgegend genannt wurde. Mit vier gleichen Seiten, wie ein Würfel, mit hohem, spitzem Ziegeldach, braun

und mit Moos bedeckt, stand es zwischen dichtem Baumwuchs. Die Wirthschaftsgebäude waren kaum zu sehen, das Wohnhaus schien einsam in der Waldeshöhe zu liegen. Sein Anblick war nicht einladend. Graue, mit Mörtel beworfene Wände, nur um die Fenster zu einem weißlichen Rahmen abgeglättet. Vier solcher Fenster, in breiten Zwischenräumen, mit trüben, kleinen Scheiben, zeigten sich gleichmäßig an jeder der vier Seiten des Hauses. Die Umgebung stark verwildert, nichts umher, was einem Garten ähnlich sah. Die Morgensonne vergoldete die Hälfte des Daches und die Wipfel der Tannen, um so grauer und verschlafener lugten noch die Mauern und Fenster dem Betrachter entgegen. — Hier das Leben eintönig beschließen, wie der alte Onkel? dachte der junge Mann. Hier sich lebendig begraben? Auch nur einen Sommer lang hier einsam aushalten? Ein paar Wintertage bei fröhlicher Jagdpartie, das möchte gehen! Aber als Wohnsitz — wie wär's möglich? Was fang' ich auch nur die wenigen Wochen an, die ich mir gefallen lassen will den Gutsherrn zu spielen? — Ein Fenster wurde im oberen Geschoß geöffnet, und eine ältere weibliche Gestalt lehnte sich einen Augenblick hinaus. Der junge Herr ging langsameren Schrittes dem Schlosse entgegen.

Es war ein für ihn noch neues Besitzthum, an das sich ihm keinerlei heimathliche Erinnerungen knüpften. Zwar besuchsweise war er öfter bei dem alten Son-

derling von Onkel eingekehrt, dessen kürzlicher Tod ihn zum Majoratserben dieses Gutes und eines wohlgesparten Vermögens gemacht hatte, besondere Anziehung aber übte das Haus auf den jungen Grafen Horst von Eigelstein längst, schon seit seinen Knabenjahren, nicht mehr aus. Lebte er doch in der bewegten Welt mit so andern Bedürfnissen, unter so weltenweit geschiedenen Verhältnissen, daß er, nur einer Art von Zwang gehorchend, sich hierher begeben hatte. Erst gestern Mittag, und zwar in Begleitung seiner Schwester, der Gräfin Ulrike, und einer Tante, war er auf Schloß Eigelstein angelangt.

„Guten Morgen, Horst! Du spielst früh den Gutsherrn!“ lachte die Schwester ihm aus dem Fenster entgegen. „Wir wollen eben zum Frühstück in Nimrod's Halle!“

Horst stieg die Treppe zu dem kleinen Saal hinauf, welchen Ulrike gestern bereits, wegen seiner Ausschmückung mit Jägerbildern und Hirschgeweihen, auf den Namen Nimrod's Halle getauft, und zum gemeinschaftlichen Salon bestimmt hatte. Er begrüßte die Damen, um sich mit ihnen zum Frühmahl zu setzen. Ulrike, eine reife Weltdame und aufgeblühte Schönheit, nur ein Jahr jünger als Horst, war guter Laune und machte sich lustig über des Bruders ernstes Majoratsgesicht, über die Unzulänglichkeit des Hauses für die Bedürfnisse der verwöhnten Gäste, über die Wunderlichkeit der alten

Diener des Verstorbenen, die sich mit dem dienenden Zuwachs der jungen Herrschaft nicht vereinigen konnte. „Wenn man aus diesen Fenstern nur zwanzig Schritt weit sehen könnte!“ rief sie. „Es müßten sich von hier oben die schönsten Blicke bieten, dort in grüne Waldschluchten, da in das weite Land, aber man sitzt förmlich eingewachsen, eingepfählt, eingemauert in lauter Tannen!“

„Das wird bald anders werden!“ meinte die Tante, Frau von Trutzleben. „Das Haus ist verkommen, aber es ließe sich etwas daraus machen. Vorerst kann da unten eine Thür durchgebrochen werden, und man legt eine Veranda mit breiter Freitreppe an. Das Stückchen niedriges Holz ist ohne große Mühe zum Garten umzuwandeln. Ich habe mir das gestern schon darauf angesehen. Oder, noch besser, Horst macht umfassendere Anstalten und baut ein neues Schloß, einen Stammsitz für das Haus Eigelstein.“

„So, so!“ lachte Ulrike. „Horst soll bauen? Der junge Cürassieroffizier aus der Leibgarde des Königs wird sich hier in der Einsamkeit ansiedeln? O — müssen wir Frauen künftig auch, wie die verwünschten Prinzessinnen, hier im Tannendüster sitzen? Ach, ich habe Nachts zum ersten Mal die Eulen singen hören — und im Traume war mirs, als zöge die Regimentsmusik der Cürassiere vorüber — Horst, mein Bruder, was werden wir künftig hören?“ Ulrike legte mit pa-

thetisch komischer Geberde ihre Hand auf des Bruders Schulter, und sah ihn forschend an.

„Du spottest!“ lachte die Tante. „Aber Horst hat Verpflichtungen gegen sein Haus, seinen Namen, er muß sich verheirathen. Oder soll er, wie seine drei Vorgänger im Majorat, als alter Junggeselle sterben?“

„Brrr! Nein, nein, nein! Jedem der drei Junggesellen, dem Groß-, dem Urgroß- und dem simpeln Onkel ein besonderes Nein! Sie waren sonst gewiß brave Herren, aber entsetzliche alte Hagestolze! Es ist richtig, Horst, Du mußt ans Messer! Heirathe! Thusnelde von Wackelberg nimmt Dich lieber heut als morgen.“

Horst lächelte halb, halb machte er ein verdrießliches Gesicht. Die Genannte war eine alte Hofdame, die sich einst auf einem Hofballe mit Entzücken über den schönen jungen Offizier ausgesprochen hatte. Horst mußte sich seitdem viel mit seiner „Eroberung“ aufziehen lassen. Er trommelte mit den Fingern und war heut gar nicht recht in der Stimmung, den Spott unterhaltend zu finden.

„Beherzige mein Wort, lieber Horst!“ nahm die Tante die Rede auf. „Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, kannst immerhin daran denken, eine Wahl zu treffen. Deine Vorfahren im Majorat waren Sonderlinge, welche das Haus und die Familie verkommen ließen. Dreimal konnte das Majorat auf Neffen vererben, Du aber bist jetzt der letzte Graf von Eigelstein,

und mußt darauf denken, das Haus von neuem würdig zu begründen."

Das Kammermädchen kam herein und brachte einen schönen Strauß von Nelken, Levkojen und anderen Sommerblumen. Ein Bote aus der Försterei habe ihn für die Gräfin abgegeben. „Von der kleinen Veronika!" rief Ulrike. „Sieh da! Recht aufmerksam! Wir lassen danken, und werden unten einmal vorsprechen."

„Haben die da unten in der Försterei so hübsche Blumen?" fragte die Tante. „Nun, nun, wir wollen künftig auch bei uns dergleichen haben!"

Ulrike streifte den Bruder mit einem lächelnden Seitenblicke. Es war ihr, als zöge er bei den Worten „bei uns" die Augenbrauen ein wenig zusammen, und sie ahnte, daß Horst nicht sehr erbaut war von der Aussicht auf künftige Gemeinsamkeit mit der etwas selbständig durchgreifenden Tante. Es bleibe dahin gestellt, wie er darüber dachte.

„Ich wußte nicht, daß Du mit den Försterslenten in einer Beziehung stehst, Ulrike," nahm Frau von Trutzleben die Rede auf.

„Alte Erinnerungen aus der Kinderzeit!" entgegnete Ulrike. „Als Tante Eberbach noch lebte, reiste sie mit uns zuweilen im Sommer hierher zum alten Onkel. Da fanden wir Geschwister bei unseren Streifereien Gespielen an den Kindern des Försters, und waren täglich beisammen, um die Freiheit zu genießen. Die kleine

Veronika ist gleichwohl einige Jahre jünger als ich, und der Sohn des Försters —"

„War bereits auf der Forstakademie," fiel Horst ein, „und spielte, als wir zuletzt gemeinsam hier waren, den ausgesprochenen Courmacher meiner vierzehnjährigen Schwester."

Ulrike lachte, öffnete das Pianino und blätterte in einem Notenhefte.

„Mich langweilte das damals," fuhr Horst fort, „denn ich war als fünfzehnjähriger Junge für Zartheiten wenig empfänglich, und die kleine Veronika, auf die ich angewiesen blieb, noch völlig ein Kind. Und doch waren es vergnügte Tage. Schade, daß man durch das Leben und die Verhältnisse getrennt wird. Der Ludwig Markwart scheint übrigens ein sehr tüchtiger Mensch zu sein. Er macht Carrière und weiß sich eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen."

„Wie denn? Ich irre mich hoffentlich?" rief Frau von Trutzleben. „Der Forstrath Markwart, der angenehme Mann, den wir zuweilen bei der Gräfin S. fanden, der so hübsch das Cello spielt — ist doch nicht —"

„Ist der Sohn meines Försters Markwart!" fiel Horst ein.

Frau von Trutzleben schien diese Eröffnung sehr merkwürdig zu finden, Ulrike aber griff mit ein paar kräftigen Accorden in die Tasten, und machte mit einem Schubert'schen Liede der Unterhaltung ein Ende. Es

war zum ersten Mal, daß in diesem Hause die Tasten eines Claviers angeschlagen wurden. Ulrike, gefaßt auf eine längere Einsamkeit, hatte, da sie ihre Musik nicht entbehren mochte, das Instrument nach Eigelstein vorausgeschickt.

Horst begab sich in sein Zimmer, einst das Wohngemach seines Vorgängers im Majorat. Es lag im Erdgeschoß, und, obgleich ebenfalls beschattet und verdunkelt durch hohe Bäume, gewährte es einen Ueberblick über den Wirthschaftshof. Auf dieses Zimmer und einen anstoßenden Raum hatte der verstorbene Onkel sein Leben fast allein beschränkt. Selten, nur bei gelegentlichen Jagden, die in den letzten Zeiten, bei der zunehmenden Gebrechlichkeit des alten Herrn, noch seltener geworden, öffneten sich die übrigen Räume des Hauses. Das Junggesellenzimmer, hoch und verräuchert, ließ erkennen, daß darin mit äußerster Consequenz der Gewohnheit seit zwanzig Jahren kein Frevel der Veränderung vorgegangen. Ein alter Nimrod und grillenhafter Sonderling hatte darin gehaust. Die urväterischen, mit Leder überzogenen Sessel zeigten, daß die Hauptgesellschaft des Herrn, seine Hunde, freie Verfügung über jeden Ruhesitz genossen, und getrost in Fetzen reißen durften, was nicht widerstand. Der Gewehrschrank war wohl gefüllt, an den Wänden Geweihe, Jagdgeräth, Reihen von Pfeifen und Cigarrenkisten, und eine kleine, aber gewählte Bibliothek von solchen Büchern, die nur

unter der Hand empfohlen, aber von alten Husaren und Invaliden eines wohlgenossenen Lebens sehr geschätzt zu werden pflegen. Auf dem wurmstichigen Schreibtische lagen Rechnungsbücher und Papiere, aus dem alten braunen Uhrgehäuse tickte die Zeit langsam und eintönig fort — es war Alles noch, wie es der Verstorbene im vergangenen Winter verlassen hatte. — Doch war er nicht hier gestorben, sondern in der Hauptstadt, wohin er sich nach langem Widerstreben und schwerem Entschluß zu einer Operation begeben hatte. Sein Erbe war Horst.

Er und seine Schwester, früh elternlos, besaßen außer einem Namen, der ihnen einen Rang in den ersten Kreisen der Welt gab, von Hause aus nichts, was ihre Ansprüche hätte unterstützen können, und nur die Freigebigkeit des Onkels gewährte ihnen die Mittel, um — wie die Welt es nennt — ihre Rechte geltend zu machen. Ulrike wurde von dem Glückswechsel, der ihren Bruder zu ansehnlichem Vermögen brachte, nur mittelbar betroffen. Sich noch splendider gegen sie zu erweisen, als es der Onkel gethan, war seine erste Sorge als Majoratsherr, und so wurde auch die Existenz der Tante gesichert, welche, bis dahin blutarm aber vornehm, mit Ulrike gelebt und als ihre Beschützerin gegolten hatte — obgleich Frau von Trutzleben sich eigentlich weder liebenswürdig zu geben wußte, noch auch von den Geschwistern besonders geliebt wurde. Es waren

eben die Reste einer Familie in absteigender Linie, die, auf einander angewiesen, zusammenhielten. — Horst hatte, da sein Onkel in der Hauptstadt, und — wie es zu heißen pflegt: „in seinen Armen“ gestorben war, nicht daran gedacht, das entfernte Gut in den Bergen und im Winter aufzusuchen, um sein Regiment daselbst anzutreten. Es sollte ja ein sehr tüchtiger Verwalter da sein, und auf seine Forstbeamten — denn es wurde vorwiegend Waldwirthschaft betrieben — konnte er sich verlassen. Nun aber stellte sich im Sommer dennoch die Nothwendigkeit für ihn heraus, persönlich auf seinem Eigen zu erscheinen, und da er der Einsamkeit mit Mißmuth entgegensah, bot sich Ulrike ihm dankbar als Gesellschaft an. Es war immer ein Opfer, das sie brachte, denn als verwöhntes und gefeiertes Weltkind liebte sie die geselligen Zerstreuungen sehr, und hätte mit der Prinzessin A. nach Baden reisen können. Allein sie wollte für den Bruder auch einmal etwas thun. Freilich mußte die Tante mitgenommen werden. Aber Musik, Zeichenstudien, Bücher, Correspondenzen sollten über vier lange Wochen hinweg helfen. Denn wie sehr die junge Dame ein Weltkind war, ihre geistigen Anlagen, Talente und Bedürfnisse sicherten ihr ein Eigenleben in dem Alles auflösenden, zersplitternden, und nur äußerlich scheinbar geregelten Treiben der aristokratischen Welt, in der sie sich bewegte.

Da waren die Geschwister nun draußen im Walde,

Ulrike bereits bei einem befriedigend begonnenen Tagewerke, Horst jedoch, der ihr Clavierspiel von oben vernahm, noch nicht in Einigkeit mit der ungewohnten Lebensweise. Er ging in seinem unerfreulichen Zimmer auf und ab, die Wanduhr tickte und schnurrte, die Hunde schnarchten auf den Polsterstühlen und fuhren, geweckt von den ungewohnten Tönen der Musik, bellend und heulend in die Höhe. Horst jagte sie hinaus. Sie erhoben draußen ein um so greulicheres Concert, die Tante rief und schalt, Ulrike lachte aus dem Fenster. — Der Verwalter kam in Geschäften, in welche sich der neue Herr mühsam zu finden suchte. Er fand kein rechtes Interesse daran, es ward ihm zu eng in seinem Hause. Gern wäre er zu Pferde gestiegen, aber das Reiten war auf den steilen Berg- und Felsenwegen weder üblich, noch ein Genuß. Horst langweilte sich von Herzen, und wäre gern am dritten Tage wieder abgereist, wenn nicht die Rücksicht auf die Damen, welche sich mit großem Gepäck für länger eingerichtet hatten, ihn zum Ausharren bewogen hätte.

Von Langeweile und Unruhe getrieben, nahm er am vierten Morgen seinen Hut und schritt hinaus in den Wald, es war ihm gleichgültig, welchen Weg er einschlug. Er gerieth auf einen steinigen und ziemlich abschüssigen Pfad, zum Theil zwischen Tannendickicht, dann wieder durch Lichtungen und Felsenvorsprünge, durch die sich der Berg links zu einer Schlucht absenkte.

Bald erinnerte sich Horst, daß dies der nächste, wenn auch nicht bequemste Weg zur Försterei sei, auf dem er in Knabenjahren oft genug umhergeklettert, und beschloß, ihn bis an das Ziel zu verfolgen. Nach geraumer Zeit sah er das Forsthaus vor sich, und stand still, um sich die glühende Stirn zu trocknen.

Wie malerisch lag das Haus da! Warum, dachte Horst, hatten seine Vorfahren ihr Schloß nicht auf diese Stelle gebaut? Niemals war ihm der Reiz dieser Lage so eindrücklich zum Bewußtsein gekommen.

Schroff senkte sich der Felsenvorsprung, auf dem das waldumgebene Forsthaus stand, in die Schlucht, aus deren Tiefe die mit Tannen bewachsenen Bergwände bläulich angehaucht emporstiegen. Rechtshin aber öffnete sich der Blick ins ebenere Land, warm und duftig, und an dem fernhin sich schlängelnden Flusse wurden die Thürme eines Städtchens sichtbar. Um das Haus auf der Anhöhe trat das Nadelgehölz zurück, und auf der sonnigen Halde hatte sich Laubholz, Buchen und Eichen, angesiedelt. Ein paar mächtige Linden standen mit breitem Schattendach gerade über dem Abhang vor dem Hause, Tisch und Bänke darunter, als der höchste Punkt des Gartens, der sich terrassenförmig, ohne viel Kunst, aber wohlgepflegt hinunter zog. Es war eine anmuthig behagliche Ansiedlung. Alles still umher, nur die Finken schlugen in den Zweigen, Bienen summten vorüber, und Schmetterlinge wiegten sich über den Waldblumen.

Horst öffnete die ihm bekannte Gartenthür und trat ein. Niemand begegnete ihm. Auch das Haus schien wie ausgestorben. Selbst auf das Gebell eines großen Hühnerhundes, der zu ihm heransprang, wurde kein menschliches Wesen sichtbar. Der alte bellende Jagdinvalide, welchen Horst noch bei Namen zu nennen wußte, schien das Haus zu bewachen, ließ sich aber durch Zuruf und Streicheln beschwichtigen. Er legte sich ruhig zu Füßen des Eindringlings nieder, der auf einem Steinsitz Platz nahm, um auszuruhen.

Bald aber sprang der Wächter mit Gebell wieder auf und stellte sich freudig wedelnd vor eine Stufenreihe, die sich seitwärts absenkte. Horst folgte und sah ein junges Mädchen die Stufen herauf schreiten. Sie hatte den breiten Strohhut am Arme hängen, da die überhängenden Zweige Schatten gaben; in der Hand trug sie ein Henkelkörbchen mit Erdbeeren.

Horst trat ein wenig zurück, um sie ganz herauf kommen zu lassen. Er hatte Veronika erkannt, trotz der Veränderung, welche die Jahre ihr gebracht. Aus dem Kinde war eine schlanke Jungfrau geworden. Der Gast bewunderte den Ausdruck ihrer Züge, die Anmuth ihrer Bewegungen. Jetzt war sie oben, und Horst that einen Schritt ihr entgegen, um sie zu begrüßen. Veronika fuhr ein wenig zusammen, ein lebhaftes Roth ergoß sich über ihr Antlitz, aber sie lächelte ohne Verlegenheit, als sie ihn erkannt. Denn auch er brauchte

sich ihr nicht vorzustellen. „Herr Graf!“ sagte sie freundlich aber gemessen, „Sie müssen verzeihen, daß Sie das Haus leer gefunden —“

Er unterbrach sie mit einer Entschuldigung, daß er trotzdem eingedrungen. „Die alten Wege waren mir bekannt genug,“ sagte er, „und ich poche auf die Rechte der alten Freundschaft.“

Veronika verneigte sich leicht. Es lag etwas kühl Ablehnendes in ihrer Bewegung. „Der Gutsherr ist auf seinem eigenen Grund und Boden,“ sagte sie, und schritt voran nach dem Platz unter den Linden, welcher der Empfangsort für sommerliche Gäste zu sein schien. Der Graf hatte auf des Mädchens letzte Worte einen freundlichen Vorwurf auf den Lippen, sie aber schnitt ihm die Rede ab. „Mein Vater ist mit den Leuten früh in Geschäften ausgegangen, die Mägde habe ich nach der Mühle und nach der Stadt geschickt, ich selbst benutzte eine Stunde, dem Vater die Erfrischung im Walde zu sammeln.“ Sie setzte das Körbchen auf den Tisch und lud den Gast ein, vor dem Aussichtspunkte Platz zu nehmen.

„Und Sie fürchten sich nicht, so lange Stunden in dem Waldhause allein zu bleiben?“ fragte Horst.

Veronika lächelte. „So wenig,“ entgegnete sie, „daß ich selbst diesen meinen treuen Wächter entbehren könnte.“ Sie streichelte den Kopf des Hundes, der sich an ihre Knie schmiegte. „Ich lasse ihn daheim, wenn ich mich

vom Hause entferne. Er ruft mich zurück, wenn meine Gegenwart nöthig ist."

„Er hat Sie auch heut durch sein Bellen gerufen?" fragte Horst.

„Gewiß. Und ich verstand ihn so gut, daß ich wußte, es sei ein Besuch da."

Der Graf langte in das Körbchen und nahm einige Erdbeeren. „Sie erlauben?" sagte er. „Nur gegen den Durst! Es ist ein heißer Tag!"

Veronika wollte ihm das Körbchen wegnehmen, ihm eine Schaale Erdbeeren schmackhafter zurecht machen, er aber bat sie dringend, zu bleiben, und hielt den Henkel auf der andern Seite fest. Bei dieser Bewegung kam der Korb ins Schwanken, ein Theil des Inhalts wurde über den Tisch gestreut, und vier Hände fuhren mit Hast zu, um die rollenden Beeren aufzuhalten. Das Mädchen und der Gast lachten, und während Beide die Früchte wieder in ihr Behältniß sammelten, schien der unbefangene Ton vergangener Jahre in ihr Gespräch zurückzukehren.

Es lag nicht an Horst, daß die Unterhaltung bald wieder gemessener wurde. Veronika schien die Zugeständnisse leichten Verkehrs, wie er einst zwischen ihr und dem Knaben bestanden, dem „Herrn Grafen" durchaus nicht mehr zu machen. — Die Rede kam auch auf ihren Bruder, obgleich Beide es eher vermeiden wollten, die Unterhaltung auf Ludwig zu bringen. Denn Veronika wußte, daß der Graf keinen Verkehr mit ihm hatte,

ihn vielleicht absichtlich gar nicht beachtete, während Horst sich in diesem Augenblick nicht ganz frei im Gewissen fühlte, sich von dem selbst in bevorzugten Kreisen geschätzten Mann entfernt gehalten zu haben. „Dieser Sommer soll noch ein sehr glücklicher für uns werden," sagte Veronika. „Mein Bruder will seinen Urlaub zu einem Besuche bei uns benutzen." Während Horst seine Freude darüber wortreich aussprach, dem Jugendgespielen auf diese Art in ungetrübtem Verkehr wieder näher zu treten, und seines Lobes voll war, während dem lächelte Veronika sehr eigen, und — schwieg, indem sie dem Redenden überließ, das Thema nach Belieben weiter auszuführen. Der Graf wurde etwas verlegen und suchte nach einer andern Wendung.

Ein kleiner blauer Waldschmetterling flog über dem duftenden Erdbeerenkorb hin und her. „Ei!" rief Horst, „verstehen Sie die Kunst noch, diese leichtfertigen Gesellen zum Gehorsam zu bringen?"

„Nicht mit jedem gelingt es," sagte sie, indem sie die Hand ausstreckte. „Komm, komm, sei artig!" — Und der blaue Schmetterling flatterte wie prüfend eine Weile darüber hin, um sich dann, die Flügel hebend und senkend, auf ihrem Zeigefinger niederzulassen. Er blieb sitzen, auch als sie die Hand an sich zog, um ihn näher zu betrachten.

„Reizend! Reizend! So müßten Sie gemalt werden!" rief der Graf.

Veronika erhob sich schnell, indem sie ihren blauen Waldgenossen in die Luft warf. „Sie verzeihen, Herr Graf," sagte sie, „daß ich nun meinen Pflichten nachgehe. Ich habe zu Mittag fünf Männer, und alle mit gutem Appetit, satt zu machen, und zögerte zu lange mit den Vorbereitungen."

Der Gast wünschte den Aufbruch hinzuzögern. „Ich habe mich noch nicht bedankt für den schönen Blumenstrauß, den Sie uns sendeten —"

„Es war auf meines Vaters Wunsch, daß ich der Gräfin die Blumen schickte," unterbrach sie ihn. „Ich für meinen Theil würde diese Annährung nicht gewagt haben. Darf ich meinem Vater eine Bestellung von Ihnen ausrichten?"

Der Graf verstand, daß er seinen Abschied für heut habe, und empfahl sich. Er ging sehr ungern. Hier war plötzlich die Unterhaltung in seiner Einsamkeit, die angenehmste und ausreichendste, und nun sollte ihm diese gleich anfangs so schmal zugeschnitten werden? Er wendete sich auf dem Waldwege noch ein paar Mal um, und als er den Blick nach dem Hause verloren, stieg er vergnügt pfeifend den Pfad hinauf. — Er erzählte den Damen nicht, wo er gewesen war. Auch an den nächsten Tagen nicht. Er ließ ihnen die Bemerkung unbeantwortet, daß er jetzt von seinen Geschäftswegen auffallend heiterer zurückkehre. Und er mußte des Morgens, er mußte Nachmittags, er mußte

zuweilen sogar Abends in Geschäften fort, er machte sich, wie die Tante meinte, mehr Arbeit als nöthig sei, und nehme sich seine Pflichten als Majoratsherr wirklich recht zu Herzen.

Veronika wußte stets voraus, daß der Graf in einigen Minuten das Forsthaus betreten werde. Denn Wächter (so hieß ihr alter, vierfüßiger Freund) sprang ihm stets bellend entgegen, er schien die Annäherung des Gastes zu wittern, und eilte, ihm den ersten Gruß zu bringen. Nicht so freudig gestimmt war seine Herrin. Daß der Graf nur um ihretwillen das Haus so häufig besuchte, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Mit ihrem Vater hatte er wenig Geschäfte. Diese Besuche aber, weit entfernt ihre Eitelkeit zu schmeicheln, waren ihr peinlich. Denn der eigentliche Jugendverkehr war nicht in alter Weise fortzusetzen, und die leichte Art, in der der junge Gutsherr auf alte Freundschaftsrechte pochte, hatte für sie etwas Verletzendes. Sie war nichts weniger als das blonde Försterskind, das vor dem Auge des schönen Grafen hinschmilzt; sie war eine stolze Natur, kräftig, gesund und von einer gewissen großartigen Anlage. Sie wollte den Unterschied zwischen seiner und ihrer Familie, der bisher so streng gewahrt worden, auch in Bezug auf sich selbst gewahrt wissen, und sie hatte andererseits Selbstgefühl genug, um für ihre geistige Ebenbürtigkeit unbedingten Respect von ihm zu verlangen.

Dieser Stolz und dieses Selbstbewußtsein gehörte ihrer ganzen Familie an. Es war eine Familie in aufsteigender Linie und Entwicklung. Noch der Vater des Försters war aus kleinen bäuerlichen Verhältnissen herauf gekommen, hatte sich durch rastlose Thätigkeit Besitz und Vermögen erworben, und sich auf geistigem Gebiete umzuthun versucht. In dem Gefühl, daß es mit seinem Hause vorwärts müsse, ließ er zwei Söhne studiren, den dritten das Forstfach erlernen, gab er seine Töchter in eine städtische Schule zur Erziehung. Er erlebte, daß sein ältester Sohn ein Pfarramt erhielt, und der zweite sich in der Stadt als Arzt niederließ, er zog endlich auf seine alten Tage zu seinem dritten Sohne, dem Förster Markwart, in dessen Hause er vor einigen Jahren starb. — Veronika hatte ihre Erziehung in dem Hause des Doctor Markwart erhalten, unweit von ihrem väterlichen Wohnhause. Das Städtchen war keins von den kleinsten, und genoß alle Vortheile des Schienenweges, der es mit der Welt in raschen Verkehr setzte. Schöne gothische Kirchen und andere Bauten, die landschaftliche Umgebung lockten im Sommer manchen Reisenden herbei.

Während das Haus des Försters früh verwaiste, und Veronika als einziges Kind zurückblieb, denn ihr Bruder, viel älter als sie, verließ dasselbe und die Gegend, da sie kaum zehn Jahre zählte, war in dem Hause des Doctor Markwart ein um so bewegteres Familien-

leben. Heranwachsende hübsche Töchter, die Söhne für Studium und praktische Weltthätigkeit bestimmt, die Mutter eine frische, geistig geweckte Frau, mitlebend und anregend, der Doctor, trotz großer praktischer Beschäftigung, doch im Hause wie im äußeren Leben alle Interessen theilend. In diesem froh bewegten und geistig strebsamen Kreise hatte sich auch Veronika entwickelt, und war ihm nahe genug geblieben, um den verwandtschaftlichen Verkehr niemals, selbst im Winter nicht, zu unterbrechen. Sie war eine ernstere Natur, als die Glieder des Familienkreises der Stadt. Doch schuf ihr dies mehr innerlich bewegte, äußerlich ruhigere Wesen nur um so mehr Liebe und Achtung, und ihr Aufenthalt, ihre Anhänglichkeit an das heimathliche Waldhaus, ihr Verständniß der Natur, die sie von Kindheit auf kannte, umgab sie in den Augen ihrer Verwandten mit einem gewissen poetischen Sonnenschein, der eine gesteigerte Anziehungskraft übte.

Gleichwohl gab sich Veronika mit Freude an ihrer Pflichterfüllung den Geschäften der Wirthschaft hin. Es war kein kleiner Hausstand, und das Haus selbst geräumig genug, um auch wohl noch einen Zuwachs von Besuch zu beherbergen. Veronika galt für die erklärte Herrin des Hauses, selbst der Vater hatte für seine nur eben zwanzigjährige Tochter so viel Achtung, daß er sie walten ließ und in ihren Einrichtungen nicht störte. Sie war sein guter Geist, seine höchste Lebens-

freude, selbst wenn er es nicht liebte, den zärtlichen, weichen Vater zu spielen. Und Beide, Vater und Tochter, vereinigten sich in ihrem Stolz, in ihrer Verehrung für den abwesenden Sohn und Bruder, für Ludwig, welchen Beide als den glänzendsten Vertreter ihres Hauses betrachteten.

Eben war ein Brief von dem „Herrn Forstrath" — wie der Alte ihn gern mit Genugthuung nannte — angekommen, worin dieser seinen Besuch nun bestimmt in wenigen Wochen festsetzte. Veronika hatte den Brief noch einmal vorgelesen, ihr Herz klopfte vor Freude, sie eilte auf den Vater zu, um ihm einen herzhaften Kuß zu geben. Der Alte ließ es lächelnd geschehen, stopfte sich ein kurzes Pfeifchen und sagte, seine Bewegung unterdrückend: „Na gut — gut! Wenn wir ihn nur erst haben, dann —"

Das laute Gebell Wächters machte sich vernehmlich. Veronika fuhr zusammen, und durch ihre Mienen flog ein Schatten unwilligen Trotzes. Der Förster bemerkte es. „Was hast Du denn, Mädchen?" fragte er.

„Der Graf kommt schon wieder!" sagte sie verstimmt.

„Laß ihn kommen!"

„Was will er so oft hier? Seine Besuche sind mir unwillkommen. Sie halten mich von häuslichen Geschäften ab, und zerstören mir meine Mußestunden."

„Das solltest Du ihm sagen! Käme er zu mir, ich würde keine Umstände machen, denn die Arbeit geht vor.

Und was die Mußestunden betrifft und die Unterhaltung — einen jungen Herrn wie ihn wird ein Mädchen wie Du doch wohl in Ordnung zu halten wissen! Das Haus können wir ihm nicht verbieten, höchstens verleiden. Mit Verstand aber kommt man auch daran vorbei."

„Guten Abend, Veronika — ah, lieber Markwart! Ich sah Sie nicht gleich." So rief Horst ins Zimmer, indem er sich von außen durch das Fenster herein lehnte.

„Wollen Sie nicht durch die Thür eintreten, Herr Graf? Es ist bei uns so Sitte," sagte der Förster.

Horst lachte und kam herein. Veronika hatte schnell einen großen Korb und ein Messer genommen, und begann emsig Obst für die Aufbewahrung abzuschälen. Der junge Gutsherr schien die jugendliche Unbefangenheit selbst, er war wirklich liebenswürdig und angenehm. Er schüttelte dem Alten die Hand, und vor Veronika tretend fragte er in herzlichem Tone: „Und von Ihnen bekomme ich heut keine Hand?"

„Die Glacéhandschuhe möchten Obstflecken bekommen!" wehrte Veronika halb lachend.

Rasch zog er den Handschuh aus. „Aber jetzt?"

„Herr Graf," sagte sie möglichst heiter, ohne sich in ihrer Beschäftigung zu unterbrechen, „wir machen einen Pakt! So oft ich etwas in Händen habe, verlangen Sie nicht, daß ich mich versäume, sondern überlassen meine Hände ihren Geschäften." Damit warf

sie eine geschälte Birne in die Schüssel. Rasch wollte Horst nach der jetzt freien Hand greifen, griff aber fehl, stolperte über den zwischen ihnen stehenden Korb, und kam zu Falle. — Während der Förster am andern Fenster sitzend den Kopf schüttelte, und Veronika sich unwillig von ihrem Platze erhob, stand Horst lachend auf und rief unverlegen: „Also zu Füßen muß man Ihnen liegen, um nur zu erlangen, daß Sie einen Vertrag halten?"

Veronika räumte ihre Geräthschaften zusammen. „Der Vertrag war nur vorgeschlagen, nicht geschlossen, und nun wird gar nichts mehr daraus."

Der Förster wurde durch einen Forstgehülfen abgerufen, was der Graf mit Genugthuung beobachtete. „Sie wollen doch nicht auch davon gehen, Veronika?" rief er.

„Gewiß! Da Sie mich hier verhindern —"

„Ich will artig sein — oder ich gehe mit!"

„Soll ich Ihnen von der Küchenmagd eine Schürze vorbinden lassen und einen Kochlöffel in die Hand geben?"

„Ach ja! Ach ja! Lernen Sie mich an!"

Veronika schüttelte den Kopf und setzte sich wieder hin. „Es wird unmöglich sein," sagte sie. „Sie sind nicht einmal gelehrig in dem, was Ihnen zukommt, das ist schon verdrießlich genug!"

„O! Sie sind mir böse, Veronika? Seien Sie wieder gut! Bitte, bitte, bitte!"

„Dieser Ton, Herr Graf, bleibt um zehn Jahre zurück hinter den Forderungen unserer jetzigen Stellung. Ich wünsche, daß Sie berücksichtigen, was den veränderten Verhältnissen geziemt."

So ging es fort. Horst wurde nach solchen Verweisen wohl etwas ernster und nahm sich zusammen, dann begannen wieder allerlei knabenhafte Thorheiten, wobei es ihm auch wohl einmal gelang, Veronika zum Lachen zu bringen. Erreichte er dies, dann glaubte er den Moment wahrnehmen zu dürfen, und wußte mit einer gewissen Vertraulichkeit vorzudringen. In dem instinctiven Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit nahm er die Vorwürfe, die entschiedenen Verweise des Mädchens leicht hin, er fühlte sich selbst durch ihr überlegenes Wesen nicht eingeschüchtert. Er stand unter dem Zauber dieses Wesens, allein das seine war viel zu haltlos, viel zu flatterhaft, er war zu eitel, wußte zu wenig einem sittlichen Charakter Rechnung zu tragen, um ihre Bedeutung zu verstehen. Er kam als Plagegeist jeden Tag, auch wohl zweimal, er brachte die Ruhe, die Ordnung des Hauses in Verwirrung. Man zeigte ihm, wie unwillkommen er sei, er nahm keine Kenntniß davon.

Veronika war in einer peinvoll aufregenden Lage. Es mußte ein Ende gemacht werden. Die Mägde steckten bereits die Köpfe zusammen, der Vater wurde verdrießlich. Sie schrieb mit schnellem Entschluß an

eine Schwester ihres Vaters, die als Wittwe in der Stadt lebte, und gab den Brief einem eben fortgehenden Boten zur Besorgung. Kaum war dies geschehen, als sie die Hunde anschlagen hörte. Schnell ergriff sie ein Buch und flog damit zur Gartenthür hinaus, um dem Gaste zu entfliehen. Sie täuschte sich, der Graf kam noch nicht. Aber er wird kommen, das weiß sie, und so eilt sie die steinernen Stufen des Gartens hinunter, schlägt von einer Terrasse einen Seitenpfad ein, und biegt durch den Wald in einen wenig betretenen Fußsteig. Sie hofft, es habe Sie Niemand gesehen. Da vernimmt sie Geräusch hinter sich. Mit laut pochendem Herzen bleibt sie stehen, ein erbittertes Wort fast auf den Lippen. Aber es ist Wächter, der ihr nachgesprungen kommt, und freudig wedelnd zu der Herrin hinaufblickt. „Ja, du darfst mit mir gehen, mein treues Thier!“ ruft sie mit erleichtertem Herzen, indem sie den Kopf ihres Gefährten streichelt. „Aber still! Nicht bellen! Niemand soll uns zu finden wissen.“ — So schreitet sie fort, bis der Fußsteig sie wieder aus dem Walde und zu einem Plätzchen führt, hart an der Felsenwand über der dunkelgrünen Schlucht. Ludwig hatte hier einst einen Steinsitz angelegt, von welchem man einen Rundblick in und über den von Tannen besetzten Thalkessel genoß. Hier nahm Veronika Platz, und Wächter zu ihren Füßen. Sie stützte den Kopf auf den Arm, sie mußte sich von ihrer Erregung erst zur Ruhe

bringen. Dann schlug sie das Buch auf — sie hatte nach dem zunächstliegenden gegriffen — es war ein Band Gedichte. Sie mochte nicht lesen, und legte das Buch bei Seite, sich ihren Gedanken überlassend.

Der Platz, wo sie saß, war eine sonst sonnige Stelle, wo sich den Felsen hinauf und hinab eine ganze Blumenwelt des Gebirges angesiedelt hatte. Da ragten prachtvolle rothe Disteln, hoben sich strahlende Königskerzen, und der Fingerhut schüttelte seine langen Glocken. Waldschmetterlinge, in allen Farben schillernd, flatterten und wiegten sich über allen Blüthen. Duft und Stille lag über der Waldlandschaft, nur ein leises Geräusch kam aus dem in der Tiefe rieselnden Bache herauf. Dieser Platz, sonst von Niemand besucht, war für Veronika immer ein Lieblingsasyl gewesen, wo sie in heiliger Stille ihrer Seele sich glücklich fühlte. Das war nun anders geworden. Sie kannte sich und ihren Willen, sie war einig mit sich selbst, aber eine Ahnung sagte ihr, daß sie schweren Tagen werde entgegen gehen. Sie war eine so klare, in sich feste Natur — und doch fühlte sie sich ruhelos, beengt, und angstvoll bewegt. — Lange saß sie in stummem Brüten. Fast absichtslos streckte sie in alter Gewohnheit die Hand aus, einem umherflatternden, prachtvollen Tagpfauenauge entgegen. Der Schmetterling setzte sich auf ihre Hand, prahlerisch mit seinen glänzenden Schwingen salutirend. Wie erschreckt zog sie die Hand weg. Aber der schöne Falter

umflatterte sie und kam zurück, um auf ihrer Schulter Platz zu nehmen. „Fort, fort, leichtfertiger Gesell! Ich mag dich nicht!“ rief sie halblaut, und verscheuchte den Zudringlichen. Plötzlich bellte Wächter hell auf und sprang um die Felsenecke. Veronika, durchzuckt von Ueberraschung, Ahnung, Furcht und Verdruß, erhob sich und sah nach einem Ausweg umher. Sie wußte, daß sie nicht von der Stelle konnte, und sammelte ihre Fassung. Gleich darauf kam Horst um die Felsenecke.

„Nach einem so entfernten Versteck muß man suchen,“ rief er, „um die schöne Fee zu finden?“

„Daß ich dies Versteck aufsuchte,“ entgegnete Veronika mit Erregung, „sollte Ihnen die Gewißheit geben, Herr Graf, daß ich ohne Gesellschaft sein wollte.“

„Wie mißgünstig Sie sind! Sich einem alten Freunde zu entziehen!“ — Er ließ sich unaufgefordert auf dem Steinsitz, welcher für zwei Raum gewährte, nieder. — „Wollten Sie wirklich mir aus dem Wege gehen?“

„Es ist nicht angenehm, Herr Graf, Ihnen darauf zu antworten. Wenn Sie sich klar machten, was sich gebührt, würden Sie die Antwort selbst finden!“

„Sie wollen also nicht mit mir allein sein?“

„Nein, Herr Graf!“

„Warum nicht? Ist meine Gesellschaft gefährlich?“

Ein höhnisches Lächeln spielte um des Mädchens Lippen. „Gefährlich? Es gehört viel Eitelkeit dazu, eine solche Frage auszusprechen. Sie sollten längst

wissen, daß ich mich den Scherzen und Erinnerungen an die Kinderzeit entwachsen fühle, daß ich die stete Wiederkehr derselben als lästig und unbequem empfinde. Aber gut," fuhr sie fort, indem sie sich auf die andere Seite der Steinbank setzte, „Sie haben Besitz von diesem Platze genommen, ich kann Sie nicht vertreiben, verlange aber eine Unterhaltung in geziemender Form!"

„Sie sind mir böse, Veronika! Das betrübt mich tief — tiefer als Sie glauben!" Der Ton seiner Stimme klang weich und innig. Veronika fühlte sich durchschauert, sie hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Aber sie blieb starr und schweigend sitzen. Horst bestrebte sich, über gleichgültige Dinge zu sprechen, seine Gefährtin saß einsilbig dabei und gab kaum Antwort. Geschah es aber, so klang ihre Stimme hart, gleichgültig, abweisend. Endlich verstummten Beide und blickten schweigend in die Schlucht hinab.

Da fühlte Veronika, wie ein Arm sich leise um ihren Leib legte, und im nächsten Moment zog Horst sie an sich und drückte sie mit Leidenschaft an seine Brust. Wie von einer Schlange gestochen, sprang das Mädchen auf, riß sich mit Kraft von ihm los, und stand mit zornfunkelnden Augen vor ihm. „Sind Sie wahnsinnig, Herr Graf?"

„Liebe, theure Veronika!" flehte er, die Arme nochmals gegen sie ausstreckend. Ein Schlag vor die Brust traf ihn zur Abwehr, aber er hatte die andere Hand

des Mädchens ergriffen, und suchte Veronika, die an ihm vorbeieilen wollte, festzuhalten. In diesem Augenblick sprang Wächter mit rasendem Gebell an ihm herauf, packte mit seinen Zähnen den Angreifer seiner Herrin bei der Brust, und riß ihm ein Stück von dem Rocke ab, um sich mit erneuter Wuth über ihn zu stürzen. Der Graf suchte sich erschreckt des wüthenden Thieres zu entledigen, Veronika aber faßte ihren Beschützer am Halsbande, riß ihn zurück und suchte ihn durch Gewalt und Zuruf zu bändigen.

Einen Moment standen alle Drei schweigend und vor Erregung laut athmend, und blickten einander an, erwartungsvoll, was der nächste Augenblick bringen werde. Veronika's Augen leuchteten in dämonischer Zornesgluth. Horst mußte die seinen vor ihnen niederschlagen und stand beschämt, voll Verdruß und mit glühendem Gesicht vor ihr. Zwischen Beiden der Wächter, grollend, die Zähne fletschend, zum Sprunge bereit.

„Sie treten bei Seite, Herr Graf, und lassen mich vorüber!“ sagte endlich Veronika gebieterisch.

Horst suchte noch einzulenken. „Ihr Zorn ist ungerecht, Veronika,“ stotterte er.

„Kein Wort!“ unterbrach sie ihn. „Ich verachte Sie zu tief, um Ihre Entschuldigungen anzuhören!“

„Veronika, das ist beleidigend!“

Sie ließ ein bitteres Lachen hören. „Sie können noch von Beleidigung sprechen? Aus meinem Wege, sag ich!“

Horst trat bei Seite.

„Die Schwelle unseres Hauses kann ich Ihnen nicht verbieten, denn Sie sind meines Vaters Brodherr, und sein Dach ist das Ihrige, aber es soll dafür gesorgt werden, daß Sie uns nicht mehr besuchen!“

„Veronika, Sie verkennen mich! Mein Herz ist — ! Was verlangen Sie? Was wollen Sie thun?“

„Wächter!“ rief Veronika ihrem Genossen, und schritt, ohne den Grafen eines Blickes zu würdigen, den schmalen Pfad am Felsenrande dahin. Noch lange, als sie schon im Walde verschwunden war, erscholl das wilde Gebell ihres aus seiner Gutmüthigkeit aufgestörten Begleiters.

Horst warf sich, von Aufregung und Ingrimm erfüllt, noch einmal auf die Steinbank. Mehr als Alles wirkte augenblicklich in ihm das Wort ihrer Verachtung, gegen das sich sein Inneres empörte. Es kam von einem Weibe, an eine Genugthuung durch die Kugel und Blut war nicht zu denken. In so leichter, gedankenloser Form konnte die Scharte nicht ausgewetzt werden. Und dies Weib war schön, geistig bedeutend, übersah ihn, das fühlte er, und fühlte sich zugleich gedemüthigt. Zum ersten Mal in vollem Ernste. — Er hatte Unterhaltung gesucht und sich kein Gewissen daraus gemacht, diese über die Grenze hinaus zu suchen, die ihm gestattet wurde. Leichtfertig und weltlich, aus den Anschauungen eines Kreises mit sehr laxer Moral her-

kommend, jung und bedachtlos, dazu nicht wenig verwöhnt, ließ er sich gehen, ohne zu überlegen, wie weit er gehen durfte. Es war kein gemein ausgesonnener Plan, den er verfolgte, dazu war er zu jung und im Ganzen zu unverdorben, er fühlte sich eben fortgerissen durch eine aufkeimende Leidenschaft, die ihn verblendete. In dieser Selbstverblendung hatte er zu wenig Gewicht gelegt auf Veronika's Betragen gegen ihn, hatte er ihrer Ueberlegenheit zu wenig Rechnung getragen. Um so größer war jetzt die Ueberraschung, die Kränkung. Er war auch unzufrieden mit sich selbst, er schämte sich seiner Uebereilung. Allein solche Regungen klärten sich noch nicht bewußt los aus dem wilden Durcheinander seiner Empfindungen, nur die eine, die der Erbitterung, beherrschte ihn im Augenblick vorwiegend.

Er sprang auf, um nach dem Schlosse zu gehen, denn es fing an zu dunkeln. Der ansteigende Weg erschien ihm endlos, beschwerlicher als sonst, und der junge Majoratsherr ließ manchen Fluch halblaut über seine Lippen poltern. In seinem ihm unbehaglichen Zimmer angelangt, fuhr er mit der Reitpeitsche über die auf den Polstern schnarchenden Hunde seines Onkels her, und jagte sie hinaus. Er wollte sich gegen irgend etwas austoben. Er warf den zerrissenen Jagdrock ab, schalt und donnerte nach Licht, nach dem Diener, der ihn noch nicht zu Hause vermuthet hatte. Er war heut der gestrenge Herr, vor dessen Laune Alles

entsetzt durcheinander rannte. Den Damen war beim Abendtische diese Stimmung neu und unbegreiflich. Die Tante wurde stark abgetrumpft. Ulrike, welche fein zu erwiedern wußte, brachte ihn gar in Harnisch. Zum ersten Mal trennten sich die Geschwister in Zwist und Verstimmung.

An andern Morgen war es nicht viel besser. Ulrike suchte einzulenken. „Laß uns bald, laß uns morgen von hier abreisen. Horst!“ sagte sie. „Du fühlst Dich unbehaglich, einsam —“

„Warum nicht gar!“ unterbrach er sie. „Ich habe hier — ich bin verpflichtet auszuharren. Wenn Ihr reisen wollt, so thut es. Ich bleibe.“

Die Damen blieben auch, obgleich das Beisammensein in den nächsten Tagen recht unerquicklich war. Sie sannen nach und überlegten, was denn nach der so glücklich gehobenen Stimmung bei Horst diese Wandlung hervorgebracht haben könne, und die Tante erlaubte sich im Stillen einige Kräfte in Bewegung zu setzen, um ihm nachzuspüren.

Horst enthielt sich einige Tage des Besuches im Försterhause. Freilich schweifte er in der Nähe umher, und suchte nach einem Standpunkte, um es aus der Ferne zu erblicken. Es zog ihn mächtig immer nach dem einen Ziele. Alle seine Wege schienen ihn unwillkürlich dahin zu führen, und doch mischte sich noch Unwillen und ein ihm selbst unbegreifliches Gefühl des

Widerstrebens in den Wunsch, die gewohnte Schwelle wieder zu betreten. Denn ein Verbot hatte Veronika von ihrer Seite ausgesprochen, wenn sie gleich es für ihren Vater nicht konnte. — Unschlüssig, zerstreut, haltlos ging Horst umher. Einmal schon stand er dicht vor dem Hause, und ballte die Faust wie im Trotze gegen sich selbst, und machte Kehrt, um sich dann um so verstimmter und ärgerlicher zu fühlen. — Das ging nicht länger so. Er war der Gutsherr, er hatte das Recht, zu jeder Stunde bei seinem Förster vorzusprechen, zumal wenn er eine wirthschaftliche Frage für ihn hatte. Und eine solche brachte ein glücklicher Zufall ihm wirklich. Fast mit erleichtertem Herzen eilte Horst den Pfad hinunter. Sein Herz klopfte, als er sich dem Gehöft näherte. War es freudige, war es ängstigende Erwartung, die ihn erfüllte? Er begriff sich selbst nicht, ein solcher Zustand war ihm an sich verwirrend neu.

Da plötzlich ein jäh aufheulendes Gebell, mit wüthenden Sätzen springt Wächter aus dem Gehöft auf ihn los, um den Gast, wie schon einmal, mit seinen Zähnen anzugreifen. Kein Zuruf hilft, keine Abwehr mit beiden Händen, das brüllende Thier scheint von Tobsucht befallen. Zwei Knechte eilen herbei, mit Mühe gelingt es, den Hund festzuhalten und an die Kette zu legen.

Wenig angemuthet durch diesen Empfang, betritt Horst das Haus. Der Förster ist nicht daheim. Aber

die Thür des Wohnzimmers öffnet sich, eine weibliche Gestalt steht auf der Schwelle — sie knixt und hat eine große Haube mit gelbem Bande auf. Der Eintretende prallt zurück.

„Vermuthlich der Herr Graf, der uns die Ehre giebt?“ fragt die unbekannte alte Dame mit einem neuen, sehr verbindlichen Knix.

Der Gast ist im Augenblick so betreten, daß er den Gegengruß fast versäumt. Er sieht sich forschend und verwirrt im Zimmer um. Die Dame bietet ihm einen Stuhl und wiederholt, daß der Förster in Geschäften ausgegangen. Sie stellt sich ihm als die Schwester des Försters vor, erzählt, daß ihr Mann Postmeister in der Stadt gewesen, und daß sie jetzt als Wittwe daselbst lebe. Da ihre Töchter verheirathet seien, könne sie leicht abkommen, zumal sie sich, Gott sei Dank, einer noch rüstigen Gesundheit erfreue, und so sei sie immer bereit, auch einmal in der Wirthschaft des Bruders nach dem Rechten zu sehen, wenn es nöthig werde. Die Veronika sei zwar eine ganz tüchtige Wirthschafterin, allein das gute Kind müsse auch manchmal eine Erholung haben. Indessen habe sie, die Frau Postmeisterin, nicht die Absicht, für immer in dem Hause des Bruders sich niederzulassen, obgleich viele Leute nichts natürlicher fänden, als dies, da sie ja Beide verwittwet seien. Allein, einmal sei es ihr doch wünschenswerther, in der Nähe ihrer eigenen Kinder in der

Stadt zu leben, andererseits aber sei sie, Gott sei Dank, so günstig gestellt, daß sie allein und selbständig, und aus Noth mit Niemand zusammen zu wohnen brauche. Und überdies gehe ihr nichts über die Selbständigkeit, zumal wenn man so lange daran gewöhnt gewesen —" und so weiter.

Der Graf sah sich ungeduldig um, er hörte schon lange nicht mehr zu. Er scheute sich, nach der Tochter des Hauses zu fragen, und dennoch brach die Frage plötzlich von seinen Lippen.

„Deshalb bin ich ja eben hier!" rief die Dame. „Veronika ist zu einem Familienfeste in der Stadt. Der Geburtstag meiner Schwägerin, der Frau Doctorin, wird immer gefeiert, und man hat das liebe Mädchen gern dabei. Und da mein Bruder, der Doctor, und die Frau so sehr wünschten, ihre Nichte einmal etwas länger bei sich zu haben, so machte ich mich nach dem Tage der Feier auf den Weg, um ihre Stelle zu vertreten."

Veronika war fort! Er suchte sie vergebens an der alten Stelle! — Diese Eröffnung und Gewißheit durchzuckte den Gast mit Bestürzung und Schreckgefühl. Sie war nicht weit, aber doch zu entfernt für seine Wünsche, für seine ungeduldige Sehnsucht. Sie war umgeben von Verwandten, es war nicht so leicht mehr zu ihr zu dringen, selbst wenn sie es gestattet hätte. Vor Allem, sie war nicht da, sie war entrückt in dem Augen-

blick, da sein Herz ihr lebhafter entgegenklopfe als jemals. Stumm und starr saß er da, die Blicke in den Boden gebohrt, achtlos gegen die Mittheilungen der gesprächigen Frau Postmeisterin.

Endlich fuhr er auf bei Nennung des theuren Namens. Zerstreut that er eine Frage nach der Familie des Doctors.

„Das erzählte ich ja eben!“ entgegnete der Dame, welche wirklich mit großer Ausführlichkeit alle Punkte, die ihn interessiren konnten, dargelegt hatte. Sie ließ sich's nicht anfechten, daß er erröthete und verlegen wurde, sondern wiederholte gern alles Gesagte, denn es machte ihr ein großes Vergnügen, mit einem jungen Grafen zu sprechen, noch dazu mit einem so hübschen und angenehmen jungen Grafen, um so angenehmer, da er sie reden ließ, was nur immer von ihren Lippen wollte. — Inzwischen sammelte sich Horst doch so weit zur Beobachtung, daß er die Rednerin arglos fand über die eigentlichen Gründe von Veronika's Entfernung. Sicherlich wußte Niemand von der Verwandtschaft, daß sie nur ihm zu entfliehen gesucht hatte. — Bald brach er die Unterhaltung mit der Postmeisterin ab, die ihm lästig wurde, und entfernte sich.

Was thun? Seine Unruhe ward unerträglich. Er schweifte umher mit verworrenen Sinnen, es war ihm gleichgültig, was um ihn vorging, er hörte nichts was man sprach, er wollte nichts hören und sehen. Er hätte

die Welt für einen Blick des Mädchens hingegeben, wäre es auch nur ein Zornesblick!

Tags darauf ließ er früh satteln und ritt thalabwärts. Die Stadt war vom Schlosse für Den, der die näheren Seitenwege nicht kannte, und auf der gewundenen Fahrstraße blieb, doch zwei Stunden entfernt. Der Reiter jagte sein Pferd halb zu Tode — es war ihm gleichgültig, ob es liegen blieb — und sah sich in einer Stunde am Ziele. Das Haus des Doctors war bald erfragt. Horst ritt langsam vorüber, die Augen starr nach den Fenstern gerichtet. Nur ein paar junge Männerköpfe wurden sichtbar, welche die Blicke des Vorüberreitenden prüfend und studentisch herausfordernd erwiederten. Nun war er vorüber — was nun? Hatte Horst seinen Zweck erreicht? Sein Plan ging dahin, einen Besuch bei der Familie zu machen, er hoffte die Flüchtige zu sehen. Jetzt war ihm zu Muthe, wie einem Knaben, der zum ersten Mal in einen Nachbargarten steigen will, um einen Apfel zu stehlen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen — er ritt vorüber.

Das übermäßig angestrengte Pferd fing an zu hinken, er mußte ihm eine Rast gönnen. So kehrte er in einem Gasthof ein, und ließ einen Schoppen Wein bringen. Er kostete kaum davon, ging in dem Gastzimmer auf und ab, und dann mit plötzlichem Entschluß hinaus durch die Straßen. War es denn nicht mög-

lich, daß sie ihm begegnete? — Eine Stunde verging unter vergeblichem Umherspähen. Da richteten sich seine Schritte wieder nach dem Hause des Doctors. Er hatte die Hand am Klingelzuge, die Glocke gellte durch denn Corridor des alten Gebäudes. Eine Magd öffnete. Er fragte, ob die Familie zu Hause — seinen Namen nannte er nicht. Aber ach! er fand das Haus leer. Vor einer Viertelstunde war die Gesellschaft zu einer Landpartie auf den ganzen Tag abgefahren! Der Herr Doctor selbst sei zwar in der Stadt, aber nicht zu Hause, vielleicht fahre er der Familie gegen Abend nach. — Enttäuscht schritt Horst nach dem Gasthause zurück. Er verlebte trübselige Stunden, Stunden des Unmuths, gegen die ganze Welt, gegen sich selbst. Mit Mühe brachte er Abends sein hinkendes Pferd nach Eigelstein zurück.

Was sollte er in seiner verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung beginnen? Die Gegend des Forsthauses war doch wieder sein Ziel. Er suchte den verhängnißvollen Platz auf, wo er Veronika zuletzt gesehen, und saß Stundenlang auf dem Steinsitz, den die Waldschmetterlinge umflatterten. Er schlich sich in den Garten der Försterei, er betrat das Zimmer, wo ihn ihre Nähe einst beglückt, er ließ die Zungengeläufigkeit der durch seinen Besuch geschmeichelten Postmeisterin getrost über sich ergehen. Athmete er doch in den Räumen, die überall die Spuren von Veronika's freund-

lichem Walten verriethen. Dann wieder ging er hinaus in den Wald, pfadlos, absichtslos. So vergingen Tage um Tage.

Einmal begegnete er dem Förster, den er lange nicht gesprochen. Erfreut eilte Horst auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte mit Widerstreben annahm. Er konnte jetzt die wirthschaftliche Frage thun, die er längst aufgespart hatte, und empfing eine knapp gefaßte geschäftliche Antwort. Schweigend ging er darauf neben dem Förster hin. „Lieber Markwart," begann er endlich zögernd, „Sie sind jetzt recht einsam zu Hause? Bleibt Ihre Tochter noch lange in der Stadt?"

Der Alte sah ihn scharf an. „Herr Graf! In Geschäften stehe ich Ihnen pflichtschuldigst Rede, was aber darüber hinausgeht, und was mein Haus betrifft, das ist meine Sache, über die ich jede Auskunft verweigere!" Der Förster wendete sich kurz um, und ging seinen Weg.

Horst hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, aber er verbiß es und verfolgte schweigend und gedemüthigt auch seine Straße — wenn es eine Straße zu nennen war, wie ein Wild durch das Baumrevier, ziellos und zeitlos umher zu irren. — Da plötzlich warf er sich erschöpft auf den Boden, drückte sein glühendes Gesicht in das Moos, und ein Gefühl der Verzweiflung überkam ihn. Er hatte keinen Gedanken als das Mädchen,

im Wachen und im Traume stand sie vor ihm. Er liebte sie mit jeder Regung seines Herzens, er konnte sie nicht mehr entbehren. Und er wußte in dieser Stunde, daß er sie liebte, daß sein ganzes Leben an ihr hing. Es war die erste wahre und schöne Leidenschaft, die ihn ergriffen, sie erfüllte ihn mit einem unnennbaren Gefühl des Glückes und zugleich der Qual. Mit ganzem heiligen Ernst stand dies eine Gefühl jetzt in seiner Seele, von ihm gewichen war alle Leichtfertigkeit und Eitelkeit, er empfand Schreck und Beschämung über sein bisheriges verkehrtes Treiben. Er fühlte sich, obschon gedemüthigt, doch gehoben und gebessert. Wie nichtig und schal erschien ihm, woran er sonst seinen Jugendsinn gehängt, wie inhaltlos sein ganzes Leben! Ein neues Leben stand vor seiner Seele — ganz erfüllt von dem beseligenden Walten Veronika's! Er empfand zum ersten Mal, geläutert von verzweiflungsvollem Schmerze, rein und edel, und eine beglückende Hoffnung beflügelte seine Wünsche.

So erhob er sich rasch. Es war noch Vormittag. Er wollte nach Hause, einen Brief schreiben — einen langen Brief! Was sollte da nicht Alles aus dem übervollen Herzen ausgeschüttet werden! Ein Bote sollte den Brief nach der Stadt tragen, noch heut Abend konnte er in Veronika's Händen sein. Der Gedanke beglückte ihn. Warum hatte er ihn nicht früher ge-

dacht? Er schlug sich vor die Stirn und schalt sich einen Thoren.

Nun sah er sich nach dem Wege um. Wenn er nach dem Schlosse wollte, mußte er an dem Forsthause vorüber. Ja, noch einen Blick dahin, und dann hinauf nach dem alten Schreibtisch seines Oheims, zu dem er heut zum ersten Mal sehnsuchtsvoll und erwartungsvoll stürmte!

Er tritt aus dem Walde. Laute Stimmen, helles Lachen und Rufen schallt in der Nähe. Vor dem Förs=terhause steht ein großer Gesellschaftswagen, umfang=reich genug, um zwanzig Personen fortzutragen. Man steigt eben aus, lauter junges Volk, man begrüßt den Förster und die Postmeisterin mit lärmendem Will=kommen. Und dort — dort! Veronika selbst — ja sie ist es! Vom Entzücken des Wiedersehens fortgerissen, springt Horst herbei. Er möchte sich zu ihren Füßen stürzen, und doch bleibt er in der Entfernung stehen. Allein die Frau Postmeisterin hat ihn bereits entdeckt. „Da ist auch unser Herr Graf!“ ruft sie. „Bitte, wollen Sie mit uns vorlieb nehmen? Unsere Familie aus der Stadt — meine Schwägerin, Frau Doctor Markwart — Herr Graf von Eigelstein —“ so stellte die Dame bereits Eins dem Andern vor.

Horst wendete seine Blicke nur nach der geliebten Gestalt Veronika's, bebend vor dem Empfang, den sie ihm bieten werde. Es überlief ihn eisig. Denn kalt

und gleichgültig, als hätte sie ihn nie gesehen, ließ sie ihren Blick flüchtig an ihm vorüberstreifen, um das Wort an irgend Einen der Gesellschaft zu richten.

Das bunte fröhliche Durcheinander war durch die augenscheinlich nicht ganz willkommene Erscheinung des Grafen etwas gedämpft. Nachdem aber Horst sich zu einem halb verlegenen Gespräch mit der Frau Doctorin gefunden, schien man unbeeinträchtigt wieder zur früheren Heiterkeit zurückgekehrt.

Draußen unter den großen Linden war die lange Mittagstafel bereits gedeckt und mit Blumensträußern geschmückt. Noch eben vertheilte man sich lachend durch den Garten: die Töchter des Doctors und ein paar ihrer Freundinnen; der Sohn und seine Freunde, zum Ferienbesuch von der Universität gekommen; ein paar kleinere Kinder des Hauses dazu; das Alles drehte sich frisch und ausgelassen durch die Gänge. Horst's Augen suchten vergeblich noch Veronika. Sie hatte sich gleich nach der Ankunft wirthschaftlichen Zwecken anheim gegeben, und war mit der Postmeisterin geschäftig, die letzte Hand an die Tafel zu legen. — Da nun Horst keineswegs in der Stimmung war, sich unter die schöne Jugend zu mischen, nahm diese denn auch keine Notiz von dem zerstreuten jungen Herrn, und so blieb diesem die Frau Doctorin und der Förster zur Gesellschaft. Und bald, da der Alte die Beiden verließ, um sich scherzend und neckend zum Mittelpunkt der allerliebsten

Mädchen aus der Stadt zu machen, befand sich Horst mit der Doctorin allein. Er hatte dies nicht zu beklagen, zumal ihm ein Irgendetwas verrieth, daß die Dame durch Veronika eingeweiht sein mußte. Schnell knüpfte sein Herz eine neue Hoffnung an diese Voraussetzung, und begann leichter zu schlagen, da jene in anmuthig gewinnender Form die Unterhaltung mit ihm führte.

Frau Markwart war eine noch hübsche und blühende Erscheinung, trotz erwachsener Söhne und Töchter. Ihr ganzes Wesen graziös, heiter, formgewandt und dabei geistig durchleuchtet. Sie verstand sich auf Beobachtung der Menschen, und wußte klug zu Werke zu gehen, wo es ihr galt, Jemand zu sondiren. In der That war sie und ihr Gatte durch Veronika so halb und halb, — und somit folgerichtig ganz und gar — ins Vertrauen gezogen worden. Wie sie nun über den schlimmen jungen Herrn gedacht haben mochte, jetzt war es ihr nicht unlieb, daß er ihr gleich in den Wurf kam. Hatte sie doch mit raschem Blick erkannt, daß ein ganz Anderer sich in Horst's Wesen ihr darstellte, als sie vermuthet, anstatt eines frechen Zudringlings ein bescheidener und etwas befangener junger Mann. Auch von seiner vortheilhaften Erscheinung war ihr durch Veronika nichts mitgetheilt worden, wie denn überhaupt sie durch die Nichte nur eine ungünstige Schilderung erhalten, die sich durch den Augenschein

gar nicht bestätigen wollte. Und freilich war mit Horst eine Umwandlung vorgegangen. Eine ernste Leidenschaft hatte sein Wesen erschüttert, die bisherige weltlich kecke Zuversichtlichkeit aufgelöst, und ein innerlich bewegtes Leben an ihm kenntlich gemacht. — Die kluge Frau fühlte sich dadurch angesprochen und dachte im Stillen: „Hier ist mehr als ich erwartet, er selbst ein Anderer — entweder geworden, oder ein Anderer, als die Auffassung von ihm gewesen. Wer weiß auch, ob nicht am Ende unsere Nichte eine Neigung zu ihm verbirgt und bekämpft? Wer weiß auch, ob sie nicht seine ernste Neigung mißverstanden hat? Dies wollen wir doch näher ins Auge fassen!“ — So ließ sie in der Unterhaltung einen unbefangenen, anmuthigen Ton walten, wußte ihn reden zu machen und sein Vertrauen zu gewinnen, und nach einer halben Stunde des Umherspazierens erklärte Horst bei sich die Frau Doctorin als die angenehmste und liebenswürdigste Dame, die er noch kennen gelernt.

Man ging zu Tische. Horst erhielt seinen Platz neben Frau Markwart, und Beide schienen nicht unzufrieden damit. Freilich Veronika saß am andern Ende der Tafel, zwischen ihrem studentisch galanten Vetter und dessen Freunden. Es ging da sehr lustig her, trotz ihres ruhigeren Wesens. Sie hatte keinen Blick für den Nachbar ihrer Tante, er schien für sie gar nicht in der Gesellschaft. Auch das übrige Völkchen nahm

kaum Notiz von ihm. Er saß unter den „Alten," er schien sich von der Jugend auszuschließen, was ging er sie weiter an!

Nachmittags wanderte man in den kühleren Wald zum Reifenspiel und andern geselligen Vergnügungen. Horst wußte sich mit seiner „mütterlichen Freundin" von der Gesellschaft abzuzweigen, und da sie wohl merkte, daß ihm eine Mittheilung auf der Seele brannte, gab sie sich seiner Führung hin. So gelangten sie zu jenem Felsensitz, der für den Liebenden eine so traurige Bedeutung gewonnen hatte. Frau Markwart ruhte auf der Steinbank aus, lobte den erquickenden Blick ins Grüne, und betrachtete mit inniger Freude die Waldschmetterlinge, die diese Stelle zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt hatten, während ihr Begleiter stumm und wie geistesabwesend neben ihr saß. „Welch ein köstliches Geschöpf, dieses Pfauenauge!" rief die Dame. „Und förmlich zahm flattern sie um uns Eindringlinge in ihr Revier umher! Man kann die Hand nach ihnen ausstrecken und sie an sich locken — da, komm her — komm her!"

Da fuhr Horst aus seinem inneren Ringen empor, ergriff mit Hast die zu ganz anderem Zweck ausgestreckte Hand seiner Nachbarin, daß diese erschreckt zusammenfuhr, und rief mit vor innerer Bewegung bebender Stimme: „Beste, verehrteste Frau! Sie wissen durch Veronika, was geschehen ist, Sie mußten durch sie eine

schlechte Meinung von mir gewonnen haben, und doch sind Sie gütig und freundlich zu mir! Lassen Sie mich bekennen, daß ich Veronika liebe, daß ich nicht ohne sie leben kann, daß ich zu Grunde gehe, wenn sie mir nicht verzeiht! Daß mein Leben elend, ein schales Nichts wird, ein verachtungswürdiges Dasein, das ich von mir werfe, wenn Veronika nicht mein wird! Ich kann nicht unter ihrem Zorn, unter ihrer Verachtung leben, ich mag nicht verzweifeln — ich — ich —" Seine Stimme erstickte plötzlich, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, gegen den er, von leidenschaftlicher Aufregung förmlich durchschüttelt, vergeblich anzukämpfen suchte.

Auf einen solchen Sturm nicht gefaßt, fast erschreckt über diesen Ausbruch seiner Bewegung, und doch von regster Theilnahme ergriffen, betrachtete ihn Frau Markwart. Er rang nach Fassung, er schämte sich im Innersten dieser Ueberwältigung seiner Natur, und stammelte einmal über das andere: „Verzeihung! Ich kenne mich selbst nicht mehr! Verzeihung!"

Auch die Augen der Dame wurden feucht, sie nahm aufrichtigen Antheil, sie erkannte zugleich mit frohem Erstaunen eine ganze Menschennatur, die sich unter der Wucht einer tiefen und ganzen Leidenschaft vollkommener aussprach, als alle Weltform und die Gesetze des Schicklichen sie hätten zur Erscheinung bringen können. „Ich schätze Sie um so höher um dieses Ausdruckes

Ihrer Bewegung willen, den Sie vielleicht für eine Niederlage halten!" begann sie mit Vertrauen erweckender Freundlichkeit. „Vertrauen jetzt um Vertrauen! Ich war anders über Sie unterrichtet, und Sie mochten Grund gegeben haben zu einer ungünstigen Beurtheilung."

Horst neigte reuevoll das Haupt. „So ist's! Blicke ich auf mein Betragen zurück, so ist mir, als hätte ich die Natur gewechselt. Ich bereue, und kann doch nicht ohne Hoffnung leben!"

„Das lassen wir jetzt!" fuhr Frau Markwart fort. „Sinnen Sie einmal erst nach — ohne sich selbst etwas weis zu machen — hat Ihnen meine Nichte niemals in ihrem Betragen ein wenig Hoffnung gegeben?"

Horst schwieg, er ließ im Fluge jede Situation an sich vorübergehen. Endlich sagte er traurig und mit einem Seufzer: „Niemals!"

„Seltsam! Ich sehe, daß Sie nicht in Illusionen leben, aber dennoch —"

„Als ich noch leichtfertig dahin lebte, wähnte ich aus jedem Wort, jedem Blick, selbst aus ihrer Abweisung zu erkennen, daß ich begünstigt sei. Eitler Thor! Sie behandelte mich wie einen albernen Knaben — wie ich's verdiente. Nein, sie hat mir niemals gezeigt, daß ich ihr werth wäre — niemals!"

„Wirklich seltsam!" sagte die Dame nachsinnend. „Sie ist keine leicht verständliche Natur, so klar und

einfach sie erscheint. Indessen trotzdem, wenn ich die Frauen recht kenne — vielleicht —"

„O theuerste, beste Frau!" rief Horst beglückt, indem er die Hand seiner Nachbarin an die Lippen führte — „Sie wissen —!"

„Nichts, leider gar nichts!" unterbrach sie ihn. „Ich weiß nichts, ich combinire nur erst. Veronika kennt Sie bisher nur wie Sie waren, nicht wie Sie sind — darf ich mit vollem Vertrauen diesen Unterschied machen?"

„So wahr — so wahr ich liebe!"

„Schön, ich will es glauben. Es gilt jetzt, sie von Ihrer Wandlung, von Ihrer wahren Neigung zu überzeugen. Rasch ist da nichts zu gewinnen, und viel kann ich dabei nicht thun. Veronika bleibt nun wieder daheim, aber sie wird es Ihnen nicht leicht machen, allein mit ihr zu sein. Ihr Bruder Ludwig kommt dieser Tage, kann sein schon morgen. Die Tante Postmeisterin bleibt auch noch einige Zeit im Hause — also Geduld, viel Geduld, lieber Graf! Und nun noch eine Frage. Wie stehen Sie mit meinem Neffen Ludwig Markwart!"

Horst schlug die Augen nieder und wünschte sehnlichst, er hätte die Jugendfreundschaft fortgesetzt. „Auch hier hat mein Leichtsinn viel verdorben!" sagte er.

„Veronika giebt viel, sehr viel auf das Urtheil ihres Bruders, lieber Graf, und in der That hat sie allen

Grund dazu. Sie werden vor Allem Ludwig's gute Meinung, seine Freundschaft wieder gewinnen müssen."

„Ich will Alles daran setzen!" rief Horst mit aufrichtigem Gefühl. „Darf ich inzwischen auf Ihre Güte und Freundschaft rechnen? Darf ich Sie in ihrem Hause besuchen?"

„Sie sollen willkommen sein, und werden, denke ich, an meinem Mann einen ganz offenen und verständigen Freund finden. Lassen Sie uns jetzt die Gesellschaft wieder aufsuchen! Es wäre recht schön, wenn Sie sich der heiteren Jugend ein wenig anschließen könnten. Wenn Sie künftig unser Haus besuchen, werden Sie viel fröhliches Treiben finden, und wer in einen fröhlichen Kreis selbst ein frohes Gesicht mitbringt, hat viel gewonnen." — Unter solchen Worten schritt die Frau Doctorin mit ihrem Schützling durch den Wald. Gelächter scholl ihnen entgegen, die Stimme des Försters am lautesten. Man jagte sich um die Bäume, der Alte hatte im Spiel ein junges Mädchen eingefangen, das ihm durch allerlei Seitenbewegungen die Jagd nicht leicht gemacht hatte.

Horst, der sich wie von einer drückenden Last befreit fühlte, trat mit in die Reihen. Veronika war nicht mehr im Kreise, Sie hatte im Stillen mit der Frau Postmeisterin den Heimweg angetreten, um zum Abendimbiß zu rüsten. Trotz ihrer Abwesenheit suchte Horst sich wenigstens äußerlich dem vergnügten Treiben

hinzugeben, und es währte keine Viertelstunde, so gestanden ein paar junge Damen einander, der langweilige Graf sei eigentlich „ganz nett.“ —

Zu allgemeiner Ueberraschung fand man im Forsthause den Doctor Markwart, der noch auf eine Stunde nachgekommen war. Nachdem das Jubelgeschrei des Empfangs vorüber war, machte die Frau Doctorin ihren Mann mit dem Grafen bekannt. Der Doctor stutzte einen Augenblick, allein ein Blick seiner Gattin und das bescheidene Wesen des jungen Mannes schienen ihm vielsagend genug, um ihn nicht kühl abzulehnen. Der Doctor war ein großer, stattlicher Mann, seine Augen ruhten prüfend auf Horst. Sie unterhielten sich eine Weile, besonders über den verstorbenen Oheim des Grafen, den der Doctor recht wohl gekannt hatte. Daran knüpfte Horst die Bitte, auch seinerseits die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

Die späte Ankunft des neuen Gastes zögerte die Gesellschaft noch lange in den Abend hinein, zumal der Doctor, in heiterer Stimmung, auch noch sein Theil an der Landluft haben wollte. Veronika wendete kein Wort an Horst, obgleich es gar nicht den Anschein hatte, als wolle sie ihm geflissentlich aus dem Wege gehen. Als sie einmal eine Schale mit Früchten nahm, um sie nach der andern Seite der Tafel zu tragen, fügte es sich, daß Horst, der diesmal unter den jungen Leuten saß, sie aus ihren Händen empfing. Er ver-

neigte sich und blickte sie forschend an, sie aber beantwortete mit heiterem Gleichmuth eine Frage über den Tisch, die ihre Cousine ihr zugerufen. — Und als die Gesellschaft endlich spät Abends abgefahren war, vermied Veronika auch nicht seine Verabschiedung. Sie erwiederte seine stumme Verbeugung und schien ganz gelassen anzuhören, wie er sich bei der Tante Postmeisterin für die Einladung und den glücklichen Tag in so angenehmer Gesellsaft bedankte.

Mit gemischten Empfindungen machte sich Horst auf den Heimweg. Schmerzlich war ihm die Kälte des Mädchens, die bittere Gleichgültigkeit ihres Betragens, gegenüber seiner reuevollen und immer wachsenden Neigung. Sie zeigte ihm, daß er für sie nicht mehr da war, und doch, sie war wieder da, und mit ihr die Hoffnung, die Zürnende zu versöhnen. — Es ging auf Mitternacht, als er die Thür seines Zimmers öffnete.

Zu seinem Erstaunen fand er seine Schwester Ulrike im Lehnstuhl bei der Lampe sitzen. Sie legte ihr Buch bei Seite und erhob sich.

„Du scheinst mich zu erwarten?“ fragte er.

„Das muß ich, wenn ich Dir eine Stunde abgewinnen will,“ entgegnete sie. „Wir sehen uns nicht mehr des Morgens, Du lässest uns Frauen allein zu Mittag, Du entziehst Dich uns Abends. So muß ich Dir die Nacht ablauern, denn nicht län-

ger mag ich mit mir umhertragen was ich Dir zu sagen habe."

„Ist es so wichtig? Gut, ich bin bereit zu hören."

Ulrike zögerte noch einen Augenblick, es schien, als habe sie Ueberwindung nöthig, um zu beginnen. „Horst!" begann sie darauf vorwurfsvoll, „Du kommst aus der Försterei!"

Er stutzte. „Nun? Was soll's? Ja, ich komme aus der Försterei!"

„Du bist oft, bist täglich bei den Försters leuten —"

„Hast Du mir nachgespürt?" rief er scharf.

„Ich nicht — ich habe mich nie um Deine Wege gekümmert, und halte es unter meiner Würde, fremden Heimlichkeiten nachzugehen. Aber es ist im Hause bekannt, und wir mögen es hören wollen oder nicht — kurz, ich weiß, Du hast — mit dem Mädchen da unten ein Verhältniß angeknüpft!"

Horst fuhr auf, von flammender Röthe übergossen. „Bewahre Deine Zunge, Ulrike! Ich dulde nicht, daß man in diesem Tone von Dingen spricht, die mein Innerstes berühren!"

Sie sah ihn befremdet an. „Die Dein Innerstes berühren? O, lieber Horst, man spricht noch anders davon. Die Dienstleute bereden es unter sich in häßlicher Weise —"

„Wer wagt es?" schrie Horst, bebend vor Zorn. „Wer wagt es? Nenne ihn mir, und ich werde ihm Achtung lehren vor meiner künftigen Gemahlin!"

Ulrike traute ihrem Gehör nicht. Von Schreck ergriffen sank sie auf den Lehnstuhl nieder. „Du willst — die Person —"

„Ulrike! Nicht weiter!" unterbrach er sie, indem er in gesteigerter Wuth ihren Arm faßte. „Wärst Du ein Mann, ich müßte Dich für eine solche Bezeichnung Veronika's niederschießen!"

Die Schwester sah ihn mit Entsetzen an.

„Kennst Du sie?" fuhr er sich mäßigend fort. „Hast Du sie aufgesucht, sie nur gesehen, seit Du hier bist?"

Ulrike schüttelte das Haupt.

„Du dünktest Dich zu gut, das Försterkind, mit dem Du einst spieltest, aufzusuchen. Veronika ist zu stolz, sich Dir aufzudringen. Lerne sie kennen, und Du wirst das reinste, schönste, edelste Geschöpf in ihr finden, ein Mädchen, so reich an Geist, so groß an Charakter, daß — daß ich nicht werth bin, in ihrem Herzen zu leben!"

„Und sie hofft," entgegnete Ulrike, kaum der Worte mächtig, „sie hofft Gräfin von Eigelstein zu werden?"

„O Gott, nein! Davon ist nicht die Rede!" rief Horst mit schmerzlicher Bewegung. „Ich liebe sie, ich bin der Hoffende, während sie mich von sich stößt, mir nicht die kleinste Gunst erweist. Alles, was ich habe, möcht' ich ihr zu Füßen legen mit meinem werthlosen

Selbst, sie lehnt mich kalt ab und bringt mich der Verzweiflung nahe!"

„Horst! Horst! Steht es so? Jedes Deiner Worte ist mir unfaßbar! Du liebst und sie verschmäht Dich! Und so ernst und tief ist Deine Neigung — verzeih' mir, ich wußte ja nicht! — Du gehst schweren Kämpfen entgegen — Du wirst überwinden müssen! Laß uns fort von hier, so bald als möglich laß uns abreisen. So lange Du in ihrer Nähe bist, bleibt Dir der unglückliche Wahn, und Du knüpfest Pläne daran, deren Ausführung unmöglich ist. Gegen eine Gefahr wie diese giebt es keine Rettung, als die Flucht!"

„Du bist sehr im Irrthum," sagte Horst darauf gesammelter. „Es ist kein Wahn, sondern die einzig wahre Regung, die ich in meinem Leben gefühlt, und sie wird dauern so lang ich lebe. Von einer Ueberwindung kann und soll nicht die Rede sein. Ich war ein leichtsinniger Knabe, und taumelte gedankenlos durch den Tag. Durch Leichtfertigkeit habe ich auch jenes Mädchen gequält und beleidigt, aber ein furchtbares Wort von ihr brachte mich zur Besinnung. Ich habe in mir gekämpft und gerungen, und unter Qualen hat die Liebe mich mündig gemacht. Jetzt weiß ich was ich will. Mein Lebensplan ist beschlossen. Veronika muß mein Weib werden. Noch kennt sie mich nur als den ungezogenen Thoren, ich hoffe auf den Tag, wo sie mein Herz ganz erkennen wird. Du

weißt nun, wen Du in dem geliebten Mädchen zu respectiren hast!"

Ulrike hatte sich erhoben und durchmaß das Zimmer in großer Aufregung. Endlich blieb sie vor dem Bruder stehen und sagte mit sehr entschiedener Betonung: „Horst! Es ist nicht möglich!"

Er machte eine abweisende Bewegung. Sie fuhr fort: „Es ist nicht möglich! Du hast andere Pflichten gegen Deine Familie, Dein Haus —"

„Wer ist das?" unterbrach er sie rasch. „Mein Haus bin ich! Außer mir trägst nur Du noch meinen Namen. Die Familie? Ich dächte nicht, daß wir Beide, Du und ich, uns sonst durch allzugroßen Respect ausgezeichnet hätten gegen Alles das, was sonst noch an uns herum hängt!"

„Es ist aber nie vorgekommen," eiferte Ulrike, „daß ein Graf oder eine Gräfin Eigelstein aus dem Bürgerstande geheirathet hätten. Unser Stamm ist rein geblieben —"

Horst lachte in bitterem Hohne hell auf. „Rein, engelrein, untadelhaft! Soll ich sie Dir alle herzählen, alle die reinen Charaktere, die ihr Vermögen vergeudeten und von sich reden machten, was schwer zu vertuschen war?" — Er zählte in Eile ein halbes Dutzend Namen auf, und rief ein Stirnrunzeln und den Ausdruck unwilliger Beschämung in der Schwester Gesicht. — „Ja," fuhr er fort, „es ist ein stolzes Gefühl, alle

diese kostbaren Personen zur Familie rechnen zu dürfen! Und für diese soll ich mich opfern, meine Zukunft in eine leere Formel einsperren, dem Glück entsagen, weil es die Convenienz will?"

„So dachtest Du vor Kurzem noch nicht!" rief Ulrike heftig.

„Nein, so dacht' ich nicht, denn ich war in Vorurtheilen erzogen und kannte nichts Anderes. Seit ich aber gelernt habe, ein Mensch zu sein, ist das vorbei. Nicht ich erweise dem geliebten Mädchen eine Ehre, wenn ich sie zur Gräfin mache, ich werde es für mich als ein ehrendes Glück empfinden, wenn sie trotz meiner Fehler mich zum Gatten nehmen will. Die Tochter meines Försters ist besser, nobler, vornehmer als zwanzig Gräfinnen von Eigelstein!"

„Horst, Horst — um Gotteswillen! Laß außer mir Niemand solche Gesinnung hören! Du bist nicht wieder zu erkennen! Aber, gesetzt Du heirathest Veronika — was würde man bei Hofe sagen? Was bei Deinem Regimente? Deine Carrière, Deine Stellung in der Gesellschaft wäre vernichtet. Und wie soll ich vertreten —"

„Liebe Schwester," unterbrach er sie, „darüber keine Sorgen zur Unzeit! Was den Hof betrifft, so — brauche ich ja nicht wieder hinzugehen, denn wir werden uns doch eingestehen müssen, daß wir bisher da nur geduldet waren. Will die Gesellschaft die Nase

rümpfen über meine Wahl, nun — Du weißt, sie rümpft die Nase über Alles — so kann ich sie auch entbehren. Oder — aufrichtig! — war die gute Gesellschaft, in der wir lebten, wohl die beste Gesellschaft? Denk' an so manches unserer früheren Gespräche! Es giebt auch sonst noch Menschen, und ich bin Herr meines Willens, glücklicherweise sogar seit des Onkels Tode Herr meiner Verhältnisse. Ich will mir ein selbständiges Leben bauen. So viel von mir. Was Dich betrifft — ja liebe Ulrike, da muß ich Dir den Weg offen lassen, ob Du mit mir, ob Du da leben willst, wo ich vielleicht nicht mehr zu finden sein werde!"

„Sprich nicht so, Horst! Sprich nicht so!" schluchzte Ulrike. Sie hatte ihr Gesicht in das Taschentuch geborgen und war in äußerster Bewegung. Plötzlich sprang sie auf und umarmte den Bruder mit Heftigkeit. „Gute Nacht! Wir reden morgen weiter davon. Was Dich beglückt, soll auch mich beglücken — wenn Du Ernst und Kraft hast, es fest zu halten. Ach, hätte ich früher gewußt — doch — gute Nacht für heut!" Sie machte sich aus seinen Armen los, und eilte hastig aus dem Zimmer.

Horst ging noch lange in der Stube auf und nieder. Erst im Gespräch mit der Schwester war eigentlich sein eigenes Wollen zum Durchbruch gekommen, der Moment, der ihn herausforderte, machte ihn klar über seine Lebenspläne. Diese aber standen nun in ihm

fest. Er war trotz aller angelernten Lebensformen eine unentwickelte Natur gewesen, die letzten Erfahrungen hatten ihn schnell gereift. — Nachdem er lange umhergeschritten, nahm er plötzlich Feder und Papier, um an Veronika zu schreiben. Aber zu aufgeregt, zu wenig geübt für das, was in ihm wogte und arbeitete, schon einen geläufigen Ausdruck zu finden, zerriß er das Blatt wieder. Er setzte sich an das geöffnete Fenster. Schwarz lag die tannendunkle Finsterniß um das Haus, aber der frische Hauch der Nacht, der durch die Wipfel summte, sagte ihm, daß er in der Nähe der Geliebten wachte.

Und während er wachte und träumte, saß auch die Schwester schlummerlos am Fenster ihres Zimmers. Ulrike ließ in der Bewegung ihres Herzens Vergangenheit und Gegenwart an sich vorüber gehen. Sie hatte sich einst zur Ueberwindung gezwungen, weil sie das Recht ihrer Standesvorurtheile über das Recht ihrer persönlichen Wünsche setzte, weil sie die Grundsätze ihres Bruders zu kennen glaubte, Grundsätze, die überhaupt die Schranken ihres bisherigen Lebens gebildet hatten. Und nun sprach Horst aus, was sie glaubte längst überwunden zu haben, nun wollte er sich ein Leben bauen, wie auch sie es einst geträumt, ein Glück, das sie dahingegeben, gegen das sie sich durch Trotz, weltliche Zerstreuung, durch das Gebot des Verstandes gestählt hatte. War dieses Glück jetzt noch

wieder zu finden? Es stand hart neben dem ihres Bruders. Oder war es verscherzt für immer? — Ulrike durchwachte die Nacht. Erst mit Sonnenaufgang kam ein flüchtiger Schlummer über sie. Und als sie erwachte, stand zugleich ein Plan vor ihrer Seele. Rasch kleidete sie sich an, nahm einen leichten Sommerüberwurf und ihren Sonnenschirm, um in den Wald hinunter zu eilen. Es war sieben Uhr Morgens. Das Kammermädchen sah ihr mit Erstaunen nach.

Nicht lange darauf fragte Horst nach der Schwester, — mit Frau von Trutzleben hatte er keine Lust, sich jetzt in ein Gespräch einzulassen. Als er erfuhr, daß Ulrike ausgegangen, wußte er auch schon, wohin sie ihren Weg genommen, und segnete sie dafür. — Er ließ satteln, denn im Hause hielt es ihn nicht. Sein Weg ging nach der Stadt, um im Hause des Doctor Markwart seine Aufwartung zu machen. Dort konnte er mit der Hausfrau doch von Veronika reden! —

Ulrike entsann sich des nächsten Wegs nach der Försterei noch von Alters her, so fand sie sich bald zurecht. Es war ihr auf diesem Gange etwas peinlich, daß sie sich erst heut dazu verstanden. Nun galt es erst wieder anzuknüpfen, eine Entfremdung zu überwinden, während ihr Herz doch voll war, und sie gern gleich in ein ausgiebig vertrauliches Gespräch hinein gestürmt wäre. Noch bis gestern Abend hatte sie sich in die übelste Meinung über Veronika hinein gezürnt,

das aber war durch des Bruders Eröffnungen verflogen, sie bereute, sie schalt sich selbst. Die Gestalt eines Mannes, den sie schätzte, der ihr seit gestern wieder innerlich näher getreten war, hatte die ganze Nacht über mit vorwurfsvoller Miene vor ihrer Seele gestanden, und jagte sie jetzt förmlich hinunter, damit sie ein bitteres Unrecht gut zu machen suche.

Die erste Person, welche Ulriken im Forsthause begegnete, war freilich die Tante Postmeisterin. Diese fand des Knixens kein Ende, und noch weniger der Worte über die hohe Ehre, die gnädige Gräfin unter dem Dache des Bruders begrüßen zu dürfen. Bald kam auch Veronika. Wenn die Gräfin bereits gestimmt war, gut von Veronika zu denken, so that nun die Erscheinung des jungen Mädchens das Ihre, um sie völlig für sich einzunehmen. So viel Anmuth, vornehme Haltung und schönes Maß des Betragens hatte Ulrike nicht erwartet. In ihrer Freude ward es ihr nicht schwer, den liebenswürdigen Gast zu spielen, und die Erfrischungen, welche die Tante herbeibrachte, gefällig anzunehmen. Veronika witterte eine Absicht, und hielt sich vorsichtig, gemessen, nicht im Geringsten zuvorkommend.

Bald schien es der Gräfin Zeit, sich der Postmeisterin zu entledigen. Sie nahm Veronika's Arm, um, wie sie sagte, sich von ihr nach den alten Spielplätzen ihrer Kindheit führen zu lassen.

Die jungen Mädchen gingen hinaus, Ulrike schien zu eilen, daß sie nur bald aus dem Bereich des Hauses und mit Veronika allein wäre. Die Gräfin war gesprächig, wortreich, sogar herzlich; ihre Begleiterin auch jetzt ruhig, zurückhaltend, abwartend. Die Weltdame und die Tochter des Försters schienen die, nach der gewöhnlichen Meinung der Welt, ihnen zukommenden Rollen getauscht zu haben. Ulrike konnte sichtlich den Augenblick kaum erwarten, wo eine Mittheilung über ihre Lippen sollte. Und als Beide endlich auf einem schattigen Waldsitze Platz genommen hatten, ergriff die Gräfin mit einer gewissen Hast Veronika's Hand und sagte: „Veronika, meine alte Freundin! Ich mag es nicht länger verschweigen, ich weiß Alles, ich bin im Geheimniß meines Bruders. Horst liebt Sie mit ganzer Leidenschaft, er leidet im Innersten unter der Sorge, daß Sie seine Liebe nicht erwiedern!"

Veronika zuckte zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Ihr Mißtrauen hatte an den Besuch der Gräfin ganz andere Gedankenverbindungen geknüpft, in welchen Horst gar keine Rolle spielte. Daß dieser sich seiner Schwester mitgetheilt haben könne, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Denn was war da mitzutheilen, als Albernheiten, bis zur empörendsten Ungezogenheit! Sie kannte ihn bisher nur in seiner Leichtfertigkeit, von seiner Umwandlung wußte sie nichts, und so war das Bekenntniß seiner Liebe so überraschend

als möglich. — „Das ist mir, nach des Grafen bisherigem Betragen gegen mich, so neu," entgegnete sie, „daß ich ihm nur Befremdung und Unglauben entgegensetzen kann."

„Befremdung?" fragte Ulrike. „Aber Sie müssen es doch längst wissen. Er hat Ihnen seine Liebe ja doch gestanden!"

„Nicht daß ich wüßte! Es ist von dergleichen nie zwischen uns die Rede gewesen."

„Veronika — ich begreife nicht — er hätte Ihnen noch nicht eröffnet, daß seine ganze Seele —?"

„Niemals, Gräfin! Niemals!"

„Aber das ist doch seltsam! Horst hat mir doch klar und bündig ausgesprochen, er wolle Sie heirathen —"

Das war ein unglückliches Wort. Veronika fuhr stolz auf, und ihre Züge belebten sich mit dem Ausdruck lächelnden Hohns. — „Diese Ehre hätte er mir zugedacht?" sagte sie kalt. „Lassen Sie sich nicht täuschen, Gräfin! Der Graf macht Ihnen etwas weis. Wirklich er treibt seine Scherze etwas weit!"

Ulrike war sehr verwundert. „Sie sprechen in einem Ton der Kälte, Veronika, den ich nicht begreife, zumal wenn ich mir die warme Empfindung meines Bruders vergegenwärtige. Es muß doch eine Beziehung zwischen Ihnen gewesen sein —"

„Keine, welche zu der Vermuthung berechtigte, daß er die Tochter seines Försters zu heirathen denke!"

„Sie lassen mich fühlen, Veronika, daß dies Wort Sie beleidigt! Ich finde keinen sichtbaren Zusammenhang —"

„Es beleidigt mich, Gräfin — ja, es beleidigt mich!" rief Veronika, und in ihren Augen sammelte sich der ganze Groll und Stolz ihres Herzens. „Meint der Graf, ein Mädchen meines Standes sei nur so von der Stelle weg zu heirathen? In Märchen und Romanen kommt es wohl vor, daß ein Graf nur zu winken braucht, und das Försterskind nimmt ihn ohne Frage, wie er da ist. Die Wirklichkeit möge Ihren Bruder eines Anderen belehren! Wenn er nach seinem Betragen gegen mich, das ihm den Ausdruck meiner Verachtung zu hören gegeben hat, wenn er mir da noch sagen lassen kann, daß er mich heirathen wolle —"

„Er läßt Ihnen nichts sagen," unterbrach die Gräfin sie erstaunt und unwillig, „ich sprach auf meine eigene Gefahr!"

„Gleichviel, es bleibt ein beleidigendes Wort! Wenn man ein Mädchen so behandelt, wie er mich, dann hat man nie daran gedacht, ihm seine Hand anzutragen, und ist von Sinnen, wenn man annimmt, dies Mädchen könne noch an eine wahre Neigung glauben. Oder soll in der Versicherung, daß er mich für seine Thorheit heirathen wolle, eine Ehrenerklärung liegen, in der sichern Voraussetzung, daß ich vernünftig genug denke, seine Hand auszuschlagen? Ist es so, dann bringen

Sie ihm die Versicherung zurück, daß ich in der That auf diese Ehre verzichte!"

Ulrike blieb schweigend, aber mit laut pochendem Herzen, unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen Entgegnung. Auch Veronika schwieg, und Beide saßen geraume Zeit neben einander, den Boden vor sich anstarrend.

„Es war mir unbekannt," begann die Gräfin darauf, „daß mein Bruder in seinem Betragen gegen Sie eine Schuld auf dem Gewissen hat. Ich denke nicht daran, ihr nachzuforschen. Was ich aber aus seinen Geständnissen höre, ist eine ernste Neigung, viel zu ernst und zu tief, um ohne erschütternde Kämpfe abgethan zu werden."

„Er hat die Kämpfe mir nicht erspart," rief Veronika, „er mag die seinen tragen!"

Wieder eine lange Pause. Von fern grollte ein Wetter herauf, das der heiße Morgen gelockt hatte. Die beiden Mädchen achteten nicht darauf. — „Sie geben damit zu," meinte Ulrike, „daß für meinen Bruder innere Kämpfe möglich seien. Und so ist es. Er wird sehr unglücklich sein, denn seine Liebe ist aufrichtig. In seinen Hoffnungen lebten Sie bereits als die künftige Gräfin von Eigelstein —"

„Das sind Träume, über die er künftig lachen wird, und Sie selbst, Gräfin, werden dieselben dann ebenso lächerlich finden! Es wäre schlimm für den Grafen, wenn er sich so jung zu einer Mißheirath verirrte, und

ich bin zu stolz, um jemals einem gräflichen Hause als die nur Geduldete oder nicht Anerkannte anzugehören. Dieser Stolz bürgt Ihnen dafür, daß in dem Hause Eigelstein niemals eine bürgerliche Hausfrau schalten wird, deren Eindringen das Unglück des Hauses wäre, nach dem Urtheil der Welt."

„Das wäre doch zu überwinden," sagte Ulrike nach einer Weile. Und dann in rascherem Tone begann sie: „Veronika — wir wollen es heute lassen! Ich bin Ihnen schwesterlich entgegengekommen —"

„Das fühle ich tief und dankbar, liebe Gräfin, und empfinde es zugleich bitter, hinter Ihrer Herzlichkeit so weit zurückbleiben zu müssen. Forschen Sie nicht weiter, und lassen Sie uns niemals wieder berühren, was wir heute besprochen! Niemals! Haben Sie Einfluß auf Ihren Bruder, dann suchen Sie ihn bald von hier und in seine früheren Verhältnisse zurück zu schaffen. Dort mag er vergessen — wenn er etwas zu vergessen hat. Ich wünsche ihn nicht mehr zu sehen, noch mit Ihnen über ihn zu sprechen."

Beide Mädchen hatten sich erhoben und schritten schweigend, aber innerlich erregt, auf dem Waldwege neben einander hin. Veronika konnte ein Gefühl der Erbitterung schwer bewältigen, Ulrike war verstimmt, sie war es gegen den Bruder, der ihr eine Schuld verheimlicht, sie war es gegen sich selbst, daß sie zu rasch, zu offen gegen Veronika herausgegangen,

sie fühlte sich zudem durch den Stolz ihrer Gefährtin, durch deren Zurückweisen ihres Vertrauens verletzt. So kamen Beide in die Nähe des Forsthauses. Ulrike wünschte nicht noch einmal einzutreten. „Leben Sie wohl, Veronika!“ rief sie schnell. „Wir haben einander heut wohl nichts mehr zu sagen!“ — „Ich danke Ihnen dennoch, Gräfin,“ entgegnete Veronika, und wollte noch ein freundliches Wort hinzufügen. Allein schon hatte sich Ulrike gewendet, und eilte rasch dem Heimwege zu.

In ihrer Aufregung gab sie auf den Weg nicht acht und gerieth auf einen Pfad, der sie durch sein Ansteigen täuschte, und sie in eine falsche Richtung führte. Sie wurde dessen erst gewahr, als ein starker Blitz und Donnerschlag sie aus ihren Gedanken weckte. Umkehren mochte sie nicht. Sie mußte nach ihrer Meinung dem Schlosse bereits näher sein als der Försterei. In diesem Irrthum schritt sie fort. Inzwischen hatte sich der Himmel schwarz umwölkt, und bald herrschte in dem Tannendickicht eine völlige Nacht. Ueber die Wipfel sausten gewaltige Windstöße, trockene Aeste krachten, und bald prasselte Hagel und Regenguß breit und ausgiebig nieder. Die Gräfin, doch etwas geängstigt durch die Macht des Wetters, suchte sich unter den Zweigen zu halten, aber auch von dort wurde sie vertrieben, denn wie eine Traufe lief die Regenfluth von den Aesten des Nadelholzes nieder.

Zugleich mußte sie bemerken, daß das Wasser wie ein Bach an ihren Füßen dahin floß, und sie sich somit auf einem wieder absteigenden Wege befand. Es war eine rathlose Lage. Ihr leichtes Schuhwerk war längst durchweicht, ihre luftige Sommerkleidung durch Näße und Gestrüpp verunstaltet, ihr Sonnenschirm im Dickicht verloren gegangen. Sie suchte nicht darnach, sie ließ die Fetzen ihres Gewandes achtlos an den Dornen haften, sie bebte entsetzt zusammen vor den Blitzen und weit durch die Berge aushallenden Donnerschlägen. Aber dennoch war sie fortgeschritten, da sich nirgends ein Schutz hatte finden lassen. Und jetzt stand sie endlich am Ausgange des Pfades, der in die breite Fahrstraße mündete. Unter der Kuppel einer mächtigen Baumgruppe fand sie hier ein Obdach, freilich zu spät, um der Gefahr des strömenden Regens zu entgehen. Aber sie mußte ausharren, denn die Richtung schien ihr völlig verloren.

Da kam ein Wagen die Straße daher. Sie schwankte, ob sie fremde Hülfe anrufen sollte. Ein Herr blickte aus dem Schlage, und Ulrike, im Gefühl ihrer völlig verwahrlosten Toilette trat hinter den Stamm zurück. Plötzlich gebot der Herr dem Kutscher zu halten, sprang mit einem Regenschirm aus dem Wagen, und eilte auf die Hülflose zu. „Gräfin Ulrike!“ rief er. „Diesem Wetter waren Sie ausgesetzt — und ohne Begleitung?“ Schon hielt er den Schirm über sie, und bot ihr den Arm.

Ulrike fühlte, daß die Ueberraschung sie fast lähmte, als sie diese bekannte und hier völlig unerwartete Stimme vernahm. Ihr Schreck war groß, aber etwas von freudiger Zuversicht kam zugleich über sie. „Gestatten Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schlosse geleite?" fuhr der Herr fort, indem er dem Kutscher umzuwenden gebot.

„Ich bin in der Lage, Ihre Hülfe annehmen zu müssen, Herr Forstrath," sagte Ulrike, in deren Stimme der Schreck noch zitterte, „Sie verpflichten mich sehr!"

Sie nahm den Arm ihres Retters, der ihr in den Wagen half, ließ sich einen Mantel, eine Decke gefallen, wodurch er sie zu schützen suchte, sie hörte mit Beben die Worte seiner freundlichen und angelegentlichen Sorge um sie. Es hätte in Ulrikens Charakter gelegen, eine Situation, wie die ihrige, unter gleichgültigeren Umständen von der heiteren Seite zu nehmen, und wirklich machte sie einen Versuch dazu, der jedoch beinahe in sein Gegentheil umschlug. Denn die Thränen standen ihr näher als das Lachen. Das Gespräch mit Veronika wirkte in ihr nach, die unerhörte Situation, jetzt an der Seite dieses Mannes zu sitzen, des Bruders jenes Mädchens, machte sich in ihrem Gemüth geltend. Die Sprache versagte ihr mehr und mehr. Der Forstrath achtete rücksichtsvoll ihr Verstummen, und begann erst in der Nähe des Schlosses wieder ein gleichgültiges Gespräch. Man hielt endlich, Ulrike ließ

sich aus dem Wagen helfen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Retter zum Bleiben einzuladen, zumal sie bei dem nöthigen Wechsel ihrer Kleidung ihm nicht hätte Gesellschaft leisten können. Ich danke Ihnen, Herr Forstrath," sagte sie. „Mein Bruder wird nicht verfehlen —"

Ein entsetzliches Geschrei im Hausflur unterbrach sie, denn Frau von Trutzleben und das Kammermädchen wollten bei dem Anblick des Zustandes der Toilette Ulrikens schier in Krämpfe fallen. Sie eilte mit einem raschen Gruß in's Haus. Der Forstrath entgegnete ihn eben so rasch, und ließ den Kutscher in Eile vom Hofe fahren. Der Regen hatte sich gemäßigt, bald flogen nur noch zerrissene Wolkenfetzen als Nachzügler durch die Luft. —

Horst kam auch heut nicht zu Tische. Er hatte die Einladung der Frau Doctorin gern angenommen, hatte seinen ersten Besuch bei der Familie in der Stadt gleich möglichst ausgedehnt, und war bis zum Abend zu Gast geblieben. Es waren heitere Stunden, die er verlebte, soweit sein Gemüth sich zur Heiterkeit stimmen ließ. Genügte es ihm doch schon, daß er sich unter Veronika's Angehörigen befand, und die Rede von Zeit zu Zeit auf sie kam. — Es war gegen zehn Uhr, als er heimkehrte. Dießmal wußte ihn Frau von Trutzleben noch zu erwischen, und ihm im Zimmer der Damen das haarsträubende Abenteuer Ulrikens zu erzählen.

Ulrike fühlte, daß die Ueberraschung sie fast lähmte, als sie diese bekannte und hier völlig unerwartete Stimme vernahm. Ihr Schreck war groß, aber etwas von freudiger Zuversicht kam zugleich über sie. „Gestatten Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schlosse geleite?“ fuhr der Herr fort, indem er dem Kutscher umzuwenden gebot.

„Ich bin in der Lage, Ihre Hülfe annehmen zu müssen, Herr Forstrath,“ sagte Ulrike, in deren Stimme der Schreck noch zitterte, „Sie verpflichten mich sehr!“

Sie nahm den Arm ihres Retters, der ihr in den Wagen half, ließ sich einen Mantel, eine Decke gefallen, wodurch er sie zu schützen suchte, sie hörte mit Beben die Worte seiner freundlichen und angelegentlichen Sorge um sie. Es hätte in Ulrikens Charakter gelegen, eine Situation, wie die ihrige, unter gleichgültigeren Umständen von der heiteren Seite zu nehmen, und wirklich machte sie einen Versuch dazu, der jedoch beinahe in sein Gegentheil umschlug. Denn die Thränen standen ihr näher als das Lachen. Das Gespräch mit Veronika wirkte in ihr nach, die unerhörte Situation, jetzt an der Seite dieses Mannes zu sitzen, des Bruders jenes Mädchens, machte sich in ihrem Gemüth geltend. Die Sprache versagte ihr mehr und mehr. Der Forstrath achtete rücksichtsvoll ihr Verstummen, und begann erst in der Nähe des Schlosses wieder ein gleichgültiges Gespräch. Man hielt endlich, Ulrike ließ

sich aus dem Wagen helfen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Retter zum Bleiben einzuladen, zumal sie bei dem nöthigen Wechsel ihrer Kleidung ihm nicht hätte Gesellschaft leisten können. Ich danke Ihnen, Herr Forstrath," sagte sie. „Mein Bruder wird nicht verfehlen —"

Ein entsetzliches Geschrei im Hausflur unterbrach sie, denn Frau von Trutzleben und das Kammermädchen wollten bei dem Anblick des Zustandes der Toilette Ulrikens schier in Krämpfe fallen. Sie eilte mit einem raschen Gruß in's Haus. Der Forstrath entgegnete ihn eben so rasch, und ließ den Kutscher in Eile vom Hofe fahren. Der Regen hatte sich gemäßigt, bald flogen nur noch zerrissene Wolkenfetzen als Nachzügler durch die Luft. —

Horst kam auch heut nicht zu Tische. Er hatte die Einladung der Frau Doctorin gern angenommen, hatte seinen ersten Besuch bei der Familie in der Stadt gleich möglichst ausgedehnt, und war bis zum Abend zu Gast geblieben. Es waren heitere Stunden, die er verlebte, soweit sein Gemüth sich zur Heiterkeit stimmen ließ. Genügte es ihm doch schon, daß er sich unter Veronika's Angehörigen befand, und die Rede von Zeit zu Zeit auf sie kam. — Es war gegen zehn Uhr, als er heimkehrte. Dießmal wußte ihn Frau von Trutzleben noch zu erwischen, und ihm im Zimmer der Damen das haarsträubende Abenteuer Ulrikens zu erzählen.

Sie that es mit einer Art von Vorwurf gegen Horst, als müsse er, gegen den sie viel auf dem Herzen hatte, auch hieran schuld sein. Freilich wußte sie nicht, daß Ulrike bei Veronika gewesen, da erstere nur von einer „Waldpromenade" gesprochen, bei der sie das Gewitter überfallen habe. Gleichwohl hatte Frau von Trutzleben nicht übel Lust, einige schnöde Bemerkungen über seine Besuche im Forsthause einfließen zu lassen, obgleich ihr Horst niemals ein Recht zugestanden, über seine persönlichen Verhältnisse ein Wort zu verlieren. Ulrike, welche die Absicht der Tante witterte, wußte vorzubeugen.

Als sich die Dame endlich zur Ruhe begeben, begann die Schwester: „Horst, hast Du gewußt, daß Veronika's Bruder zum Besuch hier eintreffen werde?"

„Allerdings, sie sprach davon."

„Warum sagtest Du mir nichts darüber?"

Horst hatte in diesem Punkte nichts verhehlt, er hatte es nur eben vergessen, da er nicht ahnte, daß die Schwester ein Interesse dabei haben könne. Ueberdieß war ja bis gestern seine ganze Beziehung zum Forsthause sein Geheimniß gewesen. „Und nun gar gestern Abend," schloß er, „was ging mich da der Forstrath an? Ich konnte nur von ihr allein sprechen. Aber es scheint, als sei Dir seine plötzliche Ankunft unangenehm — warum? Ich begrüße sie eigentlich mit Freuden —"

Ulrike unterbrach ihn schnell: „Gieb Dich nicht gar

zu hochfliegenden Hoffnungen hin! Du hast mir die Gründe verheimlicht, warum Veronika sich mit Kälte von Dir abwendet."

Eine dunkle Röthe der Beschämung übergoß Horst's Gesicht. „Du warst bei ihr, Ulrike?" begann er kleinlaut und erwartungsvoll.

„Ich hätte Grund es zu bereuen," entgegnete die Gräfin mißmuthig. „Dies Mädchen dünkt sich viel zu schade, um sich zu der unglücklichen Stellung einer Gräfin von Eigelstein herzugeben! Wir dürfen kaum hinaufsehen zu der stolzen, bürgerlichen Försterfamilie!" Ulrike sprach es mit bitterem Hohn, aber dennoch war jetzt das Erröthen an ihr. Ihr Gewissen strafte sie selbst. Sie erhob sich, und schritt einmal durch das Zimmer. Dann blieb sie vor dem Bruder stehen und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Horst," sagte sie ernst, „wir selbst tragen die Schuld, wenn Veronika und ihre Familie uns kalt von sich weisen."

Horst neigte einverstanden das Haupt. „Ich trage die Schuld allein," entgegnete er, „Du nicht."

„Ich auch — und vielleicht kennt Veronika die meinige, und ließ sie mich entgelten."

„Du, Ulrike? Wie ist es möglich?"

„Du wirst es einst erfahren. Heut nichts mehr! Ich fühle mich erschöpft. Gute Nacht!" — —

Eine glücklichere Stimmung herrschte an diesem Abend in der Försterei. Der Sohn des Hauses, der

Stolz der Familie, war eingetroffen. Der Alte hörte ihn mit Genugthuung reden, die Postmeisterin wußte sich zwischen dem Familienzimmer und der Küche, in der sie heute besondere Künste zu entfalten suchte, nur mit Eifersucht zu theilen, und Veronika saß an der Seite des Bruders, ihre Hand in der seinen, und hatte ein Gefühl der inneren Beruhigung und der Sicherheit, wie sie es lange nicht empfunden. Zuweilen aber sah der Bruder sie doch leise fragend an, als ob er irgend einen alten Zug in ihrem Antlitze vermisse, und wenn er dann liebevoll die Hand an ihren Scheitel legte und sanft an dem Oval ihres Gesichtes hinab strich, dann sah sie ihn zwar mit aller Herzlichkeit an, mußte die Augen aber doch, wie in leiser Verwirrung, wieder senken. Der Alte aber wurde gesprächiger, eine Flasche des guten Weins, welchen Ludwig mitgebracht hatte, erhöhte seine vergnügte Stimmung. Noch spät in das Dunkel hinein saß die Familie unter dem Dach der breitästigen Linden, die den Platz vor dem Regenschauer geschützt hatten, und genoß die Kühle und das Glück des Beisammenseins. —

Schon früh am andern Morgen stellte sich Graf Horst ein, um dem Forstrath seinen Gegenbesuch zu machen, und ihm für seine Ritterdienste gegen Ulrike zu danken. Veronika hatte sich bei seinem Eintreten entfernt, um nicht wieder zu erscheinen. Horst war außerordentlich zuvorkommend, ja herzlich, gegen den

„alten Jugendfreund," wie er Ludwig nannte, und sprach seine Freude des Wiedersehens und der Wiedervereinigung mit wirklich gewinnenden Worten aus. Ludwig mußte über eine solche Begrüßung wohl stutzen, eingedenk des geflissentlichen Ausweichens und Ablehnens, das der Graf bisher gegen ihn beobachtet. Der Forstrath war ein Mann, von Welt, und hatte im Leben viel Menschenkenntniß erworben. Wenn er daher, ohne den Grafen die frühere Vernachlässigung entgelten zu lassen, ihn mit bester Form willkommen heißen konnte, so wurde er darin noch unterstützt durch den Ton warmer Aufrichtigkeit, der ihm aus Horst's Worten entgegenklang. Er bemerkte mit einiger Verwunderung, daß er sich ein falsches Bild von dem jungen Grafen gemacht. Oder hatte dieser zwei verschiedene Gesichter und Erscheinungen, eine für die Welt und Gesellschaft, die andere für die freiere Muße und Rast in der Natur? Es giebt solche Leute, die darum noch nicht falsch oder heuchlerisch genannt zu werden brauchen; sie sind nur unfrei in ihrem Wesen und in ihrer Bildung. Vorurtheil und Formenschranken ringen in ihnen mit der Innerlichkeit, und machen ihre Entwicklung lückenhaft und unstät. Unser Culturleben brütet wunderliche Spielarten von Menschen aus. Dieser junge Mann — so beobachtete Ludwig — war hier gar nicht der ablehnende, hochfahrende Cürassieroffizier, er schien dergleichen nie gewesen. Hier war eine angenehme Natür-

lichkeit, der bei aller weltmännischen Form das Zurückfallen in eine gewisse Schüchternheit sehr wohl stand; eine Sprache, von deren warmen Gemüthstönen man sich angemuthet fühlte. So ließ Ludwig während des Gesprächs eine freundschaftliche Gesinnung immer mehr walten, wenn er auch aus anderen Gründen weder wünschte noch erwartete, daß sich ein näherer Verkehr zwischen ihm selbst und den Schloßbewohnern noch anbahnen könne. Er sagte weder ja noch nein, als Horst ihn beim Abschied dringend bat, fortan gute Nachbarschaft zu halten.

Der günstige Eindruck, den er von Horst empfangen, sollte freilich schon in der nächsten Stunde einen starken Gegenschlag empfangen. Und zwar war es der Vater selbst, welcher durch einige Andeutungen zu verstehen gab, daß er über den Charakter des Grafen sehr ungünstig denke. Der Alte sprach sich nicht deutlich aus, doch witterte Ludwig, daß seine Schwester nicht ohne Beziehung zu dem harten Urtheil des Vaters über den Grafen stehe. Er mochte nicht weiter forschen, beschloß zu beobachten, ein gelegentliches Wort von Veronika selbst abzuwarten.

Während aber Vater und Sohn noch sprachen, war dem Gegenstande ihres Gespräches das Glück, einen ersehnten Augenblick zu erfassen, so günstig, wie er es nicht besser erwarten konnte. Denn als Horst eben die Schwelle des Hauses verließ, bemerkte er zwischen dem Laub-

gehölz, welches sich wohlgeschont vom Garten bis an die Tannenwand zog, ein sommerliches Gewand. Er erkannte es, sein Herz pochte mächtig, er konnte sich die Gelegenheit, mit der Geliebten allein zu sprechen, nicht entgehen lassen.

Veronika, in dem Wahn, der Graf sei bereits fort, war hinausgegangen, um einen Strauß von Waldblumen, die der Bruder gern hatte, für den Mittagstisch zu sammeln. Da hört sie Geräusch, Tritte hinter sich, und wie sie sich umwendet, sieht sie den Grafen herankommen. Sie kann ihm jetzt nicht ausweichen und bleibt stehen, um ihn zu erwarten. Beide stehen sich einen Augenblick, fast lautathmend vor Erregung, und einander erwartungsvoll musternd, gegenüber.

„Veronika!“ beginnt Horst, „gewähren Sie mir endlich ein Wort! Lassen Sie einen Unwürdigen, Reuigen nicht ganz verzweifeln! Ich habe keinen Gedanken, als Ihre Verzeihung, Ihre Liebe —“

„Gräfin Ulrike kennt meine Gesinnungen,“ entgegnet Veronika mit einem Tone, welcher hart sein soll, in dem aber doch ein innerster Kampf durchklingt. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, Herr Graf!“

„Veronika, nicht diese herzlose Kälte!“ ruft Horst flehentlich. „Nur auf Minuten geben Sie mir Gehör!“ Und nun mit voll ausströmendem Herzen bekennt er ihr seine Liebe, seine Qualen, seine Verzweiflung. Er klagt sich an, er spart sich selbst nichts, er läßt sie seine innere Wandlung erkennen, seinen leidenschaftlichen

Schmerz, die ganze Macht und Tiefe seiner Neigung, einer Neigung, die ihr, der Geliebten, die Hoffnungen eines ganzen Lebens anheimgiebt. Der Augenblick legt ihm die Worte auf die Lippen, wie das Gemüth sie empfunden hatte. — Und Veronika hört diese Worte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, sie sieht einen durchaus gewandelten Menschen vor sich, und steht im Innersten ergriffen und erschüttert vor dem Ausdruck dieser Leidenschaft.

„Eins bitte ich vor Allem, Veronika!“ fährt Horst fort. „Nehmen Sie durchaus jenes schreckliche Wort zurück, das ich mir verdiente, wie ich war, das ich aber nicht ertrage, wie ich bin! Geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie mich nicht mehr verachten!“

„Das sei vergessen! Ich nehme es zurück!“ ruft Veronika bebend.

Horst stürzt zu ihren Füßen, ergreift ihre Hand und preßt sie an seine Lippen. „Und wenn Sie es vergessen können, Veronika, dann lassen Sie mich mein Glück hoffen! Sein Sie mein guter Engel im Leben, mein höchstes Gut, mein Weib!“

Veronika's Kniee wanken, sie preßt die Hand auf's Herz — wird sie einen Augenblick in ihren Entschlüssen unsicher sein? Der Gedanke an ihren Vater, an ihren Bruder, tritt wieder hervor, Alles, was sie sich mit klarem Verstande deutlich und fest vorgezeichnet hat, und mit starker Selbstüberwindung spricht sie hastig:

„Niemals, Graf Horst, niemals! Ich will Ihr Unglück nicht — täuschen Sie sich nicht — ich liebe Sie nicht! Ich kann Sie nicht lieben!“ Thränen stürzen aus ihren Augen und strafen ihre Rede Lügen. Horst, noch auf den Knieen, hält ihre Hand fest, sie aber reißt sich los und flieht quer durch das Gebüsch dem Hause zu. Noch hört sie ihren Namen hinter sich rufen — es ist ihr, als ob sie zurück müßte. Aber sie flieht vorwärts, die Treppe hinauf nach ihrem Schlafzimmer, und schiebt den Riegel vor die Thür. Dann sinkt sie zu Boden, wirft Arme und Gesicht auf einen Sessel, und läßt ihren krampfhaft hervorbrechenden Thränen freien Lauf.

Frau von Trutzleben neigte sich an diesem und dem folgenden Tage zu der Annahme, Horst sei auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Er antwortete verkehrtes Zeug, und betrug sich bei einigen wirthschaftlichen Vorschlägen, die sie machte, so sonderbar ausfallend gegen sie, daß sie in den heftigsten und vielleicht gerechtfertigten Aerger gerieth. Ulrike war auch verstimmt, schweigsam, gar nicht umgänglich, sie hörte nicht einmal zu, wenn die Tante sich über die Mägde erging und Neuigkeiten aus dem Kreise des Dienstpersonals brachte. Denn Frau von Trutzleben hatte einen sehr regen Sinn für die Angelegenheiten anderer Leute, und liebte es, die Verhältnisse auszuforschen. Fehlte ihr die höhere Gesellschaft, so nahm sie mit dem Interesse an der niederen fürlieb. Inzwischen mochte sie sich nicht

gern zu viel ärgern, und es tauchte bereits das Bedauern in ihr auf, nicht lieber zu einer guten Freundin, die sie nach Mecklenburg eingeladen hatte, gereist zu sein. —

Am dritten Abend nach seiner letzten, niederschlagenden Unterredung mit Veronika ließ Horst sein Pferd vorführen. Er hielt es nirgends mehr aus. Er wollte hinunter in die Ebene, dahinjagen, und wär's die ganze Nacht durch, und wär's auf Nimmerwiederkehren. Er hatte kein Ziel im Auge, er wollte kein Ziel haben — und doch lenkte er sein Pferd in den Weg, der an der Försterei vorbeiführte. Sein entgegenkommendes Freundschaftsgefühl für Ludwig hatte sich gewandelt, er fühlte eine Art von Eifersucht gegen ihn. Ja, er war eifersüchtig auf den Bruder der Geliebten, auf ihn, der vielleicht ihr Herz gegen ihn eingenommen. Die Eifersucht steigerte sich in seiner aufgeregten und verzweifelten Phantasie bis zum Hasse, denn mehr und mehr galt ihm der Bruder wie ein bevorzugter Geliebter. Unter solchen gefährlich brütenden Empfindungen kam er an eine Waldesecke, wo sich der Weg nach der Försterei abzweigte. Es dunkelte schon stark, die Sterne traten heller hervor, als ein Vorübergehender ihn grüßte. Nur an der Stimme konnte er in der Gestalt einen jungen Forstgehülfen erkennen. Horst hielt sein Pferd an. Da war ein Mensch aus der Försterei! Er hätte ihn ausfragen, ein langes Gespräch mit ihm führen mögen! Aber wie beginnen? Wie, wonach fragen?

„Ist die — die Familie zu Hause?" brachte er mühsam hervor.

„Nicht Alle!" entgegnete der Gefragte. „Der Herr Forstrath ist mit der Schwester weggefahren."

Ein Schreck lähmte fast die Zunge Horst's. „Weggefahren? Wohin?"

„Ich kann es nicht sagen, doch scheinen sie sich auf einige Zeit gerüstet zu haben, sie nahmen Gepäck mit."

Vor Horst's Seele stand eine furchtbare Gewißheit. Schon einmal war Veronika vor ihm entflohen, jetzt entführte sie ihm der Bruder, weit, weit weg, um sie für immer vor ihm zu verbergen. So war's, es konnte nicht anders sein! „Wann sind sie davon gefahren?" fragte er, erfaßt von bitterer Selbstfolter.

„Vor einer Stunde etwa — oder einer halben."

„Welchen Weg?"

„Diesen, der in die große Kunststraße mündet."

Horst grüßte kaum zurück, er spornte sein Pferd und jagte in wildestem Laufe hinab. Das unglückliche Thier hatte den rücksichtslosesten Reiter, dem es nicht einmal darauf anzukommen schien, ob er selbst bei dieser sausenden Hetze das Genick bräche. Er wollte, er mußte die Fliehenden erjagen. So ging es fort, selbst auf der harten, ebneren Straße. Die Funken stoben durch die Nacht, der Hufschlag rasselte, als ob Roß und Reiter versprengte Gespenster aus dem Troß des wilden Jägers wären. Jetzt ist ein Wagen in Sicht —

die letzte Kraft wird angestrengt. Er ist erreicht, von dem Rasenden fast überholt, da bricht die Kraft des Rosses zusammen, es stürzt und schleudert den Reiter fast unter die Räder des Wagens. Die Pferde werden scheu und bäumen sich hochauf, der Kutscher kann sie kaum halten. Aus dem Wagen aber ertönt ein halb-unterdrückter Schrei. Veronika hat den Stürzenden erkannt.

Es gelingt, der Wagenpferde Herr zu werden. Ludwig und Veronika steigen aus, und finden Horst für leblos am Boden. — Ein Kohlenmeiler ist in der Nähe. Der Kutscher ruft die Arbeiter mit einem brennenden Kienspahn herbei. Horst's Gesicht ist von Blut überströmt, er giebt kein Lebenszeichen. Bruder und Schwester stehen erschüttert, und berathen, was zu thun sei? Veronika widersetzt sich dem Plan, den Grafen in den Wagen zu nehmen und ihn in das Haus des Doctors mitzubringen. Denn sie waren auf dem Wege nach der Stadt, wo Ludwig seine Verwandten begrüßen wollte, und hatten zur Fahrt die Abendkühle gewählt, um am nächsten Abend zurückzukehren. Ludwig zeigte Bedenken, allein nach der Stadt zu fahren, um den Arzt zu holen, und die Schwester so lange in der Nacht bei dem Verunglückten zu lassen. Allein Veronika's Wille drang dießmal durch, und sie traf sogleich die Anstalten, Horst, der inzwischen Zeichen des Lebens gegeben, in der Nähe ein Lager zu verschaffen. Die Köhler hatten neben

ihrem Meiler eine Hütte von Stangen und trockenem Tannenreisig. Dahin wurde Horst getragen, und auf eine Roßdecke über Moos und Laub gelegt. So fuhr Ludwig, sehr gegen seine eigenen Wünsche, allein nach dem Arzte.

Die Köhler befestigten einen brennenden Kienast als Fackel an der Hütte, und bei seinem unstäten Flackerlichte saß Veronika am Boden, und forschte in den Zügen des schwer Athmenden. Draußen standen die dunklen Gestalten der beiden Waldarbeiter, den Unglücksfall unter sich besprechend und beklagend, bis sie sich entfernten. — Nun war Veronika allein mit Horst. Sie trocknete mit ihrem Taschentuche das Blut von seiner Stirn, sie nahm seine Hand, um nach der rascheren Wiederkehr warmen Lebens zu spüren. Da schlug er die Augen auf. Ein glückseliges Lächeln ging leise über seine Züge, als er ihr Gesicht über sich gebeugt sah. Er schloß die Augen wieder, aber ihre Hand hielt er fest in der seinen. — Was Veronika in diesen bangen Stunden der Erwartung empfand, war ein Gemisch von tiefstem Schmerz und einem Gefühl des Glücks, das sich aus aller Furcht und Todesangst doch hervorzu ringen begann. Sie empfand, daß es unmöglich sei, gegen ihre Liebe länger anzukämpfen. Ja, sie liebte ihn, liebte ihn seit lange, sie liebte ihn von dem Tage, da er seit der Kindheit wieder in ihrem Garten erschienen. Aber sie hatte ein starkes (Herz,) und schalt sich

lich, daß sie ihm begegnete? — Eine Stunde verging unter vergeblichem Umherspähen. Da richteten sich seine Schritte wieder nach dem Hause des Doctors. Er hatte die Hand am Klingelzuge, die Glocke gellte durch denn Corridor des alten Gebäudes. Eine Magd öffnete. Er fragte, ob die Familie zu Hause — seinen Namen nannte er nicht. Aber ach! er fand das Haus leer. Vor einer Viertelstunde war die Gesellschaft zu einer Landpartie auf den ganzen Tag abgefahren! Der Herr Doctor selbst sei zwar in der Stadt, aber nicht zu Hause, vielleicht fahre er der Familie gegen Abend nach. — Enttäuscht schritt Horst nach dem Gasthause zurück. Er verlebte trübselige Stunden, Stunden des Unmuths, gegen die ganze Welt, gegen sich selbst. Mit Mühe brachte er Abends sein hinkendes Pferd nach Eigelstein zurück.

Was sollte er in seiner verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung beginnen? Die Gegend des Forsthauses war doch wieder sein Ziel. Er suchte den verhängnißvollen Platz auf, wo er Veronika zuletzt gesehen, und saß Stundenlang auf dem Steinsitz, den die Waldschmetterlinge umflatterten. Er schlich sich in den Garten der Försterei, er betrat das Zimmer, wo ihn ihre Nähe einst beglückt, er ließ die Zungengeläufigkeit der durch seinen Besuch geschmeichelten Postmeisterin getrost über sich ergehen. Athmete er doch in den Räumen, die überall die Spuren von Veronika's freund-

lichem Walten verriethen. Dann wieder ging er hinaus in den Wald, pfadlos, absichtslos. So vergingen Tage um Tage.

Einmal begegnete er dem Förster, den er lange nicht gesprochen. Erfreut eilte Horst auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte mit Widerstreben annahm. Er konnte jetzt die wirthschaftliche Frage thun, die er längst aufgespart hatte, und empfing eine knapp gefaßte geschäftliche Antwort. Schweigend ging er darauf neben dem Förster hin. „Lieber Markwart," begann er endlich zögernd, „Sie sind jetzt recht einsam zu Hause? Bleibt Ihre Tochter noch lange in der Stadt?"

Der Alte sah ihn scharf an. „Herr Graf! In Geschäften stehe ich Ihnen pflichtschuldigst Rede, was aber darüber hinausgeht, und was mein Haus betrifft, das ist meine Sache, über die ich jede Auskunft verweigere!" Der Förster wendete sich kurz um, und ging seinen Weg.

Horst hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, aber er verbiß es und verfolgte schweigend und gedemüthigt auch seine Straße — wenn es eine Straße zu nennen war, wie ein Wild durch das Baumrevier, ziellos und zeitlos umher zu irren. — Da plötzlich warf er sich erschöpft auf den Boden, drückte sein glühendes Gesicht in das Moos, und ein Gefühl der Verzweiflung überkam ihn. Er hatte keinen Gedanken als das Mädchen,

im Wachen und im Traume stand sie vor ihm. Er liebte sie mit jeder Regung seines Herzens, er konnte sie nicht mehr entbehren. Und er wußte in dieser Stunde, daß er sie liebte, daß sein ganzes Leben an ihr hing. Es war die erste wahre und schöne Leidenschaft, die ihn ergriffen, sie erfüllte ihn mit einem unnennbaren Gefühl des Glückes und zugleich der Qual. Mit ganzem heiligen Ernst stand dies eine Gefühl jetzt in seiner Seele, von ihm gewichen war alle Leichtfertigkeit und Eitelkeit, er empfand Schreck und Beschämung über sein bisheriges verkehrtes Treiben. Er fühlte sich, obschon gedemüthigt, doch gehoben und gebessert. Wie nichtig und schal erschien ihm, woran er sonst seinen Jugendsinn gehängt, wie inhaltlos sein ganzes Leben! Ein neues Leben stand vor seiner Seele — ganz erfüllt von dem beseligenden Walten Veronika's! Er empfand zum ersten Mal, geläutert von verzweiflungsvollem Schmerze, rein und edel, und eine beglückende Hoffnung beflügelte seine Wünsche.

So erhob er sich rasch. Es war noch Vormittag. Er wollte nach Hause, einen Brief schreiben — einen langen Brief! Was sollte da nicht Alles aus dem übervollen Herzen ausgeschüttet werden! Ein Bote sollte den Brief nach der Stadt tragen, noch heut Abend konnte er in Veronika's Händen sein. Der Gedanke beglückte ihn. Warum hatte er ihn nicht früher ge-

dacht? Er schlug sich vor die Stirn und schalt sich einen Thoren.

Nun sah er sich nach dem Wege um. Wenn er nach dem Schlosse wollte, mußte er an dem Forsthause vorüber. Ja, noch einen Blick dahin, und dann hinauf nach dem alten Schreibtisch seines Oheims, zu dem er heut zum ersten Mal sehnsuchtsvoll und erwartungsvoll stürmte!

Er tritt aus dem Walde. Laute Stimmen, helles Lachen und Rufen schallt in der Nähe. Vor dem Förs=terhause steht ein großer Gesellschaftswagen, umfang=reich genug, um zwanzig Personen fortzutragen. Man steigt eben aus, lauter junges Volk, man begrüßt den Förster und die Postmeisterin mit lärmendem Will=kommen. Und dort — dort! Veronika selbst — ja sie ist es! Vom Entzücken des Wiedersehens fortgerissen, springt Horst herbei. Er möchte sich zu ihren Füßen stürzen, und doch bleibt er in der Entfernung stehen. Allein die Frau Postmeisterin hat ihn bereits entdeckt. „Da ist auch unser Herr Graf!“ ruft sie. „Bitte, wollen Sie mit uns vorlieb nehmen? Unsere Familie aus der Stadt — meine Schwägerin, Frau Doctor Markwart — Herr Graf von Eigelstein —“ so stellte die Dame bereits Eins dem Andern vor.

Horst wendete seine Blicke nur nach der geliebten Gestalt Veronika's, bebend vor dem Empfang, den sie ihm bieten werde. Es überlief ihn eisig. Denn kalt

und gleichgültig, als hätte sie ihn nie gesehen, ließ sie ihren Blick flüchtig an ihm vorüberstreifen, um das Wort an irgend Einen der Gesellschaft zu richten.

Das bunte fröhliche Durcheinander war durch die augenscheinlich nicht ganz willkommene Erscheinung des Grafen etwas gedämpft. Nachdem aber Horst sich zu einem halb verlegenen Gespräch mit der Frau Doctorin gefunden, schien man unbeeinträchtigt wieder zur früheren Heiterkeit zurückgekehrt.

Draußen unter den großen Linden war die lange Mittagstafel bereits gedeckt und mit Blumensträußern geschmückt. Noch eben vertheilte man sich lachend durch den Garten: die Töchter des Doctors und ein paar ihrer Freundinnen; der Sohn und seine Freunde, zum Ferienbesuch von der Universität gekommen; ein paar kleinere Kinder des Hauses dazu; das Alles drehte sich frisch und ausgelassen durch die Gänge. Horst's Augen suchten vergeblich noch Veronika. Sie hatte sich gleich nach der Ankunft wirthschaftlichen Zwecken anheim gegeben, und war mit der Postmeisterin geschäftig, die letzte Hand an die Tafel zu legen. — Da nun Horst keineswegs in der Stimmung war, sich unter die schöne Jugend zu mischen, nahm diese denn auch keine Notiz von dem zerstreuten jungen Herrn, und so blieb diesem die Frau Doctorin und der Förster zur Gesellschaft. Und bald, da der Alte die Beiden verließ, um sich scherzend und neckend zum Mittelpunkt der allerliebsten

Mädchen aus der Stadt zu machen, befand sich Horst mit der Doctorin allein. Er hatte dies nicht zu beklagen, zumal ihm ein Irgendetwas verrieth, daß die Dame durch Veronika eingeweiht sein mußte. Schnell knüpfte sein Herz eine neue Hoffnung an diese Voraussetzung, und begann leichter zu schlagen, da jene in anmuthig gewinnender Form die Unterhaltung mit ihm führte.

Frau Markwart war eine noch hübsche und blühende Erscheinung, trotz erwachsener Söhne und Töchter. Ihr ganzes Wesen graziös, heiter, formgewandt und dabei geistig durchleuchtet. Sie verstand sich auf Beobachtung der Menschen, und wußte klug zu Werke zu gehen, wo es ihr galt, Jemand zu sondiren. In der That war sie und ihr Gatte durch Veronika so halb und halb, — und somit folgerichtig ganz und gar — ins Vertrauen gezogen worden. Wie sie nun über den schlimmen jungen Herrn gedacht haben mochte, jetzt war es ihr nicht unlieb, daß er ihr gleich in den Wurf kam. Hatte sie doch mit raschem Blick erkannt, daß ein ganz Anderer sich in Horst's Wesen ihr darstellte, als sie vermuthet, anstatt eines frechen Zudringlings ein bescheidener und etwas befangener junger Mann. Auch von seiner vortheilhaften Erscheinung war ihr durch Veronika nichts mitgetheilt worden, wie denn überhaupt sie durch die Nichte nur eine ungünstige Schilderung erhalten, die sich durch den Augenschein

gar nicht bestätigen wollte. Und freilich war mit Horst eine Umwandlung vorgegangen. Eine ernste Leidenschaft hatte sein Wesen erschüttert, die bisherige weltlich kecke Zuversichtlichkeit aufgelöst, und ein innerlich bewegtes Leben an ihm kenntlich gemacht. — Die kluge Frau fühlte sich dadurch angesprochen und dachte im Stillen: „Hier ist mehr als ich erwartet, er selbst ein Anderer — entweder geworden, oder ein Anderer, als die Auffassung von ihm gewesen. Wer weiß auch, ob nicht am Ende unsere Nichte eine Neigung zu ihm verbirgt und bekämpft? Wer weiß auch, ob sie nicht seine ernste Neigung mißverstanden hat? Dies wollen wir doch näher ins Auge fassen!“ — So ließ sie in der Unterhaltung einen unbefangenen, anmuthigen Ton walten, wußte ihn reden zu machen und sein Vertrauen zu gewinnen, und nach einer halben Stunde des Umherspazierens erklärte Horst bei sich die Frau Doctorin als die angenehmste und liebenswürdigste Dame, die er noch kennen gelernt.

Man ging zu Tische. Horst erhielt seinen Platz neben Frau Markwart, und Beide schienen nicht unzufrieden damit. Freilich Veronika saß am andern Ende der Tafel, zwischen ihrem studentisch galanten Vetter und dessen Freunden. Es ging da sehr lustig her, trotz ihres ruhigeren Wesens. Sie hatte keinen Blick für den Nachbar ihrer Tante, er schien für sie gar nicht in der Gesellschaft. Auch das übrige Völkchen nahm

kaum Notiz von ihm. Er saß unter den „Alten," er schien sich von der Jugend auszuschließen, was ging er sie weiter an!

Nachmittags wanderte man in den kühleren Wald zum Reifenspiel und andern geselligen Vergnügungen. Horst wußte sich mit seiner „mütterlichen Freundin" von der Gesellschaft abzuzweigen, und da sie wohl merkte, daß ihm eine Mittheilung auf der Seele brannte, gab sie sich seiner Führung hin. So gelangten sie zu jenem Felsensitz, der für den Liebenden eine so traurige Bedeutung gewonnen hatte. Frau Markwart ruhte auf der Steinbank aus, lobte den erquickenden Blick ins Grüne, und betrachtete mit inniger Freude die Waldschmetterlinge, die diese Stelle zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt hatten, während ihr Begleiter stumm und wie geistesabwesend neben ihr saß. „Welch ein köstliches Geschöpf, dieses Pfauenauge!" rief die Dame. „Und förmlich zahm flattern sie um uns Eindringlinge in ihr Revier umher! Man kann die Hand nach ihnen ausstrecken und sie an sich locken — da, komm her — komm her!"

Da fuhr Horst aus seinem inneren Ringen empor, ergriff mit Hast die zu ganz anderem Zweck ausgestreckte Hand seiner Nachbarin, daß diese erschreckt zusammenfuhr, und rief mit vor innerer Bewegung bebender Stimme: „Beste, verehrteste Frau! Sie wissen durch Veronika, was geschehen ist, Sie mußten durch sie eine

schlechte Meinung von mir gewonnen haben, und doch sind Sie gütig und freundlich zu mir! Lassen Sie mich bekennen, daß ich Veronika liebe, daß ich nicht ohne sie leben kann, daß ich zu Grunde gehe, wenn sie mir nicht verzeiht! Daß mein Leben elend, ein schales Nichts wird, ein verachtungswürdiges Dasein, das ich von mir werfe, wenn Veronika nicht mein wird! Ich kann nicht unter ihrem Zorn, unter ihrer Verachtung leben, ich mag nicht verzweifeln — ich — ich —" Seine Stimme erstickte plötzlich, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, gegen den er, von leidenschaftlicher Aufregung förmlich durchschüttelt, vergeblich anzukämpfen suchte.

Auf einen solchen Sturm nicht gefaßt, fast erschreckt über diesen Ausbruch seiner Bewegung, und doch von regster Theilnahme ergriffen, betrachtete ihn Frau Markwart. Er rang nach Fassung, er schämte sich im Innersten dieser Ueberwältigung seiner Natur, und stammelte einmal über das andere: „Verzeihung! Ich kenne mich selbst nicht mehr! Verzeihung!"

Auch die Augen der Dame wurden feucht, sie nahm aufrichtigen Antheil, sie erkannte zugleich mit frohem Erstaunen eine ganze Menschennatur, die sich unter der Wucht einer tiefen und ganzen Leidenschaft vollkommener aussprach, als alle Weltform und die Gesetze des Schicklichen sie hätten zur Erscheinung bringen können. „Ich schätze Sie um so höher um dieses Ausdruckes

Ihrer Bewegung willen, den Sie vielleicht für eine Niederlage halten!" begann sie mit Vertrauen erweckender Freundlichkeit. „Vertrauen jetzt um Vertrauen! Ich war anders über Sie unterrichtet, und Sie mochten Grund gegeben haben zu einer ungünstigen Beurtheilung."

Horst neigte reuevoll das Haupt. „So ist's! Blicke ich auf mein Betragen zurück, so ist mir, als hätte ich die Natur gewechselt. Ich bereue, und kann doch nicht ohne Hoffnung leben!"

„Das lassen wir jetzt!" fuhr Frau Markwart fort. „Sinnen Sie einmal erst nach — ohne sich selbst etwas weis zu machen — hat Ihnen meine Nichte niemals in ihrem Betragen ein wenig Hoffnung gegeben?"

Horst schwieg, er ließ im Fluge jede Situation an sich vorübergehen. Endlich sagte er traurig und mit einem Seufzer: „Niemals!"

„Seltsam! Ich sehe, daß Sie nicht in Illusionen leben, aber dennoch —"

„Als ich noch leichtfertig dahin lebte, wähnte ich aus jedem Wort, jedem Blick, selbst aus ihrer Abweisung zu erkennen, daß ich begünstigt sei. Eitler Thor! Sie behandelte mich wie einen albernen Knaben — wie ich's verdiente. Nein, sie hat mir niemals gezeigt, daß ich ihr werth wäre — niemals!"

„Wirklich seltsam!" sagte die Dame nachsinnend. „Sie ist keine leicht verständliche Natur, so klar und

einfach sie erscheint. Indessen trotzdem, wenn ich die Frauen recht kenne — vielleicht —"

„O theuerste, beste Frau!" rief Horst beglückt, indem er die Hand seiner Nachbarin an die Lippen führte — „Sie wissen —!"

„Nichts, leider gar nichts!" unterbrach sie ihn. „Ich weiß nichts, ich combinire nur erst. Veronika kennt Sie bisher nur wie Sie waren, nicht wie Sie sind — darf ich mit vollem Vertrauen diesen Unterschied machen?"

„So wahr — so wahr ich liebe!"

„Schön, ich will es glauben. Es gilt jetzt, sie von Ihrer Wandlung, von Ihrer wahren Neigung zu überzeugen. Rasch ist da nichts zu gewinnen, und viel kann ich dabei nicht thun. Veronika bleibt nun wieder daheim, aber sie wird es Ihnen nicht leicht machen, allein mit ihr zu sein. Ihr Bruder Ludwig kommt dieser Tage, kann sein schon morgen. Die Tante Postmeisterin bleibt auch noch einige Zeit im Hause — also Geduld, viel Geduld, lieber Graf! Und nun noch eine Frage. Wie stehen Sie mit meinem Neffen Ludwig Markwart!"

Horst schlug die Augen nieder und wünschte sehnlichst, er hätte die Jugendfreundschaft fortgesetzt. „Auch hier hat mein Leichtsinn viel verdorben!" sagte er.

„Veronika giebt viel, sehr viel auf das Urtheil ihres Bruders, lieber Graf, und in der That hat sie allen

Grund dazu. Sie werden vor Allem Ludwig's gute Meinung, seine Freundschaft wieder gewinnen müssen."

„Ich will Alles daran setzen!" rief Horst mit aufrichtigem Gefühl. „Darf ich inzwischen auf Ihre Güte und Freundschaft rechnen? Darf ich Sie in ihrem Hause besuchen?"

„Sie sollen willkommen sein, und werden, denke ich, an meinem Mann einen ganz offenen und verständigen Freund finden. Lassen Sie uns jetzt die Gesellschaft wieder aufsuchen! Es wäre recht schön, wenn Sie sich der heiteren Jugend ein wenig anschließen könnten. Wenn Sie künftig unser Haus besuchen, werden Sie viel fröhliches Treiben finden, und wer in einen fröhlichen Kreis selbst ein frohes Gesicht mitbringt, hat viel gewonnen." — Unter solchen Worten schritt die Frau Doctorin mit ihrem Schützling durch den Wald. Gelächter scholl ihnen entgegen, die Stimme des Försters am lautesten. Man jagte sich um die Bäume, der Alte hatte im Spiel ein junges Mädchen eingefangen, das ihm durch allerlei Seitenbewegungen die Jagd nicht leicht gemacht hatte.

Horst, der sich wie von einer drückenden Last befreit fühlte, trat mit in die Reihen. Veronika war nicht mehr im Kreise, Sie hatte im Stillen mit der Frau Postmeisterin den Heimweg angetreten, um zum Abendimbiß zu rüsten. Trotz ihrer Abwesenheit suchte Horst sich wenigstens äußerlich dem vergnügten Treiben

hinzugeben, und es währte keine Viertelstunde, so gestanden ein paar junge Damen einander, der langweilige Graf sei eigentlich „ganz nett." —

Zu allgemeiner Ueberraschung fand man im Forsthause den Doctor Markwart, der noch auf eine Stunde nachgekommen war. Nachdem das Jubelgeschrei des Empfangs vorüber war, machte die Frau Doctorin ihren Mann mit dem Grafen bekannt. Der Doctor stutzte einen Augenblick, allein ein Blick seiner Gattin und das bescheidene Wesen des jungen Mannes schienen ihm vielsagend genug, um ihn nicht kühl abzulehnen. Der Doctor war ein großer, stattlicher Mann, seine Augen ruhten prüfend auf Horst. Sie unterhielten sich eine Weile, besonders über den verstorbenen Oheim des Grafen, den der Doctor recht wohl gekannt hatte. Daran knüpfte Horst die Bitte, auch seinerseits die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

Die späte Ankunft des neuen Gastes zögerte die Gesellschaft noch lange in den Abend hinein, zumal der Doctor, in heiterer Stimmung, auch noch sein Theil an der Landluft haben wollte. Veronika wendete kein Wort an Horst, obgleich es gar nicht den Anschein hatte, als wolle sie ihm geflissentlich aus dem Wege gehen. Als sie einmal eine Schale mit Früchten nahm, um sie nach der andern Seite der Tafel zu tragen, fügte es sich, daß Horst, der diesmal unter den jungen Leuten saß, sie aus ihren Händen empfing. Er ver-

neigte sich und blickte sie forschend an, sie aber beantwortete mit heiterem Gleichmuth eine Frage über den Tisch, die ihre Cousine ihr zugerufen. — Und als die Gesellschaft endlich spät Abends abgefahren war, vermied Veronika auch nicht seine Verabschiedung. Sie erwiederte seine stumme Verbeugung und schien ganz gelassen anzuhören, wie er sich bei der Tante Postmeisterin für die Einladung und den glücklichen Tag in so angenehmer Gesellsaft bedankte.

Mit gemischten Empfindungen machte sich Horst auf den Heimweg. Schmerzlich war ihm die Kälte des Mädchens, die bittere Gleichgültigkeit ihres Betragens, gegenüber seiner reuevollen und immer wachsenden Neigung. Sie zeigte ihm, daß er für sie nicht mehr da war, und doch, sie war wieder da, und mit ihr die Hoffnung, die Zürnende zu versöhnen. — Es ging auf Mitternacht, als er die Thür seines Zimmers öffnete.

Zu seinem Erstaunen fand er seine Schwester Ulrike im Lehnstuhl bei der Lampe sitzen. Sie legte ihr Buch bei Seite und erhob sich.

„Du scheinst mich zu erwarten?“ fragte er.

„Das muß ich, wenn ich Dir eine Stunde abgewinnen will,“ entgegnete sie. „Wir sehen uns nicht mehr des Morgens, Du lässest uns Frauen allein zu Mittag, Du entziehst Dich uns Abends. So muß ich Dir die Nacht ablauern, denn nicht län-

ger mag ich mit mir umhertragen was ich Dir zu sagen habe."

„Ist es so wichtig? Gut, ich bin bereit zu hören."

Ulrike zögerte noch einen Augenblick, es schien, als habe sie Ueberwindung nöthig, um zu beginnen. „Horst!" begann sie darauf vorwurfsvoll, „Du kommst aus der Försterei!"

Er stutzte. „Nun? Was soll's? Ja, ich komme aus der Försterei!"

„Du bist oft, bist täglich bei den Försters leuten —"

„Hast Du mir nachgespürt?" rief er scharf.

„Ich nicht — ich habe mich nie um Deine Wege gekümmert, und halte es unter meiner Würde, fremden Heimlichkeiten nachzugehen. Aber es ist im Hause bekannt, und wir mögen es hören wollen oder nicht — kurz, ich weiß, Du hast — mit dem Mädchen da unten ein Verhältniß angeknüpft!"

Horst fuhr auf, von flammender Röthe übergossen. „Bewahre Deine Zunge, Ulrike! Ich dulde nicht, daß man in diesem Tone von Dingen spricht, die mein Innerstes berühren!"

Sie sah ihn befremdet an. „Die Dein Innerstes berühren? O, lieber Horst, man spricht noch anders davon. Die Dienstleute bereden es unter sich in häßlicher Weise —"

„Wer wagt es?" schrie Horst, bebend vor Zorn. „Wer wagt es? Nenne ihn mir, und ich werde ihm Achtung lehren vor meiner künftigen Gemahlin!"

Ulrike traute ihrem Gehör nicht. Von Schreck ergriffen sank sie auf den Lehnstuhl nieder. „Du willst — die Person —"

„Ulrike! Nicht weiter!" unterbrach er sie, indem er in gesteigerter Wuth ihren Arm faßte. „Wärst Du ein Mann, ich müßte Dich für eine solche Bezeichnung Veronika's niederschießen!"

Die Schwester sah ihn mit Entsetzen an.

„Kennst Du sie?" fuhr er sich mäßigend fort. „Hast Du sie aufgesucht, sie nur gesehen, seit Du hier bist?"

Ulrike schüttelte das Haupt.

„Du dünktest Dich zu gut, das Försterkind, mit dem Du einst spieltest, aufzusuchen. Veronika ist zu stolz, sich Dir aufzudringen. Lerne sie kennen, und Du wirst das reinste, schönste, edelste Geschöpf in ihr finden, ein Mädchen, so reich an Geist, so groß an Charakter, daß — daß ich nicht werth bin, in ihrem Herzen zu leben!"

„Und sie hofft," entgegnete Ulrike, kaum der Worte mächtig, „sie hofft Gräfin von Eigelstein zu werden?"

„O Gott, nein! Davon ist nicht die Rede!" rief Horst mit schmerzlicher Bewegung. „Ich liebe sie, ich bin der Hoffende, während sie mich von sich stößt, mir nicht die kleinste Gunst erweist. Alles, was ich habe, möcht' ich ihr zu Füßen legen mit meinem werthlosen

Selbst, sie lehnt mich kalt ab und bringt mich der Verzweiflung nahe!"

„Horst! Horst! Steht es so? Jedes Deiner Worte ist mir unfaßbar! Du liebst und sie verschmäht Dich! Und so ernst und tief ist Deine Neigung — verzeih' mir, ich wußte ja nicht! — Du gehst schweren Kämpfen entgegen — Du wirst überwinden müssen! Laß uns fort von hier, so bald als möglich laß uns abreisen. So lange Du in ihrer Nähe bist, bleibt Dir der unglückliche Wahn, und Du knüpfest Pläne daran, deren Ausführung unmöglich ist. Gegen eine Gefahr wie diese giebt es keine Rettung, als die Flucht!"

„Du bist sehr im Irrthum," sagte Horst darauf gesammelter. „Es ist kein Wahn, sondern die einzig wahre Regung, die ich in meinem Leben gefühlt, und sie wird dauern so lang ich lebe. Von einer Ueberwindung kann und soll nicht die Rede sein. Ich war ein leichtsinniger Knabe, und taumelte gedankenlos durch den Tag. Durch Leichtfertigkeit habe ich auch jenes Mädchen gequält und beleidigt, aber ein furchtbares Wort von ihr brachte mich zur Besinnung. Ich habe in mir gekämpft und gerungen, und unter Qualen hat die Liebe mich mündig gemacht. Jetzt weiß ich was ich will. Mein Lebensplan ist beschlossen. Veronika muß mein Weib werden. Noch kennt sie mich nur als den ungezogenen Thoren, ich hoffe auf den Tag, wo sie mein Herz ganz erkennen wird. Du

weißt nun, wen Du in dem geliebten Mädchen zu respectiren hast!"

Ulrike hatte sich erhoben und durchmaß das Zimmer in großer Aufregung. Endlich blieb sie vor dem Bruder stehen und sagte mit sehr entschiedener Betonung: „Horst! Es ist nicht möglich!"

Er machte eine abweisende Bewegung. Sie fuhr fort: „Es ist nicht möglich! Du hast andere Pflichten gegen Deine Familie, Dein Haus —"

„Wer ist das?" unterbrach er sie rasch. „Mein Haus bin ich! Außer mir trägst nur Du noch meinen Namen. Die Familie? Ich dächte nicht, daß wir Beide, Du und ich, uns sonst durch allzugroßen Respect ausgezeichnet hätten gegen Alles das, was sonst noch an uns herum hängt!"

„Es ist aber nie vorgekommen," eiferte Ulrike, „daß ein Graf oder eine Gräfin Eigelstein aus dem Bürgerstande geheirathet hätten. Unser Stamm ist rein geblieben —"

Horst lachte in bitterem Hohne hell auf. „Rein, engelrein, untadelhaft! Soll ich sie Dir alle herzählen, alle die reinen Charaktere, die ihr Vermögen vergeudeten und von sich reden machten, was schwer zu vertuschen war?" — Er zählte in Eile ein halbes Dutzend Namen auf, und rief ein Stirnrunzeln und den Ausdruck unwilliger Beschämung in der Schwester Gesicht. — „Ja," fuhr er fort, „es ist ein stolzes Gefühl, alle

diese kostbaren Personen zur Familie rechnen zu dürfen! Und für diese soll ich mich opfern, meine Zukunft in eine leere Formel einsperren, dem Glück entsagen, weil es die Convenienz will?"

„So dachtest Du vor Kurzem noch nicht!" rief Ulrike heftig.

„Nein, so dacht' ich nicht, denn ich war in Vorurtheilen erzogen und kannte nichts Anderes. Seit ich aber gelernt habe, ein Mensch zu sein, ist das vorbei. Nicht ich erweise dem geliebten Mädchen eine Ehre, wenn ich sie zur Gräfin mache, ich werde es für mich als ein ehrendes Glück empfinden, wenn sie trotz meiner Fehler mich zum Gatten nehmen will. Die Tochter meines Försters ist besser, nobler, vornehmer als zwanzig Gräfinnen von Eigelstein!"

„Horst, Horst — um Gotteswillen! Laß außer mir Niemand solche Gesinnung hören! Du bist nicht wieder zu erkennen! Aber, gesetzt Du heirathest Veronika — was würde man bei Hofe sagen? Was bei Deinem Regimente? Deine Carrière, Deine Stellung in der Gesellschaft wäre vernichtet. Und wie soll ich vertreten —"

„Liebe Schwester," unterbrach er sie, „darüber keine Sorgen zur Unzeit! Was den Hof betrifft, so — brauche ich ja nicht wieder hinzugehen, denn wir werden uns doch eingestehen müssen, daß wir bisher da nur geduldet waren. Will die Gesellschaft die Nase

rümpfen über meine Wahl, nun — Du weißt, sie rümpft die Nase über Alles — so kann ich sie auch entbehren. Oder — aufrichtig! — war die gute Gesellschaft, in der wir lebten, wohl die beste Gesellschaft? Denk' an so manches unserer früheren Gespräche! Es giebt auch sonst noch Menschen, und ich bin Herr meines Willens, glücklicherweise sogar seit des Onkels Tode Herr meiner Verhältnisse. Ich will mir ein selbständiges Leben bauen. So viel von mir. Was Dich betrifft — ja liebe Ulrike, da muß ich Dir den Weg offen lassen, ob Du mit mir, ob Du da leben willst, wo ich vielleicht nicht mehr zu finden sein werde!"

„Sprich nicht so, Horst! Sprich nicht so!" schluchzte Ulrike. Sie hatte ihr Gesicht in das Taschentuch geborgen und war in äußerster Bewegung. Plötzlich sprang sie auf und umarmte den Bruder mit Heftigkeit. „Gute Nacht! Wir reden morgen weiter davon. Was Dich beglückt, soll auch mich beglücken — wenn Du Ernst und Kraft hast, es fest zu halten. Ach, hätte ich früher gewußt — doch — gute Nacht für heut!" Sie machte sich aus seinen Armen los, und eilte hastig aus dem Zimmer.

Horst ging noch lange in der Stube auf und nieder. Erst im Gespräch mit der Schwester war eigentlich sein eigenes Wollen zum Durchbruch gekommen, der Moment, der ihn herausforderte, machte ihn klar über seine Lebenspläne. Diese aber standen nun in ihm

fest. Er war trotz aller angelernten Lebensformen eine unentwickelte Natur gewesen, die letzten Erfahrungen hatten ihn schnell gereift. — Nachdem er lange umhergeschritten, nahm er plötzlich Feder und Papier, um an Veronika zu schreiben. Aber zu aufgeregt, zu wenig geübt für das, was in ihm wogte und arbeitete, schon einen geläufigen Ausdruck zu finden, zerriß er das Blatt wieder. Er setzte sich an das geöffnete Fenster. Schwarz lag die tannendunkle Finsterniß um das Haus, aber der frische Hauch der Nacht, der durch die Wipfel summte, sagte ihm, daß er in der Nähe der Geliebten wachte.

Und während er wachte und träumte, saß auch die Schwester schlummerlos am Fenster ihres Zimmers. Ulrike ließ in der Bewegung ihres Herzens Vergangenheit und Gegenwart an sich vorüber gehen. Sie hatte sich einst zur Ueberwindung gezwungen, weil sie das Recht ihrer Standesvorurtheile über das Recht ihrer persönlichen Wünsche setzte, weil sie die Grundsätze ihres Bruders zu kennen glaubte, Grundsätze, die überhaupt die Schranken ihres bisherigen Lebens gebildet hatten. Und nun sprach Horst aus, was sie glaubte längst überwunden zu haben, nun wollte er sich ein Leben bauen, wie auch sie es einst geträumt, ein Glück, das sie dahingegeben, gegen das sie sich durch Trotz, weltliche Zerstreuung, durch das Gebot des Verstandes gestählt hatte. War dieses Glück jetzt noch

wieder zu finden? Es stand hart neben dem ihres Bruders. Oder war es verscherzt für immer? — Ulrike durchwachte die Nacht. Erst mit Sonnenaufgang kam ein flüchtiger Schlummer über sie. Und als sie erwachte, stand zugleich ein Plan vor ihrer Seele. Rasch kleidete sie sich an, nahm einen leichten Sommerüberwurf und ihren Sonnenschirm, um in den Wald hinunter zu eilen. Es war sieben Uhr Morgens. Das Kammermädchen sah ihr mit Erstaunen nach.

Nicht lange darauf fragte Horst nach der Schwester, — mit Frau von Trutzleben hatte er keine Lust, sich jetzt in ein Gespräch einzulassen. Als er erfuhr, daß Ulrike ausgegangen, wußte er auch schon, wohin sie ihren Weg genommen, und segnete sie dafür. — Er ließ satteln, denn im Hause hielt es ihn nicht. Sein Weg ging nach der Stadt, um im Hause des Doctor Markwart seine Aufwartung zu machen. Dort konnte er mit der Hausfrau doch von Veronika reden! —

Ulrike entsann sich des nächsten Wegs nach der Försterei noch von Alters her, so fand sie sich bald zurecht. Es war ihr auf diesem Gange etwas peinlich, daß sie sich erst heut dazu verstanden. Nun galt es erst wieder anzuknüpfen, eine Entfremdung zu überwinden, während ihr Herz doch voll war, und sie gern gleich in ein ausgiebig vertrauliches Gespräch hinein gestürmt wäre. Noch bis gestern Abend hatte sie sich in die übelste Meinung über Veronika hinein gezürnt,

das aber war durch des Bruders Eröffnungen verflogen, sie bereute, sie schalt sich selbst. Die Gestalt eines Mannes, den sie schätzte, der ihr seit gestern wieder innerlich näher getreten war, hatte die ganze Nacht über mit vorwurfsvoller Miene vor ihrer Seele gestanden, und jagte sie jetzt förmlich hinunter, damit sie ein bitteres Unrecht gut zu machen suche.

Die erste Person, welche Ulriken im Forsthause begegnete, war freilich die Tante Postmeisterin. Diese fand des Knixens kein Ende, und noch weniger der Worte über die hohe Ehre, die gnädige Gräfin unter dem Dache des Bruders begrüßen zu dürfen. Bald kam auch Veronika. Wenn die Gräfin bereits gestimmt war, gut von Veronika zu denken, so that nun die Erscheinung des jungen Mädchens das Ihre, um sie völlig für sich einzunehmen. So viel Anmuth, vornehme Haltung und schönes Maß des Betragens hatte Ulrike nicht erwartet. In ihrer Freude ward es ihr nicht schwer, den liebenswürdigen Gast zu spielen, und die Erfrischungen, welche die Tante herbeibrachte, gefällig anzunehmen. Veronika witterte eine Absicht, und hielt sich vorsichtig, gemessen, nicht im Geringsten zuvorkommend.

Bald schien es der Gräfin Zeit, sich der Postmeisterin zu entledigen. Sie nahm Veronika's Arm, um, wie sie sagte, sich von ihr nach den alten Spielplätzen ihrer Kindheit führen zu lassen.

Die jungen Mädchen gingen hinaus, Ulrike schien zu eilen, daß sie nur bald aus dem Bereich des Hauses und mit Veronika allein wäre. Die Gräfin war gesprächig, wortreich, sogar herzlich; ihre Begleiterin auch jetzt ruhig, zurückhaltend, abwartend. Die Weltdame und die Tochter des Försters schienen die, nach der gewöhnlichen Meinung der Welt, ihnen zukommenden Rollen getauscht zu haben. Ulrike konnte sichtlich den Augenblick kaum erwarten, wo eine Mittheilung über ihre Lippen sollte. Und als Beide endlich auf einem schattigen Waldsitze Platz genommen hatten, ergriff die Gräfin mit einer gewissen Hast Veronika's Hand und sagte: „Veronika, meine alte Freundin! Ich mag es nicht länger verschweigen, ich weiß Alles, ich bin im Geheimniß meines Bruders. Horst liebt Sie mit ganzer Leidenschaft, er leidet im Innersten unter der Sorge, daß Sie seine Liebe nicht erwiedern!"

Veronika zuckte zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Ihr Mißtrauen hatte an den Besuch der Gräfin ganz andere Gedankenverbindungen geknüpft, in welchen Horst gar keine Rolle spielte. Daß dieser sich seiner Schwester mitgetheilt haben könne, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Denn was war da mitzutheilen, als Albernheiten, bis zur empörendsten Ungezogenheit! Sie kannte ihn bisher nur in seiner Leichtfertigkeit, von seiner Umwandlung wußte sie nichts, und so war das Bekenntniß seiner Liebe so überraschend

als möglich. — „Das ist mir, nach des Grafen bisherigem Betragen gegen mich, so neu," entgegnete sie, „daß ich ihm nur Befremdung und Unglauben entgegensetzen kann."

„Befremdung?" fragte Ulrike. „Aber Sie müssen es doch längst wissen. Er hat Ihnen seine Liebe ja doch gestanden!"

„Nicht daß ich wüßte! Es ist von dergleichen nie zwischen uns die Rede gewesen."

„Veronika — ich begreife nicht — er hätte Ihnen noch nicht eröffnet, daß seine ganze Seele —?"

„Niemals, Gräfin! Niemals!"

„Aber das ist doch seltsam! Horst hat mir doch klar und bündig ausgesprochen, er wolle Sie heirathen —"

Das war ein unglückliches Wort. Veronika fuhr stolz auf, und ihre Züge belebten sich mit dem Ausdruck lächelnden Hohns. — „Diese Ehre hätte er mir zugedacht?" sagte sie kalt. „Lassen Sie sich nicht täuschen, Gräfin! Der Graf macht Ihnen etwas weis. Wirklich er treibt seine Scherze etwas weit!"

Ulrike war sehr verwundert. „Sie sprechen in einem Ton der Kälte, Veronika, den ich nicht begreife, zumal wenn ich mir die warme Empfindung meines Bruders vergegenwärtige. Es muß doch eine Beziehung zwischen Ihnen gewesen sein —"

„Keine, welche zu der Vermuthung berechtigte, daß er die Tochter seines Försters zu heirathen denke!"

„Sie lassen mich fühlen, Veronika, daß dies Wort Sie beleidigt! Ich finde keinen sichtbaren Zusammenhang —"

„Es beleidigt mich, Gräfin — ja, es beleidigt mich!" rief Veronika, und in ihren Augen sammelte sich der ganze Groll und Stolz ihres Herzens. „Meint der Graf, ein Mädchen meines Standes sei nur so von der Stelle weg zu heirathen? In Märchen und Romanen kommt es wohl vor, daß ein Graf nur zu winken braucht, und das Försterskind nimmt ihn ohne Frage, wie er da ist. Die Wirklichkeit möge Ihren Bruder eines Anderen belehren! Wenn er nach seinem Betragen gegen mich, das ihm den Ausdruck meiner Verachtung zu hören gegeben hat, wenn er mir da noch sagen lassen kann, daß er mich heirathen wolle —"

„Er läßt Ihnen nichts sagen," unterbrach die Gräfin sie erstaunt und unwillig, „ich sprach auf meine eigene Gefahr!"

„Gleichviel, es bleibt ein beleidigendes Wort! Wenn man ein Mädchen so behandelt, wie er mich, dann hat man nie daran gedacht, ihm seine Hand anzutragen, und ist von Sinnen, wenn man annimmt, dies Mädchen könne noch an eine wahre Neigung glauben. Oder soll in der Versicherung, daß er mich für seine Thorheit heirathen wolle, eine Ehrenerklärung liegen, in der sichern Voraussetzung, daß ich vernünftig genug denke, seine Hand auszuschlagen? Ist es so, dann bringen

Sie ihm die Versicherung zurück, daß ich in der That auf diese Ehre verzichte!"

Ulrike blieb schweigend, aber mit laut pochendem Herzen, unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen Entgegnung. Auch Veronika schwieg, und Beide saßen geraume Zeit neben einander, den Boden vor sich anstarrend.

„Es war mir unbekannt," begann die Gräfin darauf, „daß mein Bruder in seinem Betragen gegen Sie eine Schuld auf dem Gewissen hat. Ich denke nicht daran, ihr nachzuforschen. Was ich aber aus seinen Geständnissen höre, ist eine ernste Neigung, viel zu ernst und zu tief, um ohne erschütternde Kämpfe abgethan zu werden."

„Er hat die Kämpfe mir nicht erspart," rief Veronika, „er mag die seinen tragen!"

Wieder eine lange Pause. Von fern grollte ein Wetter herauf, das der heiße Morgen gelockt hatte. Die beiden Mädchen achteten nicht darauf. — „Sie geben damit zu," meinte Ulrike, „daß für meinen Bruder innere Kämpfe möglich seien. Und so ist es. Er wird sehr unglücklich sein, denn seine Liebe ist aufrichtig. In seinen Hoffnungen lebten Sie bereits als die künftige Gräfin von Eigelstein —"

„Das sind Träume, über die er künftig lachen wird, und Sie selbst, Gräfin, werden dieselben dann ebenso lächerlich finden! Es wäre schlimm für den Grafen, wenn er sich so jung zu einer Mißheirath verirrte, und

ich bin zu stolz, um jemals einem gräflichen Hause als die nur Geduldete oder nicht Anerkannte anzugehören. Dieser Stolz bürgt Ihnen dafür, daß in dem Hause Eigelstein niemals eine bürgerliche Hausfrau schalten wird, deren Eindringen das Unglück des Hauses wäre, nach dem Urtheil der Welt."

„Das wäre doch zu überwinden," sagte Ulrike nach einer Weile. Und dann in rascherem Tone begann sie: „Veronika — wir wollen es heute lassen! Ich bin Ihnen schwesterlich entgegengekommen —"

„Das fühle ich tief und dankbar, liebe Gräfin, und empfinde es zugleich bitter, hinter Ihrer Herzlichkeit so weit zurückbleiben zu müssen. Forschen Sie nicht weiter, und lassen Sie uns niemals wieder berühren, was wir heute besprochen! Niemals! Haben Sie Einfluß auf Ihren Bruder, dann suchen Sie ihn bald von hier und in seine früheren Verhältnisse zurück zu schaffen. Dort mag er vergessen — wenn er etwas zu vergessen hat. Ich wünsche ihn nicht mehr zu sehen, noch mit Ihnen über ihn zu sprechen."

Beide Mädchen hatten sich erhoben und schritten schweigend, aber innerlich erregt, auf dem Waldwege neben einander hin. Veronika konnte ein Gefühl der Erbitterung schwer bewältigen, Ulrike war verstimmt, sie war es gegen den Bruder, der ihr eine Schuld verheimlicht, sie war es gegen sich selbst, daß sie zu rasch, zu offen gegen Veronika herausgegangen,

sie fühlte sich zudem durch den Stolz ihrer Gefährtin, durch deren Zurückweisen ihres Vertrauens verletzt. So kamen Beide in die Nähe des Forsthauses. Ulrike wünschte nicht noch einmal einzutreten. „Leben Sie wohl, Veronika!“ rief sie schnell. „Wir haben einander heut wohl nichts mehr zu sagen!“ — „Ich danke Ihnen dennoch, Gräfin,“ entgegnete Veronika, und wollte noch ein freundliches Wort hinzufügen. Allein schon hatte sich Ulrike gewendet, und eilte rasch dem Heimwege zu.

In ihrer Aufregung gab sie auf den Weg nicht acht und gerieth auf einen Pfad, der sie durch sein Ansteigen täuschte, und sie in eine falsche Richtung führte. Sie wurde dessen erst gewahr, als ein starker Blitz und Donnerschlag sie aus ihren Gedanken weckte. Umkehren mochte sie nicht. Sie mußte nach ihrer Meinung dem Schlosse bereits näher sein als der Försterei. In diesem Irrthum schritt sie fort. Inzwischen hatte sich der Himmel schwarz umwölkt, und bald herrschte in dem Tannendickicht eine völlige Nacht. Ueber die Wipfel sausten gewaltige Windstöße, trockene Aeste krachten, und bald prasselte Hagel und Regenguß breit und ausgiebig nieder. Die Gräfin, doch etwas geängstigt durch die Macht des Wetters, suchte sich unter den Zweigen zu halten, aber auch von dort wurde sie vertrieben, denn wie eine Traufe lief die Regenfluth von den Aesten des Nadelholzes nieder.

Zugleich mußte sie bemerken, daß das Wasser wie ein Bach an ihren Füßen dahin floß, und sie sich somit auf einem wieder absteigenden Wege befand. Es war eine rathlose Lage. Ihr leichtes Schuhwerk war längst durchweicht, ihre luftige Sommerkleidung durch Näße und Gestrüpp verunstaltet, ihr Sonnenschirm im Dickicht verloren gegangen. Sie suchte nicht darnach, sie ließ die Fetzen ihres Gewandes achtlos an den Dornen haften, sie bebte entsetzt zusammen vor den Blitzen und weit durch die Berge aushallenden Donnerschlägen. Aber dennoch war sie fortgeschritten, da sich nirgends ein Schutz hatte finden lassen. Und jetzt stand sie endlich am Ausgange des Pfades, der in die breite Fahrstraße mündete. Unter der Kuppel einer mächtigen Baumgruppe fand sie hier ein Obdach, freilich zu spät, um der Gefahr des strömenden Regens zu entgehen. Aber sie mußte ausharren, denn die Richtung schien ihr völlig verloren.

Da kam ein Wagen die Straße daher. Sie schwankte, ob sie fremde Hülfe anrufen sollte. Ein Herr blickte aus dem Schlage, und Ulrike, im Gefühl ihrer völlig verwahrlosten Toilette trat hinter den Stamm zurück. Plötzlich gebot der Herr dem Kutscher zu halten, sprang mit einem Regenschirm aus dem Wagen, und eilte auf die Hülflose zu. „Gräfin Ulrike!“ rief er. „Diesem Wetter waren Sie ausgesetzt — und ohne Begleitung?“ Schon hielt er den Schirm über sie, und bot ihr den Arm.

Ulrike fühlte, daß die Ueberraschung sie fast lähmte, als sie diese bekannte und hier völlig unerwartete Stimme vernahm. Ihr Schreck war groß, aber etwas von freudiger Zuversicht kam zugleich über sie. „Gestatten Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schlosse geleite?" fuhr der Herr fort, indem er dem Kutscher umzuwenden gebot.

„Ich bin in der Lage, Ihre Hülfe annehmen zu müssen, Herr Forstrath," sagte Ulrike, in deren Stimme der Schreck noch zitterte, „Sie verpflichten mich sehr!"

Sie nahm den Arm ihres Retters, der ihr in den Wagen half, ließ sich einen Mantel, eine Decke gefallen, wodurch er sie zu schützen suchte, sie hörte mit Beben die Worte seiner freundlichen und angelegentlichen Sorge um sie. Es hätte in Ulrikens Charakter gelegen, eine Situation, wie die ihrige, unter gleichgültigeren Umständen von der heiteren Seite zu nehmen, und wirklich machte sie einen Versuch dazu, der jedoch beinahe in sein Gegentheil umschlug. Denn die Thränen standen ihr näher als das Lachen. Das Gespräch mit Veronika wirkte in ihr nach, die unerhörte Situation, jetzt an der Seite dieses Mannes zu sitzen, des Bruders jenes Mädchens, machte sich in ihrem Gemüth geltend. Die Sprache versagte ihr mehr und mehr. Der Forstrath achtete rücksichtsvoll ihr Verstummen, und begann erst in der Nähe des Schlosses wieder ein gleichgültiges Gespräch. Man hielt endlich, Ulrike ließ

sich aus dem Wagen helfen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Retter zum Bleiben einzuladen, zumal sie bei dem nöthigen Wechsel ihrer Kleidung ihm nicht hätte Gesellschaft leisten können. Ich danke Ihnen, Herr Forstrath," sagte sie. „Mein Bruder wird nicht verfehlen —"

Ein entsetzliches Geschrei im Hausflur unterbrach sie, denn Frau von Trutzleben und das Kammermädchen wollten bei dem Anblick des Zustandes der Toilette Ulrikens schier in Krämpfe fallen. Sie eilte mit einem raschen Gruß in's Haus. Der Forstrath entgegnete ihn eben so rasch, und ließ den Kutscher in Eile vom Hofe fahren. Der Regen hatte sich gemäßigt, bald flogen nur noch zerrissene Wolkenfetzen als Nachzügler durch die Luft. —

Horst kam auch heut nicht zu Tische. Er hatte die Einladung der Frau Doctorin gern angenommen, hatte seinen ersten Besuch bei der Familie in der Stadt gleich möglichst ausgedehnt, und war bis zum Abend zu Gast geblieben. Es waren heitere Stunden, die er verlebte, soweit sein Gemüth sich zur Heiterkeit stimmen ließ. Genügte es ihm doch schon, daß er sich unter Veronika's Angehörigen befand, und die Rede von Zeit zu Zeit auf sie kam. — Es war gegen zehn Uhr, als er heimkehrte. Dießmal wußte ihn Frau von Trutzleben noch zu erwischen, und ihm im Zimmer der Damen das haarsträubende Abenteuer Ulrikens zu erzählen.

Sie that es mit einer Art von Vorwurf gegen Horst, als müsse er, gegen den sie viel auf dem Herzen hatte, auch hieran schuld sein. Freilich wußte sie nicht, daß Ulrike bei Veronika gewesen, da erstere nur von einer „Waldpromenade" gesprochen, bei der sie das Gewitter überfallen habe. Gleichwohl hatte Frau von Trutzleben nicht übel Lust, einige schnöde Bemerkungen über seine Besuche im Forsthause einfließen zu lassen, obgleich ihr Horst niemals ein Recht zugestanden, über seine persönlichen Verhältnisse ein Wort zu verlieren. Ulrike, welche die Absicht der Tante witterte, wußte vorzubeugen.

Als sich die Dame endlich zur Ruhe begeben, begann die Schwester: „Horst, hast Du gewußt, daß Veronika's Bruder zum Besuch hier eintreffen werde?"

„Allerdings, sie sprach davon."

„Warum sagtest Du mir nichts darüber?"

Horst hatte in diesem Punkte nichts verhehlt, er hatte es nur eben vergessen, da er nicht ahnte, daß die Schwester ein Interesse dabei haben könne. Ueberdieß war ja bis gestern seine ganze Beziehung zum Forsthause sein Geheimniß gewesen. „Und nun gar gestern Abend," schloß er, „was ging mich da der Forstrath an? Ich konnte nur von ihr allein sprechen. Aber es scheint, als sei Dir seine plötzliche Ankunft unangenehm — warum? Ich begrüße sie eigentlich mit Freuden —"

Ulrike unterbrach ihn schnell: „Gieb Dich nicht gar

zu hochfliegenden Hoffnungen hin! Du hast mir die Gründe verheimlicht, warum Veronika sich mit Kälte von Dir abwendet."

Eine dunkle Röthe der Beschämung übergoß Horst's Gesicht. „Du warst bei ihr, Ulrike?" begann er klein-laut und erwartungsvoll.

„Ich hätte Grund es zu bereuen," entgegnete die Gräfin mißmuthig. „Dies Mädchen dünkt sich viel zu schade, um sich zu der unglücklichen Stellung einer Gräfin von Eigelstein herzugeben! Wir dürfen kaum hinaufsehen zu der stolzen, bürgerlichen Försterfamilie!" Ulrike sprach es mit bitterem Hohn, aber dennoch war jetzt das Erröthen an ihr. Ihr Gewissen strafte sie selbst. Sie erhob sich, und schritt einmal durch das Zimmer. Dann blieb sie vor dem Bruder stehen und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Horst," sagte sie ernst, „wir selbst tragen die Schuld, wenn Veronika und ihre Familie uns kalt von sich weisen."

Horst neigte einverstanden das Haupt. „Ich trage die Schuld allein," entgegnete er, „Du nicht."

„Ich auch — und vielleicht kennt Veronika die meinige, und ließ sie mich entgelten."

„Du, Ulrike? Wie ist es möglich?"

„Du wirst es einst erfahren. Heut nichts mehr! Ich fühle mich erschöpft. Gute Nacht!" — —

Eine glücklichere Stimmung herrschte an diesem Abend in der Försterei. Der Sohn des Hauses, der

Stolz der Familie, war eingetroffen. Der Alte hörte ihn mit Genugthuung reden, die Postmeisterin wußte sich zwischen dem Familienzimmer und der Küche, in der sie heute besondere Künste zu entfalten suchte, nur mit Eifersucht zu theilen, und Veronika saß an der Seite des Bruders, ihre Hand in der seinen, und hatte ein Gefühl der inneren Beruhigung und der Sicherheit, wie sie es lange nicht empfunden. Zuweilen aber sah der Bruder sie doch leise fragend an, als ob er irgend einen alten Zug in ihrem Antlitze vermisse, und wenn er dann liebevoll die Hand an ihren Scheitel legte und sanft an dem Oval ihres Gesichtes hinab strich, dann sah sie ihn zwar mit aller Herzlichkeit an, mußte die Augen aber doch, wie in leiser Verwirrung, wieder senken. Der Alte aber wurde gesprächiger, eine Flasche des guten Weins, welchen Ludwig mitgebracht hatte, erhöhte seine vergnügte Stimmung. Noch spät in das Dunkel hinein saß die Familie unter dem Dach der breitästigen Linden, die den Platz vor dem Regenschauer geschützt hatten, und genoß die Kühle und das Glück des Beisammenseins. —

Schon früh am andern Morgen stellte sich Graf Horst ein, um dem Forstrath seinen Gegenbesuch zu machen, und ihm für seine Ritterdienste gegen Ulrike zu danken. Veronika hatte sich bei seinem Eintreten entfernt, um nicht wieder zu erscheinen. Horst war außerordentlich zuvorkommend, ja herzlich, gegen den

„alten Jugendfreund," wie er Ludwig nannte, und sprach seine Freude des Wiedersehens und der Wiedervereinigung mit wirklich gewinnenden Worten aus. Ludwig mußte über eine solche Begrüßung wohl stutzen, eingedenk des geflissentlichen Ausweichens und Ablehnens, das der Graf bisher gegen ihn beobachtet. Der Forstrath war ein Mann, von Welt, und hatte im Leben viel Menschenkenntniß erworben. Wenn er daher, ohne den Grafen die frühere Vernachlässigung entgelten zu lassen, ihn mit bester Form willkommen heißen konnte, so wurde er darin noch unterstützt durch den Ton warmer Aufrichtigkeit, der ihm aus Horst's Worten entgegenklang. Er bemerkte mit einiger Verwunderung, daß er sich ein falsches Bild von dem jungen Grafen gemacht. Oder hatte dieser zwei verschiedene Gesichter und Erscheinungen, eine für die Welt und Gesellschaft, die andere für die freiere Muße und Rast in der Natur? Es giebt solche Leute, die darum noch nicht falsch oder heuchlerisch genannt zu werden brauchen; sie sind nur unfrei in ihrem Wesen und in ihrer Bildung. Vorurtheil und Formenschranken ringen in ihnen mit der Innerlichkeit, und machen ihre Entwicklung lückenhaft und unstät. Unser Culturleben brütet wunderliche Spielarten von Menschen aus. Dieser junge Mann — so beobachtete Ludwig — war hier gar nicht der ablehnende, hochfahrende Cürassieroffizier, er schien dergleichen nie gewesen. Hier war eine angenehme Natür-

lichkeit, der bei aller weltmännischen Form das Zurückfallen in eine gewisse Schüchternheit sehr wohl stand; eine Sprache, von deren warmen Gemüthstönen man sich angemuthet fühlte. So ließ Ludwig während des Gesprächs eine freundschaftliche Gesinnung immer mehr walten, wenn er auch aus anderen Gründen weder wünschte noch erwartete, daß sich ein näherer Verkehr zwischen ihm selbst und den Schloßbewohnern noch anbahnen könne. Er sagte weder ja noch nein, als Horst ihn beim Abschied dringend bat, fortan gute Nachbarschaft zu halten.

Der günstige Eindruck, den er von Horst empfangen, sollte freilich schon in der nächsten Stunde einen starken Gegenschlag empfangen. Und zwar war es der Vater selbst, welcher durch einige Andeutungen zu verstehen gab, daß er über den Charakter des Grafen sehr ungünstig denke. Der Alte sprach sich nicht deutlich aus, doch witterte Ludwig, daß seine Schwester nicht ohne Beziehung zu dem harten Urtheil des Vaters über den Grafen stehe. Er mochte nicht weiter forschen, beschloß zu beobachten, ein gelegentliches Wort von Veronika selbst abzuwarten.

Während aber Vater und Sohn noch sprachen, war dem Gegenstande ihres Gespräches das Glück, einen ersehnten Augenblick zu erfassen, so günstig, wie er es nicht besser erwarten konnte. Denn als Horst eben die Schwelle des Hauses verließ, bemerkte er zwischen dem Laub-

gehölz, welches sich wohlgeschont vom Garten bis an die Tannenwand zog, ein sommerliches Gewand. Er erkannte es, sein Herz pochte mächtig, er konnte sich die Gelegenheit, mit der Geliebten allein zu sprechen, nicht entgehen lassen.

Veronika, in dem Wahn, der Graf sei bereits fort, war hinausgegangen, um einen Strauß von Waldblumen, die der Bruder gern hatte, für den Mittagstisch zu sammeln. Da hört sie Geräusch, Tritte hinter sich, und wie sie sich umwendet, sieht sie den Grafen herankommen. Sie kann ihm jetzt nicht ausweichen und bleibt stehen, um ihn zu erwarten. Beide stehen sich einen Augenblick, fast lautathmend vor Erregung, und einander erwartungsvoll musternd, gegenüber. „Veronika!“ beginnt Horst, „gewähren Sie mir endlich ein Wort! Lassen Sie einen Unwürdigen, Reuigen nicht ganz verzweifeln! Ich habe keinen Gedanken, als Ihre Verzeihung, Ihre Liebe —“

„Gräfin Ulrike kennt meine Gesinnungen,“ entgegnet Veronika mit einem Tone, welcher hart sein soll, in dem aber doch ein innerster Kampf durchklingt. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, Herr Graf!“

„Veronika, nicht diese herzlose Kälte!“ ruft Horst flehentlich. „Nur auf Minuten geben Sie mir Gehör!“ Und nun mit voll ausströmendem Herzen bekennt er ihr seine Liebe, seine Qualen, seine Verzweiflung. Er klagt sich an, er spart sich selbst nichts, er läßt sie seine innere Wandlung erkennen, seinen leidenschaftlichen

Schmerz, die ganze Macht und Tiefe seiner Neigung, einer Neigung, die ihr, der Geliebten, die Hoffnungen eines ganzen Lebens anheimgiebt. Der Augenblick legt ihm die Worte auf die Lippen, wie das Gemüth sie empfunden hatte. — Und Veronika hört diese Worte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, sie sieht einen durchaus gewandelten Menschen vor sich, und steht im Innersten ergriffen und erschüttert vor dem Ausdruck dieser Leidenschaft.

„Eins bitte ich vor Allem, Veronika!" fährt Horst fort. „Nehmen Sie durchaus jenes schreckliche Wort zurück, das ich mir verdiente, wie ich war, das ich aber nicht ertrage, wie ich bin! Geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie mich nicht mehr verachten!"

„Das sei vergessen! Ich nehme es zurück!" ruft Veronika bebend.

Horst stürzt zu ihren Füßen, ergreift ihre Hand und preßt sie an seine Lippen. „Und wenn Sie es vergessen können, Veronika, dann lassen Sie mich mein Glück hoffen! Sein Sie mein guter Engel im Leben, mein höchstes Gut, mein Weib!"

Veronika's Kniee wanken, sie preßt die Hand auf's Herz — wird sie einen Augenblick in ihren Entschlüssen unsicher sein? Der Gedanke an ihren Vater, an ihren Bruder, tritt wieder hervor, Alles, was sie sich mit klarem Verstande deutlich und fest vorgezeichnet hat, und mit starker Selbstüberwindung spricht sie hastig:

„Niemals, Graf Horst, niemals! Ich will Ihr Unglück nicht — täuschen Sie sich nicht — ich liebe Sie nicht! Ich kann Sie nicht lieben!“ Thränen stürzen aus ihren Augen und strafen ihre Rede Lügen. Horst, noch auf den Knieen, hält ihre Hand fest, sie aber reißt sich los und flieht quer durch das Gebüsch dem Hause zu. Noch hört sie ihren Namen hinter sich rufen — es ist ihr, als ob sie zurück müßte. Aber sie flieht vorwärts, die Treppe hinauf nach ihrem Schlafzimmer, und schiebt den Riegel vor die Thür. Dann sinkt sie zu Boden, wirft Arme und Gesicht auf einen Sessel, und läßt ihren krampfhaft hervorbrechenden Thränen freien Lauf.

Frau von Trutzleben neigte sich an diesem und dem folgenden Tage zu der Annahme, Horst sei auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Er antwortete verkehrtes Zeug, und betrug sich bei einigen wirthschaftlichen Vorschlägen, die sie machte, so sonderbar ausfallend gegen sie, daß sie in den heftigsten und vielleicht gerechtfertigten Aerger gerieth. Ulrike war auch verstimmt, schweigsam, gar nicht umgänglich, sie hörte nicht einmal zu, wenn die Tante sich über die Mägde erging und Neuigkeiten aus dem Kreise des Dienstpersonals brachte. Denn Frau von Trutzleben hatte einen sehr regen Sinn für die Angelegenheiten anderer Leute, und liebte es, die Verhältnisse auszuforschen. Fehlte ihr die höhere Gesellschaft, so nahm sie mit dem Interesse an der niederen fürlieb. Inzwischen mochte sie sich nicht

gern zu viel ärgern, und es tauchte bereits das Bedauern in ihr auf, nicht lieber zu einer guten Freundin, die sie nach Mecklenburg eingeladen hatte, gereist zu sein. —

Am dritten Abend nach seiner letzten, niederschlagenden Unterredung mit Veronika ließ Horst sein Pferd vorführen. Er hielt es nirgends mehr aus. Er wollte hinunter in die Ebene, dahinjagen, und wär's die ganze Nacht durch, und wär's auf Nimmerwiederkehren. Er hatte kein Ziel im Auge, er wollte kein Ziel haben — und doch lenkte er sein Pferd in den Weg, der an der Försterei vorbeiführte. Sein entgegenkommendes Freundschaftsgefühl für Ludwig hatte sich gewandelt, er fühlte eine Art von Eifersucht gegen ihn. Ja, er war eifersüchtig auf den Bruder der Geliebten, auf ihn, der vielleicht ihr Herz gegen ihn eingenommen. Die Eifersucht steigerte sich in seiner aufgeregten und verzweifelten Phantasie bis zum Hasse, denn mehr und mehr galt ihm der Bruder wie ein bevorzugter Geliebter. Unter solchen gefährlich brütenden Empfindungen kam er an eine Waldesecke, wo sich der Weg nach der Försterei abzweigte. Es dunkelte schon stark, die Sterne traten heller hervor, als ein Vorübergehender ihn grüßte. Nur an der Stimme konnte er in der Gestalt einen jungen Forstgehülfen erkennen. Horst hielt sein Pferd an. Da war ein Mensch aus der Försterei! Er hätte ihn ausfragen, ein langes Gespräch mit ihm führen mögen! Aber wie beginnen? Wie, wonach fragen?

„Ist die — die Familie zu Hause?" brachte er mühsam hervor.

„Nicht Alle!" entgegnete der Gefragte. „Der Herr Forstrath ist mit der Schwester weggefahren."

Ein Schreck lähmte fast die Zunge Horst's. „Weggefahren? Wohin?"

„Ich kann es nicht sagen, doch scheinen sie sich auf einige Zeit gerüstet zu haben, sie nahmen Gepäck mit."

Vor Horst's Seele stand eine furchtbare Gewißheit. Schon einmal war Veronika vor ihm entflohen, jetzt entführte sie ihm der Bruder, weit, weit weg, um sie für immer vor ihm zu verbergen. So war's, es konnte nicht anders sein! „Wann sind sie davon gefahren?" fragte er, erfaßt von bitterer Selbstfolter.

„Vor einer Stunde etwa — oder einer halben."

„Welchen Weg?"

„Diesen, der in die große Kunststraße mündet."

Horst grüßte kaum zurück, er spornte sein Pferd und jagte in wildestem Laufe hinab. Das unglückliche Thier hatte den rücksichtslosesten Reiter, dem es nicht einmal darauf anzukommen schien, ob er selbst bei dieser sausenden Hetze das Genick bräche. Er wollte, er mußte die Fliehenden erjagen. So ging es fort, selbst auf der harten, ebneren Straße. Die Funken stoben durch die Nacht, der Hufschlag rasselte, als ob Roß und Reiter versprengte Gespenster aus dem Troß des wilden Jägers wären. Jetzt ist ein Wagen in Sicht —

die letzte Kraft wird angestrengt. Er ist erreicht, von dem Rasenden fast überholt, da bricht die Kraft des Rosses zusammen, es stürzt und schleudert den Reiter fast unter die Räder des Wagens. Die Pferde werden scheu und bäumen sich hochauf, der Kutscher kann sie kaum halten. Aus dem Wagen aber ertönt ein halb-unterdrückter Schrei. Veronika hat den Stürzenden erkannt.

Es gelingt, der Wagenpferde Herr zu werden. Ludwig und Veronika steigen aus, und finden Horst für leblos am Boden. — Ein Kohlenmeiler ist in der Nähe. Der Kutscher ruft die Arbeiter mit einem brennenden Kienspahn herbei. Horst's Gesicht ist von Blut überströmt, er giebt kein Lebenszeichen. Bruder und Schwester stehen erschüttert, und berathen, was zu thun sei? Veronika widersetzt sich dem Plan, den Grafen in den Wagen zu nehmen und ihn in das Haus des Doctors mitzubringen. Denn sie waren auf dem Wege nach der Stadt, wo Ludwig seine Verwandten begrüßen wollte, und hatten zur Fahrt die Abendkühle gewählt, um am nächsten Abend zurückzukehren. Ludwig zeigte Bedenken, allein nach der Stadt zu fahren, um den Arzt zu holen, und die Schwester so lange in der Nacht bei dem Verunglückten zu lassen. Allein Veronika's Wille drang dießmal durch, und sie traf sogleich die Anstalten, Horst, der inzwischen Zeichen des Lebens gegeben, in der Nähe ein Lager zu verschaffen. Die Köhler hatten neben

ihrem Meiler eine Hütte von Stangen und trockenem Tannenreisig. Dahin wurde Horst getragen, und auf eine Roßdecke über Moos und Laub gelegt. So fuhr Ludwig, sehr gegen seine eigenen Wünsche, allein nach dem Arzte.

Die Köhler befestigten einen brennenden Kienast als Fackel an der Hütte, und bei seinem unstäten Flackerlichte saß Veronika am Boden, und forschte in den Zügen des schwer Athmenden. Draußen standen die dunklen Gestalten der beiden Waldarbeiter, den Unglücksfall unter sich besprechend und beklagend, bis sie sich entfernten. — Nun war Veronika allein mit Horst. Sie trocknete mit ihrem Taschentuche das Blut von seiner Stirn, sie nahm seine Hand, um nach der rascheren Wiederkehr warmen Lebens zu spüren. Da schlug er die Augen auf. Ein glückseliges Lächeln ging leise über seine Züge, als er ihr Gesicht über sich gebeugt sah. Er schloß die Augen wieder, aber ihre Hand hielt er fest in der seinen. — Was Veronika in diesen bangen Stunden der Erwartung empfand, war ein Gemisch von tiefstem Schmerz und einem Gefühl des Glücks, das sich aus aller Furcht und Todesangst doch hervorzu ringen begann. Sie empfand, daß es unmöglich sei, gegen ihre Liebe länger anzukämpfen. Ja, sie liebte ihn, liebte ihn seit lange, sie liebte ihn von dem Tage, da er seit der Kindheit wieder in ihrem Garten erschienen. Aber sie hatte ein starkes (Herz,) und schalt sich

selbst über eine Liebe, die durchaus verloren sein mußte. Sie war nicht blind gegen seine Schwächen, viel an seiner Art und Weise war ihr widerwärtig gewesen, sie hatte ihn endlich haffenswerth gefunden, ihren Stolz gegen ihn wach gerufen, ohne dies stolze Herz doch jemals gegen ihn verschließen zu können. Von Hoffnung wollte sie dennoch nichts wissen. Sie glaubte nicht an ihn, sie hatte trotz ihrer Liebe kein Vertrauen zu seinem Charakter. Und wie sie einst seiner Ungehörigkeit gegenüber sich in ihrer Liebe erniedrigt gefühlt, so hatte sie Ulrikens Mittheilungen gegenüber auch nichts von Genugthuung fühlen können, denn sie hielt seine Wandlung für einen Wahn, seine Pläne, seine leidenschaftliche Neigung, Alles für Wahn. Aber selbst wenn sie nach seiner letzten warmen Aussprache endlich an die Wahrheit seiner Empfindungen glaubte, so rang sie auch da noch, ihre Liebe zu bezwingen. Denn vor ihren Augen stand all' das Mißliche einer Vereinigung zwischen Horst und ihr. Sie wollte sich bekämpfen, um ihm und sich selbst einstige schwerere Kämpfe zu ersparen. Noch waren solche Schranken, die sie sich und ihren Hoffnungen selbst errichtete, in ihr nicht gefallen, aber mächtiger hatte ihr Herz noch nie geschlagen, als in diesen Stunden, da sie einsam in der Nacht an dem Lager Horst's wachte. Glauben und Vertrauen wollten sich in ihre Seele schmeicheln, und ein leises Zittern unsagbarer Wonne überrieselte sie. Noch immer

hielt Horst ihre Hand fest. Sie entzog sie ihm nicht. — Jetzt fühlte sie einen leisen Druck der seinigen, er machte eine Bewegung und wendete sich zu ihr. „Sie wollen mir nicht entfliehen?“ sagte er matt. „Sie sind noch da!“

„Ich bin bei Ihnen. Wie fühlen Sie sich?“

„Gut, Veronika! Wie im Himmel! Sie sind so gütig — so gütig!“ Er zog ihre Hand an seine Lippen und sank erschöpft zurück. — Beide schwiegen. Es war so still umher, eine laue Sternennacht, kaum daß das Knistern des schwelenden Meilers draußen sich bemerklich machte, oder ein tieferes Summen durch die Föhrenwipfel wehte.

Das Rollen eines Wagens wurde von fern hörbar. Nicht lange, so näherten sich deren zwei, und aus dem ersten eilte Ludwig mit dem Doctor nach der Hütte. Es fand sich, daß Horst's Zustand nicht gerade bedrohlich zu nennen sei. Die Wunde auf der Stirn hatte wenig zu sagen, allein eine gebrochene Rippe und einige starke Contusionen erforderten Vorsicht. Die Ohnmacht, hauptsächlich der Gegenschlag auf die furchtbare Aufregung des Gemüths und die körperliche Ueberanstrengung, ging vorüber, der Arzt legte einen Verband an. Horst sprach ruhig und sanft, sein Groll gegen Ludwig schien geschwunden, er schien still beglückt, und dankte den Männern für ihre Mühe. — Veronika war während dem hinausgetreten und ging in einiger

Entfernung auf und nieder. „Wo ist sie?“ fragte Horst plötzlich. „Doch nicht hinweggefahren?“

„Da kommt sie schon wieder!“ entgegnete lächelnd Doctor Markwart, der inzwischen auf der Herfahrt mancherlei Mittheilungen und Ansichten mit dem Forstrath ausgetauscht hatte. „Uebrigens,“ fuhr er fort, indem er Ludwig eine Cigarre anbot und selbst eine anzündete, „übrigens mache ich den Vorschlag, daß meine Nichte und ihr Bruder mit Ihnen, werthgeschätzter Herr Patient, wieder heimfahren, und mich allein nach der Stadt zurückkehren lassen. Es ist Mitternacht, meine Familie liegt in den Betten, und der nächtliche Besuch wäre für alle Theile umständlich, Sie können morgen oder ein andermal kommen. Sie aber, lieber Graf, haben Ihren armen Fuchs zu Schanden geritten und sich auf fremde Hülfe gestellt. Nun, wir brauchen nicht so zu eilen. Friedrich —“ Er rief seinen Kutscher herbei und gab ihm einen Auftrag. „Ich habe für alle Fälle mein Flaschenfutter mitgebracht, als Pflasterkasten für die Gesunden. Da unsere schwarzen Gastfreunde sollen auch einen Dank haben!“ Der Arzt setzte sich auf den Boden und nöthigte die Andern in scherzhafter Weise, Platz zu nehmen, schenkte ein und ließ das Glas herumgehen. Die Köhler, durch den feurigen Labetrank sehr erfreut, steckten neue Kienbrände auf. „Da säßen wir wie die Zigeuner!“ redete der Doctor weiter. „Das hat auch seine Reize. Etwas

vom Zigeunerthum mag wohl in jedem tüchtigen Kerl stecken, und es ist ganz gerechtfertigt, wenn man sich dem Einerlei des geselligen Lebens gelegentlich zu entziehen sucht, und einmal hinten ausschlägt. Aber man muß es nicht so weit treiben, lieber Graf, daß man stürzt, und nur mit Mühe und Noth am Genickbrechen vorbeikommt. Mit leidenschaftlicher Hast erjagt man überhaupt nicht, was man sich wünscht — ach, liebe Veronika, meine Frau schickt Dir ein Mäntelchen gegen die Kühle mit, willst Du Dir das wohl von Friedrich geben lassen?"

Veronika verstand ihn, und verließ den Platz.

„Nun, lieber Graf," fuhr der Arzt fort, „müssen Sie mir mit Handschlag versprechen, sich ruhig zu verhalten. Sie haben gute Freunde, die gern erbötig sind, für Sie zu handeln. Sie legen sich zu Hause ruhig nieder, und überlassen uns, was zu Ihrer Genesung nöthig ist. Meine Frau läßt Ihnen das besonders einschärfen — verstehen Sie? Denn so rasch, wie Sie vielleicht glauben, geht es doch nicht vorwärts. Mein Bruder da im Walde, Ihr Förster, ist ein tüchtiger Mann, aber etwas starrköpfig. Es wächst bei ihm noch manches bittere Kräutlein, das auch mit zur Arznei gehört. Sie müssen das erst zu überwinden suchen. Versprechen Sie mir jetzt, sich ruhig zu halten?"

Horst hatte die Augen niedergeschlagen, gab dem Arzte die Hand, und reichte sie dann Ludwig. „Also

gut!“ rief der Doctor. „Und nun nach Hause! Ich komme morgen im Laufe des Tages nach Eigelstein, und hoffe Sie leidlich munter zu finden!“ Er gab dem Forstrath noch einige Anweisungen für den Verwundeten, nebst einem Päckchen auf alle Fälle, half Horst in den Wagen, und man trennte sich nach verschiedenen Richtungen.

Nicht lange vorher hatte Ludwig Ulriken aus dem Gewitter nach dem Schlosse gebracht, jetzt führten beide Geschwister aus der Försterei Ulrikens Bruder in ungleich schwierigerer Lage nach Hause. Es soll übergangen werden, wie die Gräfin und die Tante den Verunglückten empfingen, und wie der Förster die unerwartete Heimkehr der Seinen in der Nacht und die Erzählung ihres Abenteuers aufnahm. Zu übergehen auch ist der Besuch Ludwig's und Veronika's in der Stadt, den sie einige Tage darauf erneuerten, und nur berichtet sei, daß es mit des Grafen Gesundheit sich von Tag zu Tage besserte. Und zwar trotz der Pflege der Tante Trutzleben, die bei einem großen Aufwand von Umständlichkeit doch schließlich fremder Hände bedurfte, um nur das Nöthigste zu leisten. Doctor Markwart erschien einen Tag um den andern, gewöhnlich gegen Abend, um nach dem Rechten zu sehen. Er brachte, bei scheinbar ernstem Gesicht, immer gute Laune mit, und wußte auch seinen Patienten darin zu erhalten. Ohne kleine satirische Seitenhiebe ging es freilich nicht ab. Horst

ertrug sein Krankenlager mit Geduld und Heiterkeit, seine Augen hafteten auf einem Blumenstrauß, den Ludwig mit heraufgebracht hatte. Dieser leugnete nicht, daß seine Schwester ihn gebunden.

Der Forstrath war jetzt ein täglicher Gast im Schlosse. Horst erwartete ihn mit ungeduldiger Sehnsucht, und entsendete einen Boten nach ihm, wenn er bis Nachmittag nicht erschienen war. Dabei ließ sich nicht vermeiden, daß Ulrike und Ludwig häufig am Lager des Kranken zusammentrafen, und der Verkehr Beider aus anfänglicher Förmlichkeit mit der Zeit rascher, freudiger, wärmer wurde. Horst hörte manchmal überrascht zu, fühlte sich gemüßigt zu beobachten — er hatte Zeit dazu — und glaubte zu den angenehmsten Wahrnehmungen zu kommen. Häufiger aber machte Ulrike, wenn Ludwig sich bei ihrem Bruder befand, einen Besuch im Forsthause. Sie that es mit Freude, obgleich Veronika noch niemals auf dem Schlosse gewesen — der Vater würde es nicht gern gesehen haben — der kleine Groll der Gräfin gegen ihre Freundin war vergessen. —

Der Förster ging in dieser Zeit nicht in der besten Laune umher. Schien er auch nicht zu bemerken, was um ihn her leise wirkte und spann, er hatte doch offene Augen, zumal wo es sich um seine Tochter handelte. Ihr verändertes Wesen fiel ihm auf. Das ernste Mädchen war heiterer als sonst — unter den obwaltenden

Umständen gar nicht nach seinem Sinne. Er war auch verdrießlich über seines Sohnes tägliche Besuche auf dem Schlosse. Eines Tages, da er den Forstrath wieder gerüstet fand, hinauf zu gehen, begann er: „Nun, ich höre, der Musje Graf ist wieder auf den Beinen. Was denkt er sich denn nun? Du hast ja gute Freundschaft mit ihm geschlossen und wirst wissen, was er im Sinne hat. Will er hier noch lange unthätig umherlungern? Oder wird er uns durch seine Abreise erfreuen? Ueberwintern wird er doch da nicht wollen?"

„Gewiß nicht, Papa!" entgegnete Ludwig, der sich zuweilen diese, bei dem Alten sonst durchaus nicht beliebte Benennung für den Namen „Vater" erlauben durfte. „Vorerst macht er Baupläne, und ich helfe ihm."

„So? Er will bauen? Wohl ein neues Schloß?"

„Wenigstens ein hübsches, bequemes Wohnhaus mit Garten und Anlagen. Denn das Alles ist da oben nicht zu finden. Freilich bietet der Platz dort für einen derartigen Bau auch viel Schwierigkeiten. Um nur Raum, Licht und Aussicht zu gewinnen, müßte viel Holz heraus geschlagen werden, und leider handelt es sich um die schönsten und prächtigsten Bäume, die dabei fallen müßten."

Der Alte gerieth in Aufregung. „Recht so!" rief er. „Wirthschaftet nur darauf los! Schlagt Alles nieder, den ganzen Bestand da oben! Es ist der beste,

den wir haben. Aber was geht's den jungen Herrn Grafen an! Neue Herrn, neue Launen!"

„Nun, nun!" begütigte der Sohn. „Ein solcher Verlust soll ja eben vermieden werden. Um den Forst dort nicht zu schädigen, sucht der Graf nach einem andern Bauplatze."

„Es ist kein anderer, als der da oben, und der hier, wo die Försterei steht — halt! Hat er diesen etwa schon in's Auge gefaßt? Will er hier bauen?"

„Er hat Rücksicht genug, Dir einen Platz nicht zu nehmen, der Dir seit langen Jahren lieb geworden ist."

„Rücksicht hin, Rücksicht her! Er ist der Herr, und wird schließlich thun, was er Lust hat. Steife ich mich darauf, hier sei der beste Ort für die Försterei, und sie könne nirgend sonst sein, so gibt er vielleicht nach, aber er schlägt mir da oben Alles nieder und macht mir den ganzen Forst zu Schanden! Das soll er bleiben lassen, lieber gehe ich hier hinaus. Ich gebe nichts auf dabei. Denn schon dem verstorbenen Grafen habe ich immer umsonst gepredigt, es sei für die ganze Wirthschaft besser, wenn ich da oben hauste. Sag' dem jungen Herrn das. Ich ziehe gern hinauf, er mag hier bauen so viel er will. Freilich — die Veronika wird viel aufgeben dabei!"

Ludwig schwieg eine Weile. Er suchte nach dem rechten Wort, um an die letzte Wendung anzuknüpfen.

„Laß uns," begann er, „über meine Schwester ein ruhiges Wort reden, lieber Vater!"

„Ich hör' es schon kommen!" meinte der Alte.

„Nun, wohl denn! Daß der Graf Veronika liebt, hast Du längst erkannt. Er ist entschlossen, ihr seine Hand zu reichen, wenn sie einschlägt."

Der Förster fuhr nicht auf, wie Ludwig erwartet hatte. Der Gedanke mochte ihm nichts Neues mehr sein. „Wenn sie einschlägt!" wiederholte er mit starker Betonung. „Sie mag jetzt vielleicht gern einschlagen, denn daß ihre Gedanken nicht mehr die alten sind, seh' ich wohl — aber ob sie als Gräfin gut einschlagen werde, ist die Frage! Zwar sie ist ein Mädchen, das seinen Platz ausfüllen wird, in welcher Stellung es sei, hoch oder niedrig. Aber da wird nachher die gräfliche Sippschaft kommen, und ihr das Leben sauer machen, und wird es den Grafen fühlen lassen, und ihm in den Ohren liegen, und so wird sie unglücklich werden. Die Beiden sind und sind und sind nicht für einander! Führt er sie in die Welt, so wird sie nicht anerkannt, und beide haben böse Tage, bis sie wieder auseinander gehen. Baut er sich hier an, so wird er die gemeine Verwandtschaft nicht im Hause haben wollen, er wird wieder davon gehen, und ein Elend kommt auch so zu Tage. Ein Graf soll keine Försterstochter heirathen, und eine Försterstochter nicht höher hinaus wollen, als sie geboren ist!"

„Mein lieber Vater," entgegnete Ludwig, „das Vorurtheil, das Dir so bedrohlich scheint, herrscht allerdings noch in gewissen Kreisen. Diese Kreise aber sind nicht die Welt, und niemals wird Derjenige in ihnen *seine* Welt sehen, der mit festem Entschluß sich sein eigenes Leben bilden will. Solche Verhältnisse, wie zwischen dem Grafen und Veronika, haben hundertmal zum Besten geführt, und sind nichts Neues, noch Unerhörtes. Ich lebe in der Welt und kenne sie. Wer den Muth hat, Vorurtheile zu verachten und zu verlachen, der leidet nicht unter ihnen. Es gibt eine Gesellschaft, welche die geistige Höhe unserer Zeit repräsentirt. In ihr ist Jeder nur das, was er durch seinen Werth, seine Bildung, sein Streben sein will und kann. In ihr handelt es sich nicht mehr um Grafen und Försterssöhne — deren ich einer bin — sondern um das, was man mit seinem Charakter und seiner Persönlichkeit vertritt. — Und nun blicke doch einmal auf *unsere* Familie zurück! Ist denn Jeder von uns das geblieben, als was er geboren ist? Haben wir uns, von Deinem Großvater an, nicht Alle — ich will gar nicht sagen in einen höheren Stand erhoben, aber doch eine geistig erweiterte und somit im Leben wirksamere und umfassendere Stellung erworben? Ist es denn etwas so Ungeheures, wenn wir uns mit einem Grafenhause verbinden? Steigen wir hinauf, oder jene herab, wenn es geschieht? Nein! Keines von beiden.

Es zeigt nur, daß die einstigen Endpole überwundener Anschauungen sich berühren, und endlich auszugleichen anfangen, was ein fortschreitendes Culturleben doch einmal ausgleichen muß."

Der Alte hatte schon längst gestutzt und um so aufmerksamer zugehört. „Du bist stolz!" rief er jetzt, nicht ohne Genugthuung.

„Nicht stolzer, als ein Mann sein soll!" entgegnete lächelnd der Forstrath. „Für mich ist Niemand hoch geboren, ich schätze die Leute nur nach dem hoch, was sie aus sich gemacht haben."

„Aber der Charakter des Grafen?" meinte der Vater. „Kannst Du den schätzen? Und was hat dieser verwöhnte Herr schon aus sich gemacht?"

„Freilich noch wenig, aber er ist doch auf dem Wege dazu. Mindestens ist er durch eine Erfahrung schon etwas geworden. Er ist zur Besinnung gekommen. Er weiß, was er will und was er soll. Das ist schon etwas, unter Umständen viel. Ob er jemals ein besonders starker Charakter sein werde? Vielleicht nicht. Dafür weist ihn sein Schicksal, oder seine Neigung — was hier dasselbe ist — an ein starkes Weib, an Veronika's Charakter. Das ist so die Einrichtung der Natur. Nicht das an sich Gleichartige zieht sich an, sondern das Verschiedenartige, um sich zu ergänzen, zu verschmelzen. Es sind schon schwächere Leute, als unser Graf, zu ganz soliden, tüchtigen Männern geworden."

Der Alte seufzte und schüttelte den Kopf. Das klang Alles recht schön, beruhigte ihn aber doch nicht. Der Gedanke, sein Kind als Gräfin zu sehen, sich als den Schwiegervater eines Grafen zu wissen, hatte ihm etwas unsagbar Unheimliches. Es drohte etwas finster Gefährliches daher.

Ludwig sprach noch, da rauschte ein Gewand vorüber. Der Redende wendete sich, und erkannte Ulrike, welche hastig vorbeihuschte, plötzlich aber mit Erröthen stehen blieb. „Ich will nicht stören!“ rief sie. „Ich weiß den Weg zu meiner Freundin allein zu finden. Uebrigens, Herr Forstrath, ist mein Bruder ganz unglücklich, daß Sie heut so lange zögern. Der Arzt hatte ihm in Aussicht gestellt, er dürfe heut einen Spaziergang mit Ihnen machen.“ Ulrike grüßte und eilte in's Haus. — Der Förster mochte das Gespräch nicht wieder aufnehmen. „Geh' nur hinauf!“ sagte er. „Ich muß noch an meine Geschäfte.“

Inzwischen hatte Ulrike nach kurzem Gespräch ihre Freundin aus dem Hause und in den Wald zu führen gewußt. Sie war heut unstäter als je, sie sprach viel, es war als drängte es sie, wenn auch auf unendlichen Umwegen, nach einer Mittheilung, zu der ihr doch kein Ort entlegen genug däuchte. So gelangten die Gefährtinnen zu jenem Ruhesitz am blumigen Felsen. Da ergriff Ulrike Veronika's Hand und rief in ihrer raschen Weise: „Mädchen, wir sind jetzt Schwestern!

Es soll kein Geheimniß zwischen uns sein. Und ich habe Dir das meine noch zu vertrauen. Ich kann es nicht länger verschweigen. Höre mich! Dein Bruder — es ist über ein Jahr her — hat einst um meine Hand geworben —"

„Vor einem Jahre schon — mein Bruder?" rief Veronika überrascht. Sie hatte bisher ein Interesse für Ludwig bei ihrer Freundin wohl wahrzunehmen geglaubt, allein daß es sich hier um schon ältere Beziehungen handle, vermuthete sie nicht.

„So ist es — er warb um meine Hand!" fuhr Ulrike fort. „Ich hatte ihm durch mein Betragen wohl ein Recht dazu gegeben, denn ich kannte keinen Mann, den ich höher schätzte, und in meinem Herzen sprach viel für ihn. Aber ich war damals ein von Vorurtheilen befangenes Weltkind. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, die Schranke, die meinen Stand von dem seinen trennte, zu überschreiten. Ich ließ mich überwältigen von den Meinungen der Gesellschaft, in der ich lebte, ich glaubte, mein Bruder werde einen solchen Schritt niemals billigen. So überwand die Thorheit mein Herz im Stillen, und als Dein Bruder endlich sprach, glaubte ich mit meinem Herzen in Ordnung zu sein — ich wies seine Hand zurück!"

Veronika schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: „Du hast ihn also niemals geliebt!"

„Meinst Du?" rief Ulrike eifrig. „Liebtest Du

etwa meinen Bruder nicht, als Du ihn von Dir wiesest? Freilich, Du willst mir vielleicht sagen, Dein Fall sei ein anderer, Du habest Dein Herz opfern wollen, weil Du ihn liebtest, weil Du sein Unglück — wie Du es nanntest — nicht wolltest. Es sei denn — ich mag egoistischer gehandelt haben. Aber nachdem es geschehen, nachdem ich ihn von mir verbannt, fühlte ich erst, was ich verscherzt hatte. Ich warf mich in den Strudel der Zerstreuungen, ich wollte flatterhaft sein, um zu vergessen, ich klammerte mich, um einen Halt zu haben, nur erst recht an die Vorurtheile meines Standes an. So glaubte ich mich geschützt gegen mich selbst. Es konnte nicht vermieden werden, daß ich nach wie vor zuweilen mit Deinem Bruder in Gesellschaft zusammentraf. Wir gingen kalt an einander vorüber, und ich glaubte mit mir fertig zu sein. Da führen die Verhältnisse uns hier wieder zusammen. Durch meinen Bruder fühle ich meine alten Vorurtheile erschüttert, und damit ist die Mauer gefallen, die ich sorgsam um mich her gebaut hatte. Noch einmal, und stärker als einst, kommt mir zum Bewußtsein, was ich preis gegeben. Ich weiß jetzt erst, daß — daß ich ihn liebe!"

„Und er?" fragte Veronika.

„Es kommt mir vor — als wären seine Gesinnungen noch die alten. Obgleich ich es nicht um ihn verdient habe."

„Gesprochen hat er noch nicht wieder?"

Ulrike seufzte und schüttelte das Haupt. „Er wird auch nicht!" sagte sie. „Ihr seid Alle stolz, er aber ist stolzer als ihr Alle. Er wird nicht noch einmal sprechen!"

„Nun denn — soll ich die Vermittlung übernehmen?"

„Um Gotteswillen nicht!" rief Ulrike hastig. „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was aus dem Vermitteln-wollen entsteht. Nein, Veronika — Du nicht! Ich werde selbst sprechen." Ulrike rief es hocherröthend vor sich selbst. „Du magst das unmöglich nennen —" fuhr sie fort. „Ich bin es ihm schuldig. Und wenn er mich jetzt zurückweist — dann — ja dann? Ach, Veronika, sage mir, was ich thun soll?"

„Nimmermehr!" rief Veronika. „Das darfst Du nicht! Laß uns nachsinnen!"

„Aber, Mädchen, vielleicht will er es selbst so! Vielleicht ist es eine Strafe, die er über mich verhängt. Hältst Du es für so schwer, einen Irrthum zu bekennen und zur Wahrheit zurückzukehren?"

Veronika antwortete nicht gleich, sie schien zu überlegen. — Die Waldschetterlinge flatterten noch immer um ihren Lieblingsplatz, und ein schöner Falter setzte sich auf Veronika's Hand, ohne daß sie ihn jetzt beobachtete. Ulrike streckte ihre Hand einem andern entgegen, der seine Schwingen prüfend um sie her bewegte. Aber verscheucht durch ihre Bewegung, flog er davon,

und nahm auch den zuversichtlicheren von Veronika's Hand mit sich.

„Er kommt nicht!“ sagte Ulrike leise vor sich hin.

„Er kommt vielleicht doch!“ warf plötzlich eine angenehme Stimme ein. Die Mädchen fuhren auf, und erkannten die Frau Doctorin, welche lächelnd neben ihnen stand. Veronika wollte ihre Tante begrüßen, diese aber legte den Finger auf den Mund, und sah sich verstohlen um. „Still!“ flüsterte sie. „Es kommen ihrer Zwei! — Fräulein Ulrike, ich habe nicht gelauscht, sondern nur zufällig Ihre letzten Worte vernommen. Aber trotzdem bin ich im Geheimniß. Denn mein grundgescheiter Herr Neffe, der Forstrath, hat Vertrauen zu seiner Tante, und diese hat beschlossen, rasch an's Werk zu gehen. Wir sind unter uns, Kinder! Machen wir schnell einen frohen Abschluß. Fräulein Ulrike, geben Sie sich mir anheim?“

Ulrike antwortete nicht, aber ihr Erröthen und leises Zittern schienen der Frau Doctorin zu genügen. „Dann kommen Sie! Ich habe ein Wort insgeheim mit Ihnen zu reden.“ Sie nahm Ulrikens Arm und führte die halb Zögernde fort von dem schmalen Abhang, dem Walde zu. Hier trat Ludwig ihr entgegen, dem die liebenswürdige Tante einen ermunternden Wink gab. Sie sah sich nicht weiter um, sondern nahm die Hand Horst's, welcher auch nicht weit war, um diesen nach dem Platze zu lenken, den er nur zu gut kannte.

Und nachdem auch dies geschehen, stellte sie sich an eine freie Lichtung ganz in der Nähe, um die auch von hier aus recht hübsche Aussicht in das Thal zu betrachten. — Sieben Minuten lang, genau bis auf die Secunde — denn die Frau Doctorin sah während dem dreimal auf ihre Uhr — hatte sie sich diesem Naturgenuß hingegeben, als sie von zwei Seiten den Jubelruf: „Tante! — Tante!“ vernahm. Sie wendete sich lächelnd, um sich gleich darauf in Veronika's und Ulrikens Armen zu finden, während Horst und Ludwig mit strahlenden Gesichtern die Hände der gütigen Dame küßten. Sie selbst schien sehr glücklich. „Nun, meine Lieben,“ begann sie, „geht es fein sittsam nach dem Forsthause, wo mein Mann bei meinem braven Herrn Schwager schon ungeduldig der Entwicklung harren mag. Denn daß ich es nur gestehe, lieber Graf Horst, Ihr Arzt war es selbst, der meinen Beistand aufgerufen hat, da er ein rasches und kurzes Handeln und Vorgehen liebt. Wir theilen unsere Wallfahrt jetzt in drei Abtheilungen. Den Vortrab nimmt mein Neffe Ludwig und Fräulein Ulrike, denn es bedarf einer angenehmen Ueberraschung für meinen Schwager, um ihn glücklich zu stimmen. Dann komme ich selbst mit meinem Bekenntniß von Schuld und Sühne, und endlich erscheint Graf Horst mit meiner Nichte. Ich hoffe, wir werden einen ganz heitern Abend erleben!“ — Man fügte sich gern in die Anordnungen der Frau Doctorin.

Als der Förster seinen Sohn und Ulrike als Verlobte vor sich sah, glaubte er vor Ueberraschung aus den Wolken zu fallen. Aber es that ihm sehr wohl, daß Ulrike ihn herzlich umarmte und ihn bat, ihr ein guter, lieber Vater zu sein, da sie das Glück, einen Vater zu lieben, seit frühester Kindheit habe entbehren müssen. Der Alte war sehr gerührt. Und als seine Schwägerin eintrat, hatte er bereits die Frage auf den Lippen: „Wo sind denn die beiden Andern?“ — Sie kamen denn auch, und als sich der Förster von den Armen zweier blühenden Töchter umschlungen sah, als Horst ihm die Hand schüttelte und ihm zuflüsterte: „Sie sollen mit mir zufrieden sein, Papa!“ — da empfand er eine Freude, in welcher sein Groll und seine Befürchtungen nicht mehr mitsprachen.

Und diese sollten denn auch für die Zukunft zum Schweigen gebracht sein, denn der Forstrath hatte richtig geurtheilt. — Die einzige Person, die sich in die neuen, unbegreiflichen, niederdrückenden Verhältnisse nicht finden konnte, war Frau von Trutzleben. Schon am Verlobungsabend, zu welchem sie durch Horst und den Doctor vom Schlosse geholt worden war, verhielt sie sich ablehnend, und bei der allgemeinen Freude mißgestimmt und verdüstert. Ihr Betragen gegen die zuvorkommende Tante Postmeisterin war geradezu beleidigend. So nahm man denn ihren Entschluß, nach Mecklenburg zu reisen, mit Genugthuung auf, und Horst wußte sie

in seiner Freude so auszustatten, daß sie auch in der weitesten Entfernung sorglos leben und sich über den Verfall ihres Hauses erheben konnte.

Wenige Jahre darauf stand an der Stelle der alten Försterei ein schönes Haus, welches in der Gegend das neue Schloß genannt wurde. Das alte war für den Förster eingerichtet worden, der sich dort gar nicht unbehaglich fühlte. Horst zeigte seiner jungen Gemahlin derweile die Welt, und Veronika wußte ihre Stellung in der Gesellschaft so klug und verständig einzunehmen, daß ihr Gatte sich durch sie als den glücklichsten Mann preisen mußte. Das neue Schloß, in den ersten Jahren nur im Sommer besucht, wurde darauf der dauernde Aufenthalt seiner Besitzer, vereinigte eine zahlreiche und glückliche Familie, und war in der ganzen Gegend durch die Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit seiner Wirthe bekannt.

Die Thurmfalken.

Es war ein enges Thurmgemach, hoch über den Dächern der alten Stadt, höher als die Spitzen der andern Warten und Thürme, die über Kirchen, Stadtthoren und halb verfallenen Ringmauern im Kreise standen. Der Mann im wurmstichigen Lehnstuhl starrte durch das geöffnete, kleine Fenster in das lichte Blau des Frühlingshimmels hinauf. Es war Gründonnerstag Nachmittag. Weicher schon wehte die Luft, wärmender Sonnenschein grüßte die Erde, daß sie sich schmücke zum hohen Feste. Grünlich angehaucht lagen drunten die Gärten und die Hügel, die den Gesichtskreis umschlossen. Eine Biene verirrte sich zu der luftigen Klause, schwebte prüfend eine Weile im Fensterraum und flog, überrascht durch Veilchenduft, in das Gemach. Ein Strauß der Frühlingskinder stand in irdenem Topfe auf dem Tisch, zugleich mit Weidenzweigen voll sammetner Knospen, Palmen genannt. Der Mann im Lehnstuhl sah nicht aus, als habe er selbst sie gepflückt.

Vielleicht hatten jugendlichere Füße den Weg zur Thürmerwohnung nicht gescheut. Doch schien der Mann nicht eben alt, trotz seines ergrauten Bartes und Haupthaares, trotz der tiefen Furchen in seinem Antlitz. Nicht schwach und müde lehnte er im Sessel, nein mit festen, noch starken Gliedern, gleichsam gespannt zu einem Entschluß, der in seinem Innern zu arbeiten schien. Von vergangenen furchtbaren Kämpfen sprachen seine Züge, nicht minder heftige mußten in dieser Stunde durch sein Gemüth gehen. Finster, mit dem Ausdruck grimmiger Verzweiflung und zugleich wilden Trotzes starrten seine Augen in die blaue Luft.

Und draußen wehte es wie Osterstimmung durch den Aether, kam es herauf wie Auferstehungsfreude, und durch das tiefe Gesumm aus der Stadt drang es wie Liedertöne und fröhliches Kinderlachen. Aber horch? hallten da nicht leise Glockentöne durch die Luft? Trug sie der Wind herüber aus der Nachbarstadt, deren Thürme man vom Fenster aus im leichten Dunst der Ferne erkennen konnte? Oder war es nur ein Wellenklingen der Lüfte, das an des Thurmbewohners Ohr drang wie Glockenmahnung und alte Erinnerung? Er sprang mit Heftigkeit auf, sein ganzer Körper straffte sich, er ergriff das Fenster, um es zuzuwerfen. Aber mit Flügelschlag wehte es näher, ein mächtiger Falke wurde sichtbar, nahm auf dem Fenstersims Platz, ließ die Flügel ausschwingen und spähte mit den funkelnden

Augen ins Gemach. — „Bist Du's, Alarich, mein alter Jugendkamerad?“ sagte der Mann, indem er sich wieder in den Sessel warf. „Kommst Du wieder einmal, nach mir zu sehen?“ Ich müßte Dir die Freundschaft danken, wüßte ich nicht, daß Eigennutz Dich treibt. Du kommst, wenn Du Hunger hast und andeswo nichts auftreiben kannst. Hier bist Du sicher, immer etwas zu finden. Auch Du, alter Freund, bist mit der Zeit etwas grau und verlumpt von Aussehen geworden!“

Der Falke neigte das Haupt zur Seite und zwinkerte mit den Augen, als wolle er andeuten, daß die Beobachtung nicht so unrichtig sei. — „Nun gut!“ fuhr der Mann fort, „wir wollen einander nichts vorwerfen. Und doch waren wir hier oben einst jung, Alarich, und lebten glückliche Zeiten. Wir sind Beide auf diesem Thurm geboren, ich in rechtmäßiger Wohnung und als Sohn des Thürmers, Du als Eindringling in den Mauern und mehr im Verborgenen, denn Dein Vater war nicht von der Stadt angestellt. Doch bin ich um zehn Jahr älter als Du. Ich fand Dich als ein hülfloses, häßliches Geschöpf mit gebrochenem Fuß auf dem Straßenpflaster liegen, und nahm Dich zu mir. Da ich sehr bekannt in meinem Thurm war und kein Klettern scheute, fand ich bald das Nest, aus dem Deine lieben Geschwister Dich hinausgebissen hatten, und brachte Dich nach Hause. Aber auch Deine grünäugige Mutter wollte von dem Krüppel nichts mehr

wissen und biß den Wiederbringer zum Dank in die Hand. So wurdest Du mein. Ich verband und heilte Deinen Fuß, erzog Dich mir zum Spielgesellen, und zähmte Dich, soweit Deinesgleichen den Segnungen unserer zahmen Cultur zugänglich ist. Alarich, waren es nicht schöne Jugendjahre? Denkst Du noch an unsern Freund Franz und an eine vierte Person in unserm Bunde? Sie war Dir sehr gewogen, und Du hattest in Deinem Napfe stets, wonach Dein Appetit begehrte."

Alarich öffnete den Schnabel und sah mit einer gewissen Beschaulichkeit drein, als erinnere er sich wirklich gern jener günstigeren Verhältnisse. — „Du gehörtest zu unserm Hause," fuhr der Mann fort. „Freilich, als Du ein großer, tüchtiger Vogel geworden, flogst Du in eigenen Geschäften aus, und gabst nicht Rechenschaft über Dein Verbleiben. Du fühltest den Drang, Dich zu dem Raubgesindel Deines Geschlechts zu gesellen, Du wußtest Dir Achtung zu verschaffen, denn Du warst ein starkes Geschöpf und hacktest jetzt mit dem Schnabel auf Vater und Mutter los, wenn sie es auf dieselbe Taube abgesehen hatten. Du kamst aber immer wieder zu uns. Wir wußten, welchen Halunken wir zum Freunde hatten, wie schändlich Dein Leben, wie eigennützig Deine Anhänglichkeit an uns war, und wir zürnten Dir doch nicht. Denn wir wußten, daß die Natur kein Gefühl für Dein sträfliches

Betragen in Dich gelegt, daß Du Dich bei allen Raub- und Mordthaten durchaus in Deinem Rechte wußtest. Du hast kein Gewissen, Alarich, und — ach, Du fühlst nicht den Fluch eines innerlich vernichteten Daseins!"

Alarich war während der Strafpredigt wie verlegen hin- und hergerückt, endlich aber, da er von seinem Recht hörte, öffnete er weit die funkelnden Augen und schien sich mit diabolischem Behagen dem Bewußtsein seiner Ausnahmestellung hinzugeben. — Der Mann aber schwieg eine Weile. Dann begann er wieder: „Und wir trennten uns, mein Falke! Ich ließ Dich, ließ unsern Franz, ließ auch das kleine Mädchen, ließ Alles zurück und ging in die Weite. Den beiden Letzten war's nicht gleichgültig, da ich entfloh, Du aber, wilder Gesell, dachtest: „Laß ihn die Welt durchmessen, sich durchschlagen und durchbeißen! Sorge Jeder, was er für sich ergattere, und kümmere sich nicht um des Andern Gewerbe!" Alarich, ich war kein wilder Gesell, wie Du! Ich habe nicht geraubt, habe freventlich kein Blut vergossen, bin nicht gewissenlos ins Wilde gestürmt! Eine Stunde der Leidenschaft umfaßte meine Schuld, bethörte meine Sinne, und stärker sprachen Leichtsinn und Trotz, als der bald erwachte Ruf des Gewissens. Und dann kam eine Stunde der Nothwehr, und . . . dann, und dann — o grausame, furchtbare, fluchvolle Zeit! Da war mein Leben aus,

und was ich als Dasein mit mir schleppte — es war namenlos — namenlos! Fünfundzwanzig Jahre! Wie leicht lassen sie sich überblicken! Und doch, welche Unendlichkeit sind sie Dem, der sich abgerissen, von seinem früheren Selbst, unter Zorn und Verzweiflung, ohne Hoffnung und Liebe, durch ihren Raum hinzuschleppen hat! Vorüber! Vorüber! Ich kam zurück. Ich fand die Thurmklause leer, die ich als Jüngling verlassen. Ich durfte sie als Mann noch einmal beziehen. Gunst genug für den Verfehmten, dem Alles gescheitert! Auch Du kamst wieder, Alarich, um Deinen alten Helmar zu besuchen. Die alten Jugendkameraden sitzen wie in der Kindheit zusammen und besprechen sich über ihr Leben. — Soll es nun langsam so hingehen? Einen Monat lang hab ich's noch einmal hier oben versucht, und in allem Ringen und Kämpfen kam mir der trotzige Muth, es draußen von vorn anzufangen. Ich bin nicht für die Einsamkeit gemacht und kann nicht mehr leben in dem Verkehr der Menschen um mich her. Wie wär's, Alarich, wenn wir von Neuem in die Welt gingen? Weit weg, übers Meer! Siehst Du bedenklich drein Kamerad? Gut, Du magst hier bleiben und bei aller Nichtsnutzigkeit ein zufriedenes Alter erleben. Und wenn Du Dich zum Sterben reif fühlst, dann kriegst Du in ein Mauerloch, und begräbst Dich selbst, und dann stirbst Du mit dem Bewußtsein, gefressen zu haben, was Du irgend erreichen konntest, und Deine

Geschichte ist aus. Mir aber ist es, als könnte die meine noch nicht aus sein. Allein ich merke, Du bist müde, denn die Sonne sinkt und Du willst zu Nacht mein Gast sein. Komm nur! Dort auf dem Schranke kennst Du deinen Platz." — Der Falke flog herein und schlüpfte in eine dunkle Ecke. Der Thurmbewohner schloß das Fenster und verließ das Gemach.

Die beiden Thürme der alten Kirche waren von Galerien umgeben und durch eine Brücke mit einander verbunden. Auf diese trat Helmar, lehnte sich auf das eiserne Geländer, und so in freien Lüften schwebend, blickte er herab auf das Dächergewirr der Stadt. Sie hüllte sich bereits in Dampf und Dämmerung, und oben im blassen Abendhimmel schimmerten die ersten Sterne. In einem Hause neben der Kirche erhellten sich ein paar Fenster. — Sie sind glücklich da unten, dachte Helmar. Franz und sein Weib und die Kinder und noch ein frischer Jüngling, und könnten noch glücklicher sein, wenn ich nicht wäre! Sie dulden mich, sie zeigen mir Güte und Entgegenkommen, möchten mich in ihren Kreis und wieder unter Menschen ziehen. Unmöglich! Da unten weiß man, was ich war, was ich geworden und nicht geworden, und kann niemals ganz verstehen oder mit empfinden, was in mir vorgegangen. Zwar — wie leicht wäre es, sie von mir, mich von mir selbst zu befreien! Ein Uebergewicht nur von dieser Brücke — und wenn ich unten ankäme, wär' Alles vorbei!

Waren solche Gedanken schon öfter durch des Mannes Seele gegangen? Er schüttelte den Kopf. „Das ist nichts! Es giebt ein anderes Vergessen und ein besseres Vergessenwerden. Ich will's versuchen."

Und auch unten in der Wohnung mit den erhellten Fenstern dachte man heut viel hinauf nach der Thurmklause, vor Allen Franz Rüdiger und seine Gattin. Denn es war Freude in ihrem Hause, gedämpfte, milde Freude, aber der schönste Gründonnerstag, den sie je erlebt hatten. „Fünfundzwanzig Jahre!" so rief es auch durch Franzens Seele. „Ach, was war Helmar damals für ein Bursch! Aller Lebensjubel, aller Sonnenschein des Glückes sprach aus seinem Antlitz, feurig, phantastisch, dem Ungewöhnlichen zugethan war sein Sinn, alles Edle und Große mit Leidenschaft erfassend, brav und rein sein Gemüth. Wir trugen rothe Mützen und wanderten gemeinsam ins Colleg, wir dachten's uns so schön, Alles gemein zu haben, fürs ganze Leben vereinigt zu bleiben. Es ist Alles anders gekommen, mein unglücklicher Jugendkamerad!" — —

Helmar war der Sohn des Thürmers zu St. Marien, auf dem Thurm geboren und erzogen. Nicht die Stadt, die luftige Höhe über ihr erschien dem Knaben als seine Heimath, ein enger Raum, aber der Ausblick frei und weit. So frei, so kühn und ins Unendliche strebend entwickelte sich des Knaben Gemüth. Furchtlos durchkletterte er von oben bis unten jeden

Winkel der Thürme, stand er schwindelfrei auf den äußersten Firsten und jauchzte in die Lüfte. Wie Alarich, sein Falke und Gespiele, hätte er sich ins Weite schwingen mögen. — Der Thürmer konnte etwas an die Erziehung seines einzigen Kindes wenden, und beschloß, den Knaben studiren zu lassen. Helmar, früh geistig geweckt und regsam, ließ es sich gefallen, war aber nicht zu bewegen, in einer Pension auszuhalten. Mehrmals täglich stieg er die Hunderte von Stufen des Thurmes hinab und hinauf, eine Nacht auf ebener Erde zuzubringen, erfüllte ihn mit unsagbarer Bangigkeit. Auch als Student blieb er seiner Thurmklause treu, und selbst nach einem Gelage verfehlte er keinen Tritt auf den leiterartigen Treppen. Gewöhnung macht Bedürfnisse, und was Vielen als unüberwindliche Schwierigkeit erscheint, ist Andern nur das Gewöhnliche oder Natürliche. Dem Bergbewohner wird's unbehaglich in weiter Ebene, und wer zum Flachlande gewöhnt ist, verbringt eine Sturmnacht auf Höhen des Gebirges in schlaflosem Grausen. So mag auch, wer auf dem Thurm erwachsen ist, sich unter gewöhnlichem Dach nicht geheuer fühlen und mit steigegeübten Füßen die Glockenhöhe erklimmen, als ginge er den leichten Weg zu einer gewöhnlichen Wohnung.

Zur Thürmerfamilie gehörte noch eine vierte Person. Helmar's Eltern hatten ein elternloses Kind, eine entfernte Verwandte, zu sich genommen. Die kleine

Hilla (so verschmolz man abkürzend den Namen Schwanhilde) zog achtjährig auf dem Thurme ein, und zwar in den Tagen, da der drei Jahr ältere Helmar den jungen verstoßenen Falken in Kost und Pflege genommen hatte. Die Kinder tauften ihn im Spiel mit allem Ceremoniell, und Alarich wurde, trotz seiner Häßlichkeit, der Liebling der Geschwister. Denn als Geschwister lebten Helmar und Hilla fortan. Helmar's Phantasie und hochstrebende Seele nahm des kleinen Mädchens Gemüth mit sich auf alle Höhen und in alle Fernen. Hilla gewöhnte sich, gelehrig und schmiegsam, bald an den neuen Aufenthalt, und wurde, nachdem die erste Befangenheit überwunden war, furchtlos und kühn wie ihr Führer durch all' die geheimnißvollen Winkel der Thürme und des Kirchenbodens. Sie liebte ihren Bruder bald mit überschwänglicher Zärtlichkeit, er war ihr theurer als ihre Pflegeeltern. Sie ertrug gern seine knabenhaften Rauhheiten, wußte sie doch, wie gut er zu ihr sein konnte, wie unentbehrlich sie ihm geworden war. Sie sah ihren Bruder, ihren Freund in ihm, sie sah in ihm den Inbegriff alles Edlen und Herrlichen.

Hilla war fünfzehn Jahr alt, als Helmar's Mutter starb. Das kleine Mädchen war geschickt und entwickelt genug, ihre Stelle im engen Haushalt zu vertreten, und Helmar bezog noch in demselben Jahr die Universität. Er brauchte die Heimath nicht zu verlassen,

das Dach, unter dem er seine akademischen Studien beginnen sollte, und bunte Mützen in den Straßen der Vaterstadt hatte er seit frühester Kindheit gesehen. — Die Thürmerwohnung umfaßte beide Thürme. Einer, aus zwei kleinen Räumen bestehend, gab die Gemächer für Hilla und den Vater her. Die Wohnstube war zugleich Küche, Vorrathskammer und Schlafzimmer des Alten, daneben Hilla's Kämmerchen. Der andere Thurm war Helmar's feste Burg, zugleich die Vorwacht der ganzen Wohnung, denn hier befand sich der drei Schritte umfassende „Vorsaal" mit der Aufgangsthür. Helmar's Studirstube war, trotz des urväterlichen und nicht gewählten Hausrathes, das Prachtstück der Wohnung, das Empfangzimmer für Gäste (denn an solchen fehlte es bald nicht mehr), der Stolz des Alten, ein geweihter Raum für Hilla. Hier standen auf einigen Brettern Helmar's Bücher, die der Alte mit Ehrfurcht und Genugthuung betrachtete, auch wohl heimlich aufschlug und strebsam zu lesen versuchte, und die das junge Mädchen fleißig abstäubte und nur mit liebevoller Scheu berührte. Die Verbindungsbrücke der Thürme war bei guter Jahreszeit Morgens und Abends ein angenehmer Aufenthalt. Freilich, der Winter ertrug sich da oben schwerer als unten im Schutz der krummen Gassen. Aber man war an starke Zumuthungen gewöhnt. Wenn der Studiosus Morgens die Thür öffnete, fand er die Brücke fußhoch von Schnee

bedeckt. Dann nahm er den Besen und kehrte den weißen Staub hinunter aufs Kirchendach. Oft verschwand im dichten Gestöber die Stadt ganz und gar, und die Thurmbewohner saßen wie auf einem schwebenden Punkte verloren und eingehüllt im unendlichen Raum. Der Thürmerssohn übernahm freiwillig manche Hausarbeit, zu der sich nicht Jeder seiner Studiengenossen gern verstanden hätte. Er scheute sich nicht für Hilla Holz herauf zu tragen; daß er aber auch Wasser vom Brunnen holen ginge, litt der Alte nicht. Sein Sohn, der angehende Gelehrte, sollte bei dergleichen Geschäften nicht auf dem Markte gesehen werden. Er that es selbst und ließ sich erst im Thurme von Helmar die Eimer oder Krüge abnehmen. — Hatte man den mühevollen Winter aber überstanden, dann freute man sich der guten Tage und des heiteren Umblicks auf der ragenden Warte. Helmar brachte manchen Besuch herauf. Am häufigsten seinen Freund Rüdiger. Die Jünglinge hatten sich gefunden, wie akademische Genossen sich zu finden pflegen. Franz gehörte auch auf dem Thurm bald zum engsten Hausverbande und brachte manche Nacht in Helmar's Klause zu. An Sommerabenden rückte man die Schemel auf die Galerie oder Brücke hinaus, die Freunde lasen vor, Hilla strickte, und der Alte hörte mit Hingebung zu. Wenn die Dunkelheit kam, wurde oft gesungen, Studenten- und Volkslieder, und die Leute unten wußten nicht, woher

aus den Lüften die hellen Töne kamen. Oben aber schweiften die Mauerfalken im Kreise, unverscheucht von dem Gesang, und die Sterne kamen, Fledermausflügel schwirrten durch die Nacht, und eine dunkle Masse lag die Stadt in der Tiefe. Noch lange ward da oben gewacht, ernst gesprochen und fröhlich geschwatzt. Hilla war nicht mehr das Kind mit rückhaltloser Zärtlichkeit für den Bruder. Die Jungfrau zeigte sich scheuer, in sich verschlossener. Freilich, ihre treuherzigen Augen waren so klar und tief wie immer, aber sie blickte nicht mehr so frei aus ihnen, sie hielt sie länger auf die Handarbeit gesenkt. Franz Rüdiger wurde nicht müde sie zu betrachten, sein ganzes Herz war voll von dem Eindruck des lieblichen Mädchens. Aber scharf wie keimende Leidenschaft zu beobachten versteht, erkannte er, daß Hilla's Seele an Helmar gefesselt war. Dem Gast gegenüber war sie heiter, unbefangen, den Freund Helmar's empfing sie freundlich und herzlich. Sie schien nicht zu ahnen, daß er eine andere Regung verlangte, als sie für ihn hatte. Und Helmar sah in Hilla nur die Schwester, eine Freundin, an die ihn Kindheitserinnerung und das Bedürfniß glücklicher Gegenwart knüpfte.

Helmar's Vater gehört einer Thürmerfamilie an, die seit Menschenaltern auf den Warten der benachbarten Städte gesessen hatte. Auch in dem kleinen, wenig über eine Stunde entfernten Städtchen Bergau wohnte

ein Vetter in gleichem Beruf. Man stand auf verwandtschaftlichem Besuchsfuße, und besonders die Base Marianne, des Vetters Tochter, pflegte im Sommer gern herüber zu kommen in die größere Stadt. Marianne war eine herausfordernde Schönheit mit dunkler Gesichtsfarbe, braunen Augen und braunen Haarflechten, die sie wie einen Kranz um den Kopf geschlungen trug. Ihr Wesen, derb, unternehmungslustig, rasch und beweglich, verstand durchzudringen, sich in den Vordergrund zu stellen. Sie wußte, daß sie Helmar gefiel, und zeigte ohne Rückhalt, daß sie großes Gefallen an ihm fand. Schon seit dem Frühjahr drang sie auf einen Besuch der Thurmbewohner in Bergau, Franz Rüdiger mit eingeschlossen.

An einem Sommersonntag rüstete man sich denn auch zur Wanderung. Das Nachmittagsläuten mußte abgewartet werden, da der Vater mitgehen sollte. Franz harrte unten bereits auf seinem Posten. Die Wiesenpfade waren belebt, am Waldessaum erscholl Lachen und Jauchzen, denn noch viele Andere nahmen den Weg nach Bergau, um sich in Wirthshäusern zu zerstreuen oder auch auf den Hügeln zu lagern. Die Sonne schien warm, aber am geschlängelten Flusse ging sich's frisch in gekühlterer Luft. Hilla war noch nicht in Bergau gewesen, überhaupt noch wenig aus der Stadt gekommen. Rosig heiter lachte ihr Gesicht, es freute sie kindlich, die Gegend, die sie so lange nur

hingebreitet gesehen, einmal zu durchwandern. Sie bückte sich nach Wiesenblumen, machte auf jeden schönen Baum aufmerksam und fragte nach Vielerlei, was ihr neu war. Franz gab ihr Auskunft und ging heut in glücklicher Stimmung neben ihr.

Der Vetter in Bergau wohnte nicht auf den Thürmen, da sie baufällig waren. Sachkundige hatten schon längst gemahnt, sie abzutragen, aber Jahr um Jahr verging darüber, man schien warten zu wollen, daß sie von selbst herabkämen. Daran haben sie es denn später nicht fehlen lassen und das Rathhausdach mit zusammengeschlagen, was von den heil davongekommenen Hausvätern in der nächsten Umgebung als gerechte Strafe angesehen wurde. Jetzt steht an dem Orte eine ganz neue Kirche. — Der Vetter bewohnte ein Häuschen in der Nähe. Es sah recht sauber aus, war sein Eigenthum und hatte einen großen Obstgarten hinter sich. Der Vetter galt für wohlhabend in seinem Kreise. Ein Sohn war auf der Wanderschaft, der jüngste beim Maurermeister in der Lehre. Einen von Beiden hoffte er einst als seinen Nachfolger durchzubringen, mit dem Andern speculirte er bereits auf die Thürmerstelle in der Universitätsstadt, da Helmar einer andern Zukunft entgegenging. Der Beruf sollte in der Familie bleiben. Ob des Vetters Söhne ebenso dachten, stand dahin. Sie waren nicht auf dem Thurm geboren.

Marianne, die der Ankunft der Gäste lange geharrt

hatte, sprang ihnen aus der Hausthür entgegen. Aber ihr Gesicht war von Unwillen geröthet. „Kinder, die ganze Freude ist verdorben!“ rief sie. „Der Stadtsecretär sitzt drinnen beim Vater und wankt und weicht nicht. Ich könnt' ihn ohrfeigen, den abscheulichen Kerl!“ — Franz und Helmar lachten über ihren Zorn. „Der wird doch wohl zu ducken sein?“ meinte Helmar lustig. Mariannens Gesicht erheiterte sich. „Ja, duckt ihn, daß er ganz klein wird! Beißt ihn womöglich ganz weg!“ rief sie ausgelassen. „Courage hat er so nicht viel, wo's drauf ankommt!“

Bald saß man vergnüglich um den Kaffeetisch. Der Stadtsecretär Hederich, ein Mann in den Vierzigern, Wittwer, mit weißem Halstuch und hochgedrehter Haartolle, bemühte sich sichtlich um Marianne. Sie war sehr schnöde gegen ihn, es bedurfte kaum der Freundeshülfe, ihn zu „ducken.“ Aber an „herausbeißen“ war auch nicht zu denken. Er steckte viel Anzüglichkeit des kecken Mädchens ein, und begann ein würdevolles Gespräch mit den beiden jungen Gelehrten. Da aber riß Mariannen die Geduld. Sie sprang auf und rief die Jugend in den Garten. — Die Frühkirschen waren reif. Man naschte von den herabhängenden Zweigen, lachte und jagte sich. Plötzlich war auch der Stadtsecretär da. Mariannens Augen funkelten. Sie setzte eine Leiter an den Baum, und bat den Verehrer, ihr von einem der höchsten Zweige die dort vorzüglich

schönen Kirschen herabzuholen. Herr Hederich stutzte und lächelte, schnell aber, um dem Mädchen zu zeigen, wie gewandt er noch sei, folgte er dem Befehl. Kaum hatte sein Fuß die letzte Sprosse verlassen, als Marianne die Leiter wegnahm und jubelnd davontrug. Der unglückliche Ritter, dessen Kunstfertigkeit nur gerade so weit, als die Leiter gereicht hatte, stand unbehülflich und rathlos in den Aesten und fühlte sich sehr unbehaglich und unsicher, als er gar bemerkte, welch ein Streich ihm gespielt war, während Marianne in die Hände schlug und ihn lachend aufforderte, weiter zu klettern. — Der Mann im blauen Frack und der weißen Halsbinde machte wirklich einen kläglichen Eindruck. Hilla war betrübt darüber, und auch die beiden jungen Männer konnten nicht in Mariannens Freude einstimmen. Es schien, als fühlten sie ihr Geschlecht in dem sonst unliebsamen Opfer beleidigt. Helmar bot dem Stadtsecretär seine Arme und Schultern zu Hülfe an — was freilich nur zu neuer ungeschickter Verlegenheit Veranlassung gab, bis Franz die Leiter wieder holte und das Opfer des Uebermuthes erlöste. Herr Hederich trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn, erhob mit ziemlich ernst drohender Miene den Finger gegen Marianne, und schritt den Vätern entgegen, welche eben in den Garten traten. Da erscholl nicht fern der häßlich zudringliche Ton einer Drehorgel, hier, wie es schien, ein weniger verächtliches Geräusch.

Marianne wandte sich schnell. Durch den Nachbargarten kam ein junges Mädchen auf sie zugelaufen. „Du!“ rief sie athemlos über den Lattenzaun, „wir haben einen Leiermann herein geholt und tanzen bei Arnold drüben auf der Tenne. Wollt Ihr auch, so kommt!“ Sie sah auf die beiden Studenten, die ein sehr vortheilhafter Zuwachs für das Tanzvergnügen erschienen. — „Gleich! Wir kommen!“ rief Marianne. Sie warf einen raschen Blick auf den Stadtsecretär zurück, ergriff hastig Helmar's Arm und sagte mit Bestimmtheit: „Ich tanze mit Dir!“ — Es war in der Scheune, welche die flügge Jugend zum Tanzplan erkoren, ein in der That großer Mangel an Tänzern, denn Helmar und Franz traten als die ersten ihres Geschlechts in die Reihen. Die Mädchen hatten bisher unter sich getanzt. Um so mehr sahen sich die beiden Studenten willkommen geheißen und in Anspruch genommen. Marianne war in ihrem Element, leidenschaftlich, unermüdlich, ganz durchdrungen von lachender Freude. Sie tanzte auch mit Franz, und mit großem Vergnügen, denn er war ein frischer Junge, und sie mochte frische Jungen überhaupt gern, insonderheit beim Tanze. — Hilla stand unbetheiligt bei Seite und sah dem Reigen zu. Sie konnte nicht tanzen. Auf dem Thurm hatte sie's nicht gelernt, und sonst keine Gelegenheit gehabt, es zu versuchen. Franz bettelte vergeblich und versprach es ihr beizubringen, wenn sie sich nur

getrost mit ihm auf den Plan wagen wollte. Auch Helmar kam, sprach ihr Muth ein und wollte sie mit sanfter Gewalt zum Tanze nöthigen. Hilla erröthete, durch ihr Herz ging es wie freudiges Verlangen, sie war schon bereit nachzugeben. Da sprang Marianne herbei und faßte Helmar's Arm. „Der Stadtsecretär kommt!“ rief sie. „Du bist mein Tänzer und darfst mich nicht loslassen, so lange er da ist.“ — Hilla trat bei Seite. Herr Hederich und die Väter kamen herbei und sahen wie Marianne und Helmar im Kreise flogen. Des Mädchens Verehrer schien nicht erbaut davon, und sprach heimlich mit ihrem Vater und dem Nachbar Arnold. Die Männer schienen einverstanden, der Nachbar hieß den Leiermann aufhören und die Tenne verlassen. Verdutzt und mit lautem Vorwurf sahen ihm die glühenden Paare nach. Er wolle den Spectakel nicht länger zugeben, sagte Meister Arnold. Bei ihm sei kein Wirthshaus. Und der Vater hieß Mariannen nach Hause gehen, denn es sei Zeit, den Abendimbiß zu rüsten. — „Daran ist wieder der Stadtsecretär schuld!“ flüsterte Marianne aufgebracht. „Aber Dem will ich's noch eintränken!“ Hilla war recht zufrieden, nicht getanzt zu haben.

Marianne hatte den Feind ihrer Freuden richtig erkannt. Er störte den improvisirten Ball, um Gerede über Mariannen zu vermeiden, wozu sie freilich schon manche Gelegenheit gegeben. Herr Hederich war, ob-

gleich nicht mehr ganz jung, obgleich Wittwer und von etwas altmodischen Formen, und trotz seiner Haartolle, doch kein übler Mann. Er hatte ein eigenes Haus und wohlgespartes Vermögen, er galt für eine sehr annehmbare Partie im Städtchen. Der Vetter in Bergau konnte sich durch einen solchen Werber um seine Tochter sehr geehrt fühlen. Denn ernst meinte es der Stadtsecretär, und zwischen ihm und dem Alten schien die Sache bereits abgemacht. Das flattrige Mädchen dachte freilich anders.

Nach dem Abendessen drang Helmar's Vater auf den Heimweg. Marianne wollte die Verwandten ein Stück begleiten. Dazu waren auch ihr Vater und der Stadtsecretär bereit. Das Mädchen zeigte sich freilich nicht erbaut von der Aussicht, dann an der Seite ihres Verehrers zurückzukehren. Um so mehr galt es, den Moment auszukosten. Sie schritt mit Helmar voran. Franz war ihr eine für den Familienkreis sehr erwünschte Persönlichkeit, denn er beschäftigte Hilla. Längst hatte sie auf das herzliche Einvernehmen Helmar's und Hilla's mit Argwohn und Eifersucht geblickt und besorgt, es möchte nicht so geschwisterlich bleiben. Den Freund, der sich zwischen Beide stellte, betrachtete sie mit um so günstigeren Augen. — Rüstig schritt sie mit Helmar voran über die Wiesen. „Und wenn Du ausstudirt hast," sagte sie im Gespräch, „wirst Du doch Deinen Thurm endlich

verlassen? Du kannst doch nicht ewig da oben sitzen!"

„Das will ich auch nicht," meinte Helmar heiter. „In die Welt will ich, mich umthun, in großen Kreisen das Leben versuchen und Großes erleben. Die Ritterzeit mit ihren Abenteuern ist vorbei, aber erleben kann man noch viel. Jetzt schränke ich mich noch gern ein, aber die Zeit wird kommen — und dem Muthigen gehört die Welt. Wer die Kühnheit hat zu wagen, aus dem Vollen zu schaffen, der empfängt und erlebt auch aus dem Vollen!"

Es waren unklare Wünsche und unverstandene Regungen, die aus des zwanzigjährigen Jünglings Herzen Sprache gewannen, aber seine Begleiterin fühlte sich dennoch davon hingerissen. „So ist's recht!" rief sie. Ach wer nur mit könnte! Lieber toll und wild in's Leben stürmen, als daheim hinter dem Ofen hocken! Ist es nicht ein Elend, ein Mädchen zu sein? Keinen Willen zu haben? Langweilig zu Hause sitzen, nichts von der Welt zu sehen, nichts vom Leben zu haben — ich halt's nicht aus!"

„Ei was! So komm mit in die Welt!" rief Helmar scherzend.

Marianne blieb stehen, sah ihm mit funkelnden Augen in's Gesicht und sagte: „Wenn ich Dich beim Worte nähme?"

Helmar lachte. Das Mädchen erschien ihm sehr

schön, und ihr Entgegenkommen blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Auch sein Temperament war feurig und fühlte sich durch sie nur mächtiger herausgefordert. Dennoch blickte er scheu zur Seite, und es war ihm recht, daß Franz rief, nicht so schnell zu gehen, da die Bergauer Freunde umkehren wollten. Marianne und Helmar schieden mit einem festen Händedruck, der für viele Worte gelten konnte. Er war still und zerstreut auf dem Heimwege. Auch Hilla sprach wenig. Franz trug die Kosten der Unterhaltung fast allein.

Helmar fühlte sich in den nächsten Tagen von widersprechenden Empfindungen hin- und hergeworfen. Es zog ihn fort nach Bergau wie berauschender Lockungsruf, und doch warnte ihn eine Stimme. Der Rausch verflog. Er wurde wieder ruhig und heiter. Er betrachtete Hilla, ihr reines, stilles Wesen that ihm wohl, und er war freundlicher, gefälliger, ja liebevoller zu ihr, als jemals. Hilla empfand es, sie fühlte sich beglückt und erschrak doch zugleich. Sie erröthete, wenn sie in ihrem Kämmerchen allein war mit den unfolgsamen Gedanken.

Am nächsten Sonntag kamen die Verwandten aus Bergau unangemeldet zum Gegenbesuch. Mit ihnen der Stadtsecretär, den Helmar's Vater zu gelegentlicher Einkehr eingeladen hatte. Er fand, als er nach dem starken Steigen wieder Athem schöpfen konnte, die

Aussicht sehr schön und lobte die erfinderische Art und Weise, wie man sich hier in der Enge angesiedelt hatte. Eng war's freilich heut vorzugsweise, allein man behalf sich. Hilla war auf alle Fälle mit der Bewirthung eingerichtet, da sie geahnt, daß Marianne zu rascher Erwiederung des Besuchs antreiben würde. Der Kaffee wurde in Helmar's Stube genommen. Wenn alle sieben Personen um den Tisch saßen, hatte Jeder den Rücken an der Wand, und das Zimmer war ausgefüllt. Es waren freilich nur sechs Stühle vorhanden, allein ein großer Kasten gab auch einen Sitz her. Und Hilla saß nicht viel. Sie lief hin und her über die Brücke, geschäftig, die Gäste zu bedienen.

Mariannens Wesen war heut ungleich und sonderbar. Zwar lachte ihr Gesicht, als sie Helmar wiedersah, und doch wandte sie sich vorwurfsvoll von ihm ab. Die Anwesenheit des Stadtsecretärs erfüllte sie mit leidenschaftlichem Unwillen. Und es war ihm hier oben nicht zu entgehen. Sie brauchte für ihr rastloses Wesen überhaupt viel Raum, und schien sich heute besonders beeinträchtigt zu fühlen. Als man endlich zusammengeschachtelt um den Tisch saß, sie selbst neben Helmar, schien die Situation sie plötzlich zu belustigen, ihre Laune schlug um und ging in ausgelassene Lustigkeit über. Sie forderte Herrn Hederich, sie forderte Helmar zum Wortgefecht heraus. Ihr vorwurfsvoll ablehnendes Betragen gegen

den Letzteren hatte sich in bestrickende Gunstbezeigung gewandelt.

Ein drohendes Gewitter zog am Himmel auf. Man sah es hier in der Höhe näher kommen, schwarze, gewaltige Wolkenmassen, und mußte sich die Aussicht gefallen lassen, stundenlang in dieser Einschachtelung zu verharren. Bald stand das Wetter über der Stadt. Blitz und Donnerschläge folgten einander mit furchtbarer Gewalt, es wurde fast nächtliche Dunkelheit selbst in der hohen Thurmklause. Den Bewohnern dieser Gemächer hatte die Gewohnheit das Beängstigende einer solchen Lage genommen, nicht so unbefangen zeigten sich die Gäste. Herr Hederich war unruhig, Marianne machte aus ihrem angstvollen Mißbehagen kein Hehl. — Noch lag eine finstere Schwüle in den Lüften, das Gewölk schien mit sich selbst zu ringen, ohne sich in Regengüsse lösen zu können. Mit einemmale brauste eine gewaltige Sturmwoge daher, an den Thürmen rüttelnd, das geschlossene Thürchen zur Verbindungsbrücke aufreißend, und schwere Tropfen, gemischt mit großkörnigem Hagel, prasselten geräuschvoll nieder. Helmar glaubte in dem andern Thurm ein Fenster klirren zu hören, und eilte hinüber. Marianne, eine Erlösung aus der sie peinigenden Enge längst ersehnend, sprang ebenfalls auf, und lief ihm nach über die Brücke, aufschreiend unter dem peitschenden Hagelschlag. Das Thürchen wurde hinter ihr geschlossen,

Helmar zog sie mit lachendem Verweis in den andern Thurm, und schloß ebenfalls die Pforte. Sie waren allein. Hier warf sich Marianne mit Angst und wilder Leidenschaft an seine Brust, schlang die Arme um seinen Nacken und rief: „Wenn uns der Blitz erschlägt, sterben wir zusammen!“

Helmar fühlte sich im Innersten durchzuckt von dem Ungestüm des gefährlichen Mädchens, doch einen Augenblick war eine warnende Stimme noch mächtig in ihm. „Was fällt Dir ein?“ sagte er. „Solche Wetter sind oft schon an uns vorüber gegangen. Sei ohne Furcht!“

Ihre Blicke trafen mit dämonischer Gluth seine Augen. „Helmar!“ rief sie, ihn nur fester umschlingend: „Kannst Du mich nicht verstehen oder willst Du's nicht? Aber wärst Du von Eis und Stein, ich will Dich schmelzen, denn ich muß Dich haben! Ich trotze der ganzen Welt, ich trotze Dir selbst, denn beschlossen ist's in mir, mein mußt Du werden! Du bist mein Abgott, Du mußt mich lieben! Und stießest Du mich zurück, ich klammerte mich an Dich, und müßt ich um Dein Herz ringen zwischen Tod und Leben. Ich hasse den Menschen, den mein Vater mir geben will, ich hasse Alles was uns trennt, denn Dich will ich, Dich! Was gehen mich die Leute an und was sie reden? Bist Du mein, dann gehe Alles zu Grunde! Ich frage nicht darnach, denn ich frage nur,

ob Du mich magst, und Du mußt, Du mußt, ich lasse Dich nicht mehr!“

Es gehörte größere Besonnenheit dazu, als die feurige Gemüthsart eines zwanzigjährigen Jünglings aufzubieten hatte, um einem solchen Ansturm der Leidenschaft zu widerstehen. Von ihr fortgerissen, ohne Frage nach der Wahrheit seiner Empfindung, gab er sich dem gebieterischen Zauber gefangen. Ihre Lippen trafen sich, vergessen waren Ort und Stunde, und wie in Gluthen in einander schmelzend standen sie in der kleinen Thurmklause. Was sie weiter sprachen, ist gleichgültig. Unter Blitz und Donner, Sturm und Hagelschlag wurde ein verhängnißvoller Bund geschlossen, der mehr als ihr eigenes Glück vernichtete. Noch schien es möglich, das Schicksal zu vermeiden. Ein furchtbarer Wetterschlag erdröhnte und erschütterte den Thurm, und vom Schreck gebändigt fuhren Helmar und Marianne aus einander. Eine tiefe Stille war plötzlich in den Lüften. Helmar, aus seiner Bezauberung wach gerufen, riß die Pforte auf, ihm war's, als müßte der Blitz gezündet haben. Auch die Thür des andern Thurmes wurde geöffnet, und mit besorgten Blicken betrachtete der Thürmer seine Warte und das Kirchendach. Kein Schaden zeigte sich. Des Wetters Gewalt war vorüber, ein langsam breiter Regen senkte sich durch die gekühlte Luft. „Komm hinüber, daß sie nichts merken!“ rief Marianne, indem sie Helmar's Hand

ergriff und ihn über die Brücke fortzog. Die beiden Thürmer wechselten den Ort, um sich drüben mit sachkundigen Blicken zu überzeugen, ob die Gefahr spurlos vorüber gegangen.

Wo war inzwischen Hilla? Mit fragenden Augen schaute Franz nach ihr aus. Sie war während des Wetters nicht bei der Gesellschaft, sie mußte drüben bei Marianne und Helmar gewesen sein. So war's, ohne daß die leidenschaftlich Verblendeten eine Ahnung davon gehabt! Arme Hilla, Du hattest eine grausam harte Stunde durchlebt! Das junge Mädchen war in ihrem Kämmerchen beschäftigt, ein Fenster zu schließen, als sie durch die nur angelehnte Thür das Hereinstürmen der beiden Andern hörte, und Zeugin des Auftritts wurde, der sie mit Schmerz und Grauen erfüllte. Sie wagte nicht, sich zu regen, sie sank schweigend, erbleichend in die Kniee und preßte die Hände vor das Herz, das vor angstvollem Klopfen zerspringen zu wollen schien. Rasch kam sie hervor, als jetzt die Väter eintraten, machte sich am Herde zu schaffen, und wagte keinen Blick nach dem andern Thurme hinüber zu werfen. Dort sprach man nicht von ihr, denn zwischen Arglosigkeit und Zerstreutheit blickte man hinaus, um das noch in seinem Abziehen großartige Wetter zu beobachten, das prachtvolle Farbenspiel, das die hervorbrechende Abendsonne über die dunkeln Wolken malte, und den doppelt geschwungenen Regenbogen. Franz war froh,

als er Hilla drüben wieder walten sah, und endlich entschloß er sich, zu ihr hinüber zu gehen. Sie antwortete nicht auf seine Frage, und fuhr erschreckt zusammen, als er sie wiederholte, und sie ihn neben sich erblickte. Franz betrachtete sie mit Befremdung, sie schien ihm blaß und schmerzlich bewegt. Er fragte, ob das Gewitter sie geängstigt habe. Sie verneinte es lächelnd und nahm alle Kraft zusammen, um sich zu fassen. „Helfen Sie mir, Herr Franz," sagte sie, „daß wir drüben den Tisch decken. Sie haben es schon öfter gethan und sind geschickt, ich weiß es." Franz war glücklich, ihr zu dienen, und trug Tischzeug und Teller, die sie ihm reichte, hinüber. Die Stimmung wurde nach dem Druck der Stunde jetzt im hellen Abendlicht um so heiterer. Helmar und Marianne waren von ausgelassener Laune. „Morgen Nachmittag komm ich!" flüsterte er ihr beim Abschied zu, und ein Händedruck sagte ihm ein Willkommen zu. Noch spät in die Nacht hinein stand er auf der Galerie vor seinem Zimmer, von maßlosen, unbesonnenen Wünschen erfüllt. Noch länger aber barg in dem andern Thurme ein schlafloses Mädchen ihr Antlitz in die Kissen, damit der nebenan schlummernde Vater ihr krampfhaftes Weinen nicht vernehme. —

Ein fahrig zerstreutes Wesen, die Ungeduld neuer Erwartung, machte Helmar am andern Tage zu jeder Beschäftigung untauglich. Mariannens herausfordernde

Reize hatten ihn zur Leidenschaft aufgestachelt, seine Sinne völlig bezaubert. Er suchte Franz in dessen Wohnung auf, und war nahe daran, ihm sein Geheimniß, sein Glück zu verrathen. Doch bezwang er sich und eilte hinweg. Er hatte daheim erklärt, daß er nicht zu Tisch käme, und doch führten ihn die unstäten Schritte zum Thurm zurück. Da lief ein Knabe auf ihn zu, der unten an der Pforte seiner schon geharrt hatte und überreichte ihm einen Zettel. Er kam von Mariannen. „Komm heut Nachmittag nicht," schrieb sie. „Erwarte mich Abends um neun Uhr an dem Felsen, der aus dem Walde in die Landstraße hervorspringt."

Helmar's Ungeduld steigerte sich durch die Verzögerung. Schon gegen Abend schritt er aus dem Thor. Da riefen Freunde hinter ihm her, er konnte ihnen nicht ausweichen, und mußte, um nicht aufzufallen, sich überreden lassen, in einen öffentlichen Garten vor der Stadt mitzugehen. Wie sehr es ihn innerlich drängte, er konnte ihnen nicht entwischen. Eine Bowle wurde gemacht, da es einen Geburtstag zu feiern gab, und Wein und Gesang steigerten Helmar's Aufregung nur noch höher. Als er endlich den Augenblick wahrnahm und sich heimlich davon machte, war die Stunde des Stelldichein fast verstrichen. Hastig schreitend kam er am Orte an. Marianne sprang hinter dem Felsen hervor, umschlang ihn stürmisch, machte ihm Vorwürfe über die Verzö-

gerung und verschloß seiner Entschuldigung den Mund. „Laß gut sein," rief sie aufgeregt, „Du bist da, und das ist genug! Höre, was geschehen ist. Mein Vater hat mir das Aergste gedroht, wenn ich nicht heut noch ja sage, den Stadtsecretär zu nehmen!"

„Nimmermehr!" eiferte Helmar. „Er kann Dich nicht dazu zwingen."

„Er soll auch nicht!" rief das Mädchen. „Aber zornig und eigenwillig, wie auch er ist, kann er mir das Leben zur Plage machen. Er hat mir gedroht, mich zu einer alten Base zu geben, einer Betschwester und eisenstrengen Frau, die solle mir den Trotz wohl beugen. Aber sie sollen sich täuschen in mir, Alle! Helmar, ich bin entschlossen, nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Du mußt mit mir entfliehen!"

Helmar stutzte doch über diesen waghalsigen Plan. „Werden sie uns nicht nachsetzen?" wendete er ein. „Wohin wollen wir fliehen? Und wenn sie uns einholen und zurückbringen?"

„Hast Du keinen Muth, etwas zu wagen?" rief Marianne mit vorwurfsvollem Eifer. „Sie holen uns nicht ein, sie finden uns nicht, wenn wir es nicht wollen. Die Welt ist groß, und der Wege giebt es viele. Wir versuchen unser Glück, und müssen es finden, denn wir sind beisammen. Hast Du nicht auch Deine Hoffnung auf die weite Welt gesetzt? Komm jetzt, was brauchen wir der Zurüstung?" Sie hob

aus dem Grase ein kleines Bündel auf und wies es dem schweigend Zaudernden. „Das nehm ich mit," fuhr sie fort, „und sonst nichts an Gepäck. Und Geld hab ich auch für den Anfang, hundert und fünfzig Thaler, da schau her!"

„Woher das viele Geld?" fragte Heluar.

„Mein Eigenthum, mein Erspartes von Kind auf, worüber ich allein schalten darf. Nimm es hin, Du sollst die Kasse führen. — Du zögerst? Helmar, der Augenblick kommt nicht wieder! Verlässest Du mich jetzt, dann — dann spring ich dort in den Fluß, denn nach Hause kehr ich nicht zurück!"

Helmar war wie im Traume. Ein Unerwartetes, Unfaßbares trat an ihn heran, ein phantastisch blendendes Wagniß voll verlockender Abenteuerlichkeit, dessen Reize ihm durch die Aufregung, in die der Wein sein Blut gebracht, nur erhöht wurden. Die dämonische Gewalt, welche die Leidenschaft des Mädchens auf ihn übte, verjagte vollends alle Besinnung. „Verlaß Dich auf mich! Ich beschütze Dich!" rief er, sie mit Ungestüm umarmend. Sein ganzes Wesen stürmte in wilder Gluth, er hätte den Besitz einer Welt um das Glück dieser Stunde preisgegeben.

Die Nacht war schwül und berauschend. Auf heimlichen Wegen wanderten die Flüchtlinge durch den Wald. An einem jetzt einsamen Haltpunkt erwarteten sie am Schienenwege den Nachtzug. Dann saßen sie

dicht an einander gedrückt und ließen sich in die Welt fahren, weit, weit hinaus, sie wußten selbst noch nicht wohin. Sie dachten kaum an den Morgen, sie wußten noch nicht, daß der Reiz eines abenteuerlichen, lustigen Zigeunerlebens durch rauhe Schrecken aufgewogen wird. Sie vergaßen eine Weile, wie man ihrer daheim harrte, sie wollten nicht daran denken. Und als bei Helmar die Besinnung sich einstellte, da war's geschehen, und durch Trotz suchte er das Schuldgefühl zu bannen. Ja, sie waren schon weit weg, als man ihrer Flucht inne ward, und Gerüchte und böse Entdeckungen ihren Namen für alle Zeit brandmarkten. — —

Der Sommer verging und der Herbst, ein bitter kalter Winter kam, und auch er rüstete sich bereits zum Abzuge. In einer kleinen Stadt der französischen Schweiz wohnte eine alte Frau, welche kleine Zimmer meist an einzelne Personen vermiethete. Madame Duval stieg eben die Treppe kopfschüttelnd herab. „Das nimmt kein gutes Ende mit den jungen Leuten!" murmelte sie vor sich hin. „Es sollte mich nichts angehen, aber es dauert mich, und der junge Mann am meisten. Wenn er eines Tages davonginge und sie sitzen ließe, es wäre kaum zu verwundern. Er sieht aus, als hätte er mehr in der Welt zu thun, klug wie er ist, als sich von der heftigen jungen Person auszanken zu lassen. Schreiber beim Advocaten —! Es ist ein geringer Verdienst. Und ich hatte ihn so gut empfohlen an

meinen alten Freund, den Buchhändler, er hätte ein gutes Unterkommen finden können. Aber der Buchhändler hat eine hübsche Tochter, und das junge Weib da oben ist rasend eifersüchtig. So wurde nichts daraus. Nun, Grund zur Eifersucht könnte sich wohl finden, denn der junge Mensch ist ein gar schmucker Bursch. Ein gutes Ende nimmt die Geschichte sicher nicht!" So dachte Madame Duval voll Antheil, indem sie durch ihr Stübchen schritt.

Oben aber wurde eine Thür mit Heftigkeit zugeworfen, und hastige Tritte polterten die Treppe hinab. Helmar stürmte mit zornerfülltem Antlitz aus dem Hause. —

Ja, sie war schnell vorübergegangen die Lust eines abenteuerlichen Zigeunerlebens! Wenn sie dauernder blieb bei der rücksichtslos vielwagenden Gemüthsart des Mädchens, in Helmar hatte sich der Rausch nach wenigen Tagen schon gelegt, und die Ernüchterung zeigte ihm seine Thorheit in erschreckendem Lichte. Das Reisegeld war überraschend bald verthan, das Leben in der Fremde stellte unerbittlich seine Forderungen. Noch hatte Helmar frisch dran gehen können, und regen Muthes die Hoffnung lebendig gehalten, sich selbst ein Dasein zu gestalten, denn mächtig erwies sich in der ersten Zeit die Neigung, der Einfluß, der leichtfertige Sinn Mariannen's auf ihn. Aber der Sinnentaumel kehrte nicht mit alter Macht zurück, des Näd-

chens Charakter trat kenntlicher und abstoßender hervor, und in Helmar erwachte zugleich mit seiner besseren Natur ein Widerwille gegen die, welche er in einer Stunde der Thorheit an sich gekettet hatte. Marianne empfand keine Reue, sie hatte nur lachenden Trotz gegen ihre früheren Verhältnisse, höchstens störte sie die Angst vor einer Entdeckung ihres Aufenhalts. Wie sie ihren Fehltritt leicht nahm, so wünschte sie ihn auch von Helmar genommen, und war nicht karg mit Vorwürfen über seinen Mangel an Muth. Allein sie mußte inne werden, wie seine Neigung zu ihr schwand, die Eifersucht erwachte in ihr und machte sie zu einem rastlosen Plagegeist. Ihre eigene Leidenschaft war nicht geschwunden, aber sie hatte alle bestrickenden Formen abgelegt. Marianne war nicht nur nicht liebenswürdig, sie erschien als eine recht böse junge Person. Und Helmar war nicht mehr in der Stimmung, ihr nachzugeben, sich von ihr peinigen zu lassen, sein Stolz, sein Selbstgefühl, sein Widerwille bäumten sich gegen sie auf, finsteres Wesen und Streit erfüllten die Tage, und gute Worte wurden selten. Schwer trug sein Gemüth die Last solcher Tage, schwer das Bewußtsein seiner Schuld, und die Zertrümmerung seiner Lebenspläne und Hoffnungen. Ein altes Volkslied kam ihm in den Sinn, er hatte es früher schön und rührend gefunden, jetzt erfüllte es ihn mit Schauder.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert aus und ein,
Sie haben gehabt weder Glück und Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Verdorben, gestorben! tönte es immer in seiner Seele wieder. Und das nur eines Fehltrittes willen, den nicht böser Wille, den halbe Raserei eingegeben. Tausende dürfen ungestraft und vergnügt freveln, Einem, und nicht dem Unwürdigsten, wächst die Schuld vernichtend übers Haupt. Hatte er Mariannen jemals geliebt? Er verhehlte sich in bitterem Groll die Täuschung längst nicht mehr. Kein inneres Band fesselte ihn an sie. Warum lief er nicht davon und ließ sie sitzen? — Der Gedanke war ihm schon sehr vertraut geworden. Aber wohin sollte er sich wenden? Mächtig zog es ihn nach der Heimath. Sein Vater und Hilla's reine Gestalt, seine Thurmklause und seine Bücher, und Franz und die übrigen Studiengenossen, die heiteren Tage des akademischen Lebens — war das nicht Alles noch da, und rief und lockte mit unwiderstehlichem Zauber zurück? Er hatte nichts von sich hören lassen, wie mochte man daheim seiner denken? Wie sie auch dachten, Hilla's Bild stand verzeihend vor seiner Seele, und dennoch

fühlte er, was er verscherzt habe. Die Erinnerung an sie wurde mächtiger denn je, das einst geschwisterliche Band legte sich fester um sein Herz und vertiefte seine Sehnsucht nach ihr und Allem, was er liebte. — Er war auf die Landstraße hinausgelaufen, er war schon so gut wie unterwegs, — warum hemmte er die Schritte, warf sich auf den Felsenboden und verbarg verzweifelnd das Antlitz in den Händen? — Er durfte nicht mehr allein zurückkehren, sagte er sich. Marianne ging einer schweren Stunde entgegen. War in ihm das Pflichtgefühl bei seinen Jahren auch nur gering, sah er gleich mit Zorn und Scham der nächsten Zukunft entgegen, eine Art Mitleid mit seiner Peinigerin erfüllte ihn. Sie ganz hülflos zurückzulassen, erschien ihm als ein neues Verbrechen. Und dennoch wurde ihm die Last immer drückender, steigerte sich sein Wunsch nach Befreiung, stellte sich eine Flucht immer wieder als ein leichtes Befreiungsmittel dar.

Da ergriff ihn eines Tages ein ganz andrer Gedanke. Was er lange in sich bekämpft hatte, ward heut unwiderstehliches Bedürfniß. Er schrieb in seinem Bureau (denn Marianne sollte nichts davon wissen) einen langen Brief an Franz Rüdiger. Er bekannte dem Freunde, was zu bekennen war, schilderte ihm seinen Zustand, bat um baldige Nachricht über sein und der Seinen Ergehen und den Leumund, worein er sich daheim durch seine Flucht gebracht habe. Schon

fühlte er sich erleichtert durch diesen Erguß, und jugendliche Hoffnung fing an wieder lebendiger in ihm zu werden. Franzens Entgegnung kam schneller, als Helmar erwartet hatte. Aber der Ton des Briefes und einige undeutliche und bedenklich klingende Stellen machten ihn stutzen. Franz schrieb ohne jeden Vorwurf, als warmer Freund, ganz in dem alten herzlichen Ton. Nur behutsam sprach er sich über Helmar's Vater und Hilla aus, und Helmar verstand die Zurückhaltung und sein Auge wurde feucht. Dann aber fuhr Franz fort: „Theurer Freund — denn das bist Du mir noch immer und wirst es bleiben — Du erzählst mir viel, und doch schweigst Du von der Hauptsache, die einen furchtbaren Makel auf Deinen Namen geworfen hat. Ich habe nie daran geglaubt, und werde in dem Glauben an Deine Unschuld bestärkt durch Dein Schweigen. Zu einem unüberlegten Schritt konntest Du Dich hinreißen lassen, zu einem gemeinen Verbrechen niemals. Dies ist meine feste Ueberzeugung. Trotzdem wirst Du einsehen, daß ich Niemand von Deinem Brief an mich Mittheilung machen darf, daß ich auch Hilla und Deinem Vater nicht sagen darf, daß ich von Dir Nachricht habe. Würde Dein Aufenthalt bekannt, es könnte Dich in die größte Gefahr stürzen. Ach, armer Freund, Deine Rückkehr — Du weißt es selbst — ist somit unmöglich, wenn Du es nicht vorziehst, Dich frei und offen den Gerichten zu stellen, und Dich von der schimpf-

lichen Anschuldigung zu reinigen. Das Letzte wäre das Beste, und fühlst Du Dich rein, so komm und sei unserer Liebe und Hülfe gewiß. Denn was wir an Dir verlieren, ist unaussprechlich!"

Was sollte das heißen? Ein „gemeines Verbrechen"? Der Brief entsank Helmar's Händen. Marianne, die ihn gespannt beobachtet hatte, griff darnach und las. Dann knitterte sie das Blatt wüthend zusammen und warf es zu Boden. Sie begann in heftiger Erregung auf Franz zu schelten, den sie niemals habe leiden mögen, und ergoß sich über die Lästerzungen in der Heimath mit leidenschaftlicher Zornwuth. „Marianne!" rief Helmar, indem er sie durchbohrend ansah — „weißt Du den Vorwurf in diesem Briefe zu deuten? Fühlst Du keine andere Schuld, als die wir mit meinem Wissen gemeinsam tragen?" Sie brauste heftig gegen Helmar auf und machte ihm Vorwürfe, um dann schnell das erregte Gespräch zu wenden. Denn ihr erbitterter Tadel traf jetzt ihn selbst, daß er in die Heimath geschrieben und ihren Aufenthalt verrathen habe. Sie verlangte einen schleunigen Wechsel des Ortes, weit nach Frankreich oder Italien hinein wollte sie, und eine schlecht verhehlte Angst verrieth sich auch in ihrem trotzig auffahrenden Wesen. Allein Helmar hörte nichts mehr, er eilte nach seinem Bureau, um noch an demselben Tage an Franz zu schreiben und völlige Aufklärung zu verlangen.

Acht Tage vergingen ihm in ungeduldigster Erwartung. Er mochte Mariannens Plagegeist nicht mehr ertragen, vermied sie und seine Wohnung ganz, und brachte seine Nächte bei einem Bekannten zu. Die Erwartung trieb ihn endlich doch nach Hause. Madame Duval sah ihn kommen, öffnete ihre Stubenthür und rief dem flüchtig Grüßenden halblaut zu: „Lieber Monsieur Bernard — so nannte sich Helmar hier — treten Sie doch einen Augenblick bei mir ein.“ Helmar folgte und ließ sich auf den Wink der sauberen und anmuthigen alten Dame nieder. „Sie sind lange nicht zu Hause gewesen, lieber Monsieur Bernard,“ fuhr sie fort, „und ich meinte fast, Sie würden gar nicht kommen.“ Sie sah ihn mitleidig an.

Er fühlte den Blick, und sah beschämt zu Boden. „Es wäre kaum zu verwundern!“ murmelte er.

„Ich glaub's wohl, armer junger Mann!“ sagte sie gutmüthig. „Sie sollten ein bischen Vertrauen zu mir haben. Kinder hab ich leider nicht, aber wenn ich rechtschaffene junge Leute sehe, die sich quälen, dann geht es mir zu Herzen, und mir ist, als müßte ich ihnen, wie eigenen Kindern, zu helfen suchen.“

„Sie sind sehr gütig,“ entgegnete Helmar; „aber in Ihrer Macht liegt es nicht, mir zu helfen.“

„Vielleicht doch, und in kurzer Zeit werde ich ungerufen kommen. Wissen Sie was? Sie sollten auf einige Zeit verreisen, es wäre recht gut für Sie und

für die kleine Frau da oben. Die will ich schon unter meinen Schutz nehmen. Machen wir keine Umstände — ich biete Ihnen das Reisegeld an. Sie sind ein zuverlässiger junger Mann, denk ich, und — vielleicht machen Sie anderswo und allein Ihr Glück besser als hier. Ist es Ihnen dann gelungen, nun, so wissen Sie ja, wo Sie mein Haus zu suchen haben, und alles Uebrige wird sich finden."

Helmar war sehr gerührt über den Vorschlag der alten Dame, der ihn wirklich wie die Aussicht einer Erlösung anmuthete. Er schwankte noch, ihre Güte anzunehmen, seine Bedenken wurden aber von ihr zurückgewiesen. „Ich denke," fuhr sie fort, „wir werden darüber einig werden. Aber ich habe noch etwas für Sie. Als neulich ein Brief an Sie von weit her, ich denke aus Deutschland, ankam, hatten Sie, wie mir schien, etwas laute Conversation mit der kleinen Frau da oben. Gestern ist wieder so ein Brief gekommen, ich hab ihn verwahrt. Bitte, lesen Sie ihn erst allein bei mir."

Er ergriff erwartungsvoll den dargereichten Brief, erkannte Franzens Handschrift und riß den Umschlag ab. Ein bedruckter Zettel fiel aus dem Briefe, es war der Ausschnitt aus einer Zeitung. Helmar nahm ihn auf und las ihn zuerst. Er erbleichte, ein Entsetzensruf blieb halb erstickt in seiner Kehle. Sein Auge starrte in einen Steckbrief, den die Gerichte hinter ihm

und Mariannen herschickten. „Die Entflohenen sind verdächtig, den Schrank des Thürmers N. in Bergau, des Vaters des Mädchens, erbrochen, und daraus hundert und fünfzig Thaler entwendet zu haben. Sie sind kenntlich durch u. s. w.“ So stand in öffentlichen Blättern gedruckt. Eine kurze Schilderung der Personen und Angabe ihrer Kleidung folgte.

Helmar sprang auf; wie ein Krampf schüttelte es seinen Körper, und wie vernichtet sank er wieder zurück und mit Kopf und Armen auf den Tisch. Madame Duval erschrak. Sie hielt ihn für ohnmächtig und lief nach der Essigflasche. Schon aber fuhr Helmar auf, stürzte aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. — „Lies!“ schrie er Mariannen entgegen, indem er ihr das Druckblatt vor's Gesicht hielt. „Lies! Du hast das Verbrechen verübt, das uns Beide schändet! Für eine gemeine Diebin hab ich mein Lebensglück zertrümmert!“ Marianne erblaßte. Sie sah ihn mit vor Zorn verzerrtem Antlitz vor sich stehen und suchte seinen vernichtenden Blicken auszuweichen. Aber sie faßte sich noch einmal, leugnete durchaus die Schuld, begann wiederum auf die heimischen Lästerzungen zu schelten und verlangte von neuem, daß er einen andern Ort zum Versteck für sie aufsuche. „Geh', wohin Dich gelüstet!“ fuhr er sie an. „An eine Dirne, die mich betrogen, werfe ich mich nicht länger weg! Nichts hab ich fortan gemein mit Dir! Schleppe Deine Schuld

wohin Du willst, ich weiß, wohin ich die meine trage!“ Er eilte auf die Thür zu. Marianne, den furchtbaren Ernst der Stunde erkennend, hielt ihn am Arme. „Helmar!“ rief sie, „ich will bekennen! Ich habe das Geld genommen! Nur aus Liebe zu Dir nahm ich es, nur um uns die Flucht zu erleichtern. Und ich sehe es noch heut als kein Unrecht an, denn das Geld gehörte zu meiner Aussteuer, es war mein und es hat mir genützt, mich von dem Menschen zu befreien, den ich haßte. Helmar, wenn Du mich je geliebt hast —“

Mit einem wilden Auflachen des Hohns unterbrach er ihre Rede, indem er sich von ihr losmachte. Mariannens Angst verwandelte sich in herrischen Trotz. „Und Du wirst und mußt jetzt bei mir aushalten!“ rief sie mit häßlicher Aufregung. „Ich schreie das ganze Haus zusammen, wenn Du Miene machst, davonzugehen; ich lasse Dir nachsetzen, ich nehme jede Hülfe gegen Dich in Anspruch. Was geschehen ist, ist geschehen, Du bist in meine Schuld mit verflochten, sie kettet Dich fest an mich, und ich wollt es so! Was Du auch im Sinne hast, Du lösest Dich nicht mehr, und könntest Du es noch, so ruf ich Dir Deine Pflicht in's Gewissen! Du bleibst!“

„Ich weiß, was und wo meine Pflicht ist!“ rief er, sich völlig von ihr losmachend. Eine Wuth erfaßte sie, sie ergriff noch einmal seinen Arm und suchte ihm

die Thür zu vertreten. Mit Gewalt stieß er sie bei Seite, und während er die Treppe hinabflog, dröhnte ein schwerer Fall oben im Zimmer. Madame Duval stand beängstigt in ihrer offenen Stubenthür. Er schoß an ihr vorüber, aus dem Hause, sie aber stieg mit bebenden Knieen die Treppe hinauf zur Wohnung ihrer jungen Miether. —

Helmar stürmte aus der Stadt und der Landstraße zu, die nach Norden führte. Was waren ihm in der tobenden Erregung seines Innern jetzt noch Rücksichten, Mitleid oder Pflichtgefühl für die Elende, die er verließ. Zum glühenden Haß, zu bitterer Verachtung hatte sich Alles gewandelt, und durch die Verzweiflung seines Herzens drang nur ein einziger Gedanke, mit einer Art von Beruhigung. Fort, nach seiner Vaterstadt strebte er, zur Selbstanklage oder Rechtfertigung — mochte kommen was da wollte! Der Winter streute seine letzten Flocken über die Berge, der Weg war weit und beschwerlich.

Nach Tagen der Wanderung, der Mühsal und Entbehrung stand er in abgerissener Kleidung auf dem Hügel, der ihm seine Vaterstadt zeigte. In grauen Dunst gehüllt lag sie unter ihm, er blickte nach ihren Thürmen, und alle Liebe, die er je zu den Seinen getragen, drang ihm mit Uebermacht in's Gemüth. Zum ersten Male löste sich sein Schmerz in reichliche Thränen. Noch saß er auf dem Felsen, den er und

sein Franz so oft erstiegen — sollte er den Freund zuerst aufsuchen und an seiner Brust sich Kraft und neuen Muth sammeln, das Unvermeidliche zu bestehen? Ein großer Vogel schwebte in den Lüften, kam von der Stadt herüber und schien sich auf den Felsen senken zu wollen. Helmar erblickte ihn, streckte die Arme empor und rief: „Bist Du's, Alarich, mein Falke? O wärst Du's und brächtest mir Botschaft dort von den Thürmen! Könntest Du meine Grüße bestellen, Alarich, und mein Fürsprecher sein! Ach, sähen sie drüben in mein Herz, sie würden mich weniger verdammen! Erkennst Du den Ruf noch, mein Falke, mit dem ich Dich einst zu locken wußte, wenn ich Dir etwas Gutes bewahrt hatte? Komm herab! Es drängt mich, ein einziges Wesen zu umarmen, das ich liebe, dem ich einst lieb war, eh' ich, ein Verfehmter, in die alten Mauern einziehe! Aber auch Du entfliehst mir und schwingst Dich wieder zu den Thürmen, die als verbotene Heimath mich drohend zurückweisen!"

Währenddem ging am Fuße der Felsenreihe ein Mann vorüber, der Richtung nach Bergau folgend. Die Wiesen standen von den Aprilwassern überfluthet, auch die Landstraße zeigte sich dem Fußgänger auf eine Strecke hin unwegbar. Er wußte, daß er hier einen Pfad über die Felsen einzuschlagen hatte, den man im Frühjahr zu nehmen gewohnt war. Da hörte er über sich einen Pfiff, wie den Lockruf eines Raubvogels, oder

wie Knaben ihn im Walde bei ihren Spielen wohl nachahmen. Der Mann sah empor, ohne Jemand zu erblicken. Er machte sich keine Gedanken darüber und schlug den Felsenpfad ein.

Helmar wurde aus tiefem, schmerzlichem Brüten aufgestört. Bröckelndes Gestein machte sich rollend unter Tritten vernehmbar. Er wendete sich und sprang auf. Ein Ausweichen gab es nicht, noch auch suchte es Helmar, und doch empfand er den Anblick des Mannes, der sich ihm auf zehn Schritte genähert, in's tiefste Herz hinein. Zwei alte Feinde standen einander gegenüber. Zwar hatte Helmar den Stadtsecretär Hederich nie gehaßt, und dieser in dem jungen Mann nur ein unbequemes, aber überwindbares Hinderniß erblickt, allein die kurze Zeit hatte eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufgerissen. Auch jetzt noch trug Helmar dem Manne keinen Groll — wie hätte er's gekonnt? — Die Macht der Selbstanklage stimmte ihn eher demüthig gegen ihn. Nur daß dieser Mann ihm als Erster begegnen mußte, warf seine Lebensgeister plötzlich in eine schroffere Haltung und machte seine Blicke finster. Nicht so empfand der Andere. Eine tiefe Erbitterung hatte sich bei ihm festgesetzt, er war als Mensch gekränkt, betrachtete als Kleinbürger und kleinstädtischer Beamter das Verbrechen der Flüchtlinge ohne Gnade, er hatte nur Verachtung, und obenan stand bei ihm der Gedanke an Bestrafung. Auch er

hatte Helmar trotz seines verkommenen Zustandes erkannt. Er erschrak über den Anblick, pflog aber schnell Rath mit sich, was hier zu thun sei. Einige Secunden lang maßen sich Beide mit gespannten Blicken. Herr Hederich war zwar ein ungeschickter, aber kein ganz unentschlossener Mann, und da sich hier der große Fall bot, einen steckbrieflich Verfolgten festzunehmen, drängte ihn sein gerichtliches Bewußtsein, etwas zu wagen. „Haben wir Dich endlich, Vagabund!“ rief er, indem er auf Helmar zusprang und ihn am Kragen faßte. Der Jüngere und Stärkere schüttelte ihn leicht ab, und zurücktretend entgegnete er: „Ich bin nicht hier, um mich einfangen zu lassen, sondern um mich freiwillig zu stellen!“

Allein darauf hörte der Stadtsecretär in seinem Eifer nicht, oder glaubte nicht an die Gutwilligkeit des Strafbaren. Er begann aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen, und damit Helmar ihm ja nicht entspringe, warf er sich noch einmal auf ihn, ihn krampfhaft am Arme festhaltend. Der unglückliche junge Mann, der seine Absichten an dem waghalsigen Pflichtgefühl des Gegners scheitern sah, mochte sich in die Lage des demüthig Nachgebenden nicht mehr finden, sein Blut gerieth in Bewegung und in heftigem Zorn wehrte er den Angreifer ab. Dieser aber hängte sich wie eine Klette an ihn, und einige Minuten sah es wie ein Ringen zwischen Beiden aus. Helmar, gewandter und

stärker, schonte den Andern noch, aber da dieser, festgekrallt an ihn, unter Angst- und Scheltrufen nicht aufhörte nach Hülfe zu schreien, übermannte ihn der Zorn, und mit gewaltigem Ruck schleuderte er ihn von sich. Leider hatten Beide nicht bemerkt, wie sie sich während des Ringens dem Rande des Felsens mehr und mehr genähert, und so, aus den Armen Helmars entlassen, stürzte Herr Hederich vom Abhang hinunter. Helmar selbst taumelte, wurde ein paar Schritte über das Gestein hinabgerissen, hielt sich aber mit blutenden Händen am Gesträuch fest. Schon waren unten Stimmen laut geworden, die den Ruf des Stadtsecretärs entgegneten. Helmar stieg vollends hinunter und fand einige Ackersleute aus Bergau bereits um den Verunglückten beschäftigt. Ihr Leiterwagen stand in der Nähe. Der Felsen mochte hier die Höhe von nur etwa fünfzig Fuß haben, hoch genug für einen Fallenden, sich ein paar Glieder zu zerbrechen. Wirklich lag der Gestürzte bewußtlos da und schien schwer zu Schaden gekommen. Helmar, jetzt in sein Schicksal gefaßt, griff selbst mit an, ihn auf den Wagen zu schaffen, und traf, zur Verwunderung der verdutzten Mithelfer, alle Anstalten, ihn in seine Wohnung nach Bergau und unter ärztliche Hülfe zu bringen. Noch an demselben Abend empfingen den Heimkehrenden öde Gefängnißmauern, vorläufig eines alten Thurmes über dem Stadtthor, der die Dienste eines Kerkers zu Bergau vertrat.

Diebsgesindel und heimathlos umherstreichendes Volk fand hier eine Schütte Stroh und Zeit zum Nachdenken. —

Einen Schleier über die Verhandlungen und Ereignisse der nächsten Monate!

Der Stadtsecretär lag viele Wochen schwer darnieder, und seine Lage diente nur dazu, eine neue Anklage gegen Helmar zu begründen. Fast unmöglich erschien es, ihn von der Schuld Mariannens zu trennen, zumal man ihr eigenes Zeugniß vergeblich einzuholen suchte. Die Unglückliche war in ihrer schwersten Lebensstunde inzwischen gestorben. Und Helmar's Betragen bei all diesen Verhandlungen schien, wenn immer seine Person Antheil erregte, nicht geeignet, das Urtheil über seine Unschuld zu befestigen. Denn zu stolz, sich als den eigentlich durch Mariannen Verleiteten und Betrogenen zu bekennen, und wieder zu rasch und jugendlich aufbrausend in dem Gefühl, weniger schuldig zu sein, als man annahm, verwirrte er seine Aussagen und gab endlich mehr zu, als er zuzugeben hatte. Das Urtheil über ihn war getheilt. Die Einen hielten dafür, daß diesem „furchtbar gefährlichen" Menschen, der sich dreier Vergehen schuldig gemacht, eine stark zugemessene Strafe ertheilt werden wüsse; Andere fühlten tiefes Mitleid und mochten sich von seiner höchsten Strafbarkeit nicht überzeugen. Es ward endlich ein milder Spruch gefällt — ach, er war noch hart

genug! Er entsandte ihn weit fort und hieß ihn die schönsten Jahre seines Lebens nutzlos und leer zwischen Kerkerwänden vertrauern. —

Inzwischen ging das Leben seinen Gang fort. Der Frühling brachte neue Blüthen und der Herbst reifte Früchte, eine neue akademische Jugend bevölkerte die Universitätsstadt und sprach im dritten Jahreswechsel nicht mehr von dem einen Ausgestoßenen und Vergessenen. Aber wie das Leben bei scheinbarem Gleichschritt sich wechselnd immer erneute, das Bild der alten Stadt blieb im Ganzen dasselbe. Die Falken kreisten und schrillten nach wie vor um die Thürme, und Schmerz und Kummer bannte sich in tiefe Einsamkeit. Auf der Brücke zwischen den Thürmen stand oft eine Mädchengestalt mit blassem Antlitz, und blickte, wie in sich verstummt, in die Ferne. Der Thürmer hatte mit der Zeit zu kränkeln angefangen, und als es zum fünften Mal Herbst ward, konnte er den Dienst nicht mehr versehen, er fühlte, daß er sterben werde. Aber er hatte Dem vergeben, durch den sein Leben gebrochen war. Denn Hilla hatte ihn gelehrt, Helmar's Schuld mit milderen Augen zu betrachten, mehr den Unglücklichen als den Strafbaren in ihm zu sehen. Durch ihre nie rastende, liebevolle Vertheidigung war ein vorurtheilsvolles und im Innersten hart verletztes Gemüth bekehrt worden. Der Thürmer starb in seinem Beruf, Hilla beweinte schmerzlich ihren Verlust und verließ

die alte Thurmwohnung, die ihr die längste Zeit ihres Lebens eine Heimath gewesen. Sie stand allein in der Welt, und suchte einen Dienst. Sie war nicht mittellos, denn ihr Pflegevater hatte ihr sein Vermögen vermacht, allein sie wollte arbeiten, ihr Leben nicht zwecklos verbringen. Und sie dachte der Zukunft, wo sie das Erbtheil einem Andern, der es dann nöthiger haben würde, abzutreten hoffte. Vorläufig fand sie ein Unterkommen und liebevolle Aufnahme in der Familie des Cantors und Organisten der Kirche. Hier war man ihr seit lange sehr zugethan, zumal die Familie in naher Verwandtschaft mit Franz Rüdiger stand.

Denn dieser Freund war auch noch da. Als einst das Gerücht nach der Stadt drang, Helmar sei zurückgekehrt und befinde sich, neuer Schuld angeklagt, im Gefängniß zu Bergau, wußte Franz als erster zu ihm zu dringen und ihn mit Freundesarmen zu umfangen. Auch Hilla scheute den Weg nicht. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen bei der Aussicht, Den jetzt als Verbrecher und in Kerkermauern wiederzusehen, der einst das Jugendideal des kleinen Mädchens gewesen, der auch der erwachsenden Jungfrau im Stillen theurer als die Welt geblieben. Aber sie gebot ihrem Herzen Kraft und Stärke, er bedurfte jetzt der Liebe, der ruhigen, starken Liebe, des schwesterlichen Trostes. Sie wußte, seit jener Gewitterstunde im Thurme, seit

jenem Auftritt, dessen Zeuge sie wider Willen geworden, daß sie nur Helmar's Schwester sein dürfe. Sie kämpfte schweigend, sie wußte zu entschuldigen, und verbannte jeden Glauben an ihres Bruders verbrecherische Absichten. Daß Franz darin mit ihr unverbrüchlich übereinstimmte, machte diesen ihr um so werther. So schritt sie gefaßt und muthig mit ihm nach Bergau und trat zugleich mit ihm in Helmar's Gefängniß. „Was auch kommen möge, ich werde ewig Deine treue Schwester sein!“ so hatte sie gesagt, und so mit stiller Größe ihn thränenlos zuletzt umarmt. Und Helmar, nachdem der Schmerz in furchtbarem Anfall sich in ihm ausgetobt hatte, umschlang Hilla's zarte Gestalt und mit dem andern Arme den Freund, und sagte: „Ihr Beide seid einig geblieben in der Liebe zu mir, bleibet nun vereinigt und bewahrt mir in euren Herzen Vergebung und Liebe, wie bisher! Es wird mein Trost sein in langen Jahren!“

Und so blieben Hilla und Franz in treuer Freundschaft vereinigt. Ihren Bund hatte der Schmerz begründet, zwischen ihnen stand die Sorge um einen Unglücklichen, die ihren Verkehr dem Ernst weihte. Franz verließ die Stadt, aber seine Briefe fanden den Weg nach den alten Thürmen, und Hilla säumte nicht, sie zu entgegnen. Zu genau kannte er ihr Gemüth, als daß er zu früh gewagt hätte, mit eigenen Hoffnungen und Lebenswünschen in sie zu dringen. Er

vertraute seiner Zuversicht und der Vieles heilenden Zeit. — Franz hatte eine Landpfarre erhalten und konnte sich den eigenen Herd gründen. Er schwankte, ob er Hilla jetzt seine Hand bieten sollte, denn es war die Zeit, da der Thürmer kränkelnd ihrer Pflege bedurfte. Einige Monate darauf starb der Alte, und Hilla nahm Wohnung in der Familie des Cantors der Marienkirche. Was lag näher, als daß der junge Landprediger jetzt mit seinen Wünschen hervortrat? Er that es und suchte Hilla's Bedenken zu bekämpfen. Denn das Mädchen dachte der Zeit entgegen — sie lag noch in weiter Ferne — da die Gefängnißpforten sich öffnen und ernste Pflichten sie für den Bruder aufrufen würden. Allein Franz kannte Helmar's Pläne, denn er war mit ihm, soweit dies gestattet, in Verbindung geblieben, und theilte sie Hilla mit. So reichte sie ihm die Hand, und der nächste Sommer sah sie als Frau Pfarrerin in ihrem eigenen Hauswesen.

Glückliche Jahre vergingen den jungen Eheleuten. Stand auch ein Schatten zwischen ihnen, es war ein immer geliebter Schatten, und keine Reue trübte ihr herzliches Einverständniß. Dann trat ein Wechsel in ihr einfaches Leben. Franz wurde als Pfarrer in die Universitätsstadt berufen. So waren sie den Stätten ihrer Jugend wieder näher gerückt und sahen oft zu den alten Warten hinauf, wo jetzt ein anderer Thürmer hauste. Nicht vergessen hatten sie, daß die Zeit

gekommen, wo Helmar seiner Freiheit wiedergegeben werden sollte. Sie waren bereit, ihn mit offenen Armen zu empfangen. Da erhielten sie einen Brief von ihm. Er war bereits frei, aber auch schon weit weg, er wollte keine Heimkehr, wünschte ein Wiedersehen zu vermeiden. Die Zeit hatte ihn zum Mann gereift, aber sein Wesen war in der Einsamkeit, in schwerer Entsagung, im Druck der Bande, im innern Kampfe ein anderes geworden, und nun schwamm er auf den Wellen einer fremden Welt entgegen.

Franz Rüdiger's Haus füllte sich, Buben und Mädchen wuchsen heran, und Hilla's ältestes Töchterchen war in holder Schönheit zur Jungfrau erblüht. Die kleine, jetzt siebenzehnjährige Anna wußte, daß ihre Mutter die längste Zeit ihrer Jugend auf den Thürmen verlebt hatte, von den sonstigen Geschicken, die sich da oben einst angesponnen, wußte sie wenig, und doch genug, um zu der Wohnung da oben durch einen gewissen ahnungsvoll geheimen Zauber gezogen zu werden. Denn zuweilen fiel von den Lippen der Eltern ein Wort über einen lange entfernten Vetter oder Freund, der auch da oben gewohnt, den sie sehr liebten, der aber gar nicht mehr schreibe, wie es ihm gehe und wo er geblieben. Anna hatte sich mit der Zeit die Erlaubniß zu einem Besuch der neuen Thurmbewohner zu erschmeicheln gewußt, und war seitdem öfter ein willkommener Gast bei ihnen gewesen. Die kinderlosen Leute (der Thür-

mer aus Bergau hatte es doch nicht durchsetzen können, den Posten für seine Familie zu erhalten) empfingen sie stets, wie man einen hellen Sonnenschein nach langer Nebeldämmerung begrüßt, denn sie fühlten sich nicht behaglich auf ihrer Höhe, und klagten viel über die Einsamkeit und die Beschwerden ihrer Lage. Für das junge Mädchen aber gab es nichts Anziehenderes, als diese Warte mit dem weiten Ausblick in die Ferne, diese engen Gemächer mit kleinen Familienüberliefe=rungen, die ihr die Räume heimisch machten, und so wollte Anna nicht begreifen, wie man sich hier nicht recht romantisch wohl fühlen könne. Ein paarmal hatte sie bereits ein Buch in der Tasche mit herauf gebracht und auf der Galerie, zwischen Lesen, Träumen und Umschauen, so recht herzerquickend ein Stündchen durchgekostet. Das erste Mal freilich wurde sie arg erschreckt. Ein großer Vogel kam plötzlich angeflogen, setzte sich auf das Geländer und schlug mit Geschrei die Flügel. Angstvoll lief sie davon. Aber die Mutter erzählte ihr, daß der Falke vielleicht ein alter Bekannter von ihr selbst sei, Alarich genannt, dabei in früheren Zeiten ziemlich zahm, und berichtete dem Kinde in all=gemeinen Zügen, wie der Vogel einst zum Hausgenossen der Thürmer geworden. Anna war durch diese Erzäh=lung sehr romantisch angeregt und fürchtete sich das nächste Mal nicht mehr vor Alarich. Es kam ihr vor, als ob er sie wiedererkenne, und sie sprach zu ihm und

forderte ihn auf, ihr etwas von der Vergangenheit und von Onkel Helmar zu erzählen. Auch den jüngeren Brüdern wurde Alarich bald ein anziehendes Geschöpf, welches sie zuweilen zum Besuche hinauflockte.

Es war an einem sonnigen Spätherbstnachmittag, als Anna mit zweien ihrer Brüder den Thurm bestieg, um der Aussicht Lebewohl für den Winter zu sagen. Schon von ferne vernahmen sie des Vogels Geschrei und Menschenstimmen auf der Galerie, und stutzten, als sie durch das Gemach auf die Galerie traten. Ein fremder junger Mann stand draußen und war bemüht, mit Hülfe des Thürmers den Vogel sich vom Leibe zu halten, der durchaus danach strebte, auf seiner Schulter Platz zu nehmen. Alarich! Alarich! riefen die Knaben zugleich mit Anna. Der Falke vernahm den Ruf, schien Anna zu erkennen und setzte sich auf das Geländer, bald sie, bald den jungen Fremden scharf anblickend. Anna erröthete, sie hatte keinen Besuch hier erwartet, während der junge Mann, überrascht durch den Anblick der reizenden Mädchengestalt, sich halb verlegen verneigte. Zwischen ihnen auf der Brücke saß der Vogel. Plötzlich stieß er einen gellenden Pfiff aus, schwang sich mit lautem Flügelschlag empor, und begann in bald weiten, bald engeren Ringen um die Thürme zu kreisen.

Der Fremde begann ein Gespräch und gab sich als einen Schweizer zu erkennen, der erst seit heut Mittag in der Stadt Aufenthalt genommen. Er sprach das

Deutsche zwar geläufig, aber mit französischem Accent. — Anna ging in das Gemach der Thürmersfrau, die Knaben blieben draußen bei dem Fremden. Sie wurden in der Unterhaltung bald gute Freunde, sagten ihm ihre Namen und wer ihr Vater wäre. „Und wie heißest Du?“ fragte der Jüngere.

„Henry Duval. Kannst Du den Namen behalten?“

Anna trat eben wieder heraus. „Somit stelle ich mich auch Ihnen vor, mein Fräulein!“ fuhr er fort. „Ich glaube Ihnen sogar verpflichtet zu sein, denn durch Ihr Dazwischentreten wurden meine Augen von den Schnabel jenes Raubvogels verschont.“

„Er ist sonst ziemlich zahm und gutgeartet,“ entgegnete Anna lächelnd. „Sie müßten ihn denn gereizt haben?“

„Es scheint, meine Gegenwart genügte dazu. Denn kaum war ich herausgetreten, als er wie besessen auf mich zuflog. Sie scheinen in seiner Gunst zu stehen?“

„Ich habe mich nur an ihn gewöhnt. Mein Onkel Helmar hat ihn einst aufgezogen.“

Der Fremde sah sie gedankenvoll an, sie mußte die Augen niederschlagen. „Kommt, wir müssen nach Hause!“ rief sie ihren Brüdern. Der junge Mann schloß sich ihnen an. Als sie unten waren begann der jüngere Knabe: „Henry Duval, bleibst Du lange hier?“

„Vielleicht.“

„Besuch uns doch 'mal! Wir wohnen gleich da.“

Der Fremde blickte Anna fragend an. Sie verneigte sich leicht und schritt ohne Antwort nach Hause, um der Mutter das merkwürdige Abenteuer mitzutheilen. Beide Eltern hörten überrascht zu, schienen bald ernst, bald freudig bewegt, und sprachen, nachdem die Kinder gute Nacht gesagt, noch lange allein zusammen. — Auch Anna blieb noch eine Wele wach. Die unverhoffte Bekanntschaft war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Der Fremde war ein schlanker junger Mann von sehr angenehmer Erscheinung und hatte für seine Jugend eine große Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen. Er sah blühend aus und hatte dunkelbraune Augen. Anna erschrak fast, daß sie das Alles so genau wußte, sie hatte ihn doch nur wenig angesehen. Und daß sie solch ein Abenteuer gerade auf dem Thurm erleben mußte! Ob denn der Fremde wohl die Keckheit haben werde, der Einladung ihres kleinen Bruders zu folgen? Eigentlich wäre es doch unerhört! Käme er aber nicht — ei, die Einladung war doch immer in aller Form, und etwas Unschickliches nicht dabei zu entdecken. Die Eltern schienen auch nichts dagegen zu haben, und hatten sich so überrascht und vieldeutig angesehen. Ach, es gab doch recht viel Räthselhaftes in der Welt! Ueber diesen ahnungsvollen Gedanken schlief Anna getrost ein.

Tags darauf ließ sich Henry Duval wirklich bei dem Pfarrherrn melden. Hätte Anna den Empfang an-

gesehen, sie würde sich noch viel mehr verwundert haben. Denn der Vater kam ihm, wie einem alten Bekannten, mit herzlichem Händedruck entgegen, und der Gast entschuldigte sich, daß sein erster Gang gestern nicht gleich zum Pfarrhause gewesen. Er habe einige Stätten, von welchen man ihm früh erzählt, erst allein betrachten wollen. Auch Frau Hilla trat herein und zerdrückte lächelnd eine Thräne, als der Gast ihre Hand respectvoll an die Lippen führte. Ja, ja, sie waren wirklich alte Bekannte, wenn sie sich auch heute zum ersten Male sahen. Denn seit er schreiben gelernt, hatte er mit dem Pfarrer und dessen Gattin, als seinen nächsten Angehörigen, fleißig correspondirt. Er wußte, daß seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, und als er herangewachsen, erfuhr er durch Franz Rüdiger auch das traurige Schicksal seines Vaters. Henry Duval war nicht ohne Liebe und mütterliche Sorgfalt auferzogen. Es bedurfte kaum der Hülfeleistung der entfernten Freunde, denn Madame Duval nahm sich seiner wie eines eigenen Kindes an, adoptirte ihn, gab ihm ihren Namen und vermachte ihm das Ihrige, als sie vor einem Jahre starb. Henry hatte studirt, eine Zeitlang in Paris, dann in Deutschland. Er reiste nun umher, um sich die berühmtesten medicinischen Institute näher anzusehen, und sich dann irgendwo als Arzt und Lehrer seiner Wissenschaft niederzulassen. Auch in unserer alten Universitätsstadt gab es für seine Pläne

Mancherlei zu lernen, und der Pfarrer hörte mit Vergnügen, daß der Gast wohl einen längeren Aufenthalt hier nehmen werde. Mit Rührung blickten die Gatten auf den stattlichen jungen Mann, in dessen Zügen sie eine doppelte Aehnlichkeit im Innersten ergriff.

Anna erröthete, als sie hörte, daß die Eltern Herrn Duval gleich zu Tisch eingeladen hatten, und gar bei Tisch mußte sie erstaunen über die Vertraulichkeit, mit der der Vater ihn bereits behandelte. Nachmittags stand er mit den Brüdern schon so cordial, daß sie ihn im Garten umherjagten, und Abends — war sie sehr ärgerlich über ihn, denn er nannte sie ohne allen Respect „petite chère amie," und das wollte sie sich nicht bieten lassen. Was war das überhaupt für ein Benehmen? Und die Eltern, die doch sonst mit einiger Strenge über den Ton des Pfarrhauses wachten, ließen den wildfremden Menschen mit den Kindern schalten wie nichts Guts! Wie hatte sie nur nicht gleich bei der ersten Bekanntschaft merken können, daß dieser Fremde eigentlich ein ganz widerwärtiger Mensch sei?

Er kam sogar den nächsten Tag wieder, und dann fast jeden Tag, und war unverschämt genug, sich zu entschuldigen, wenn er einmal einen Tag ausgeblieben. Allein dabei hatte Henry Duval zugleich eine merkwürdige Begabung, Anna's Groll zu Zeiten zu zerstreuen, so daß sie, ehe sie sich's versah, in der heitersten Unterhaltung mit ihm saß. So gewöhnte sie sich an ihn.

In der Gesellschaft machte der junge Schweizer geradezu Furore, und Anna bekam immer etwas Herzklopfen, wenn ihre Freundinnen angelegentlich über ihn sprachen, ihn den elegantesten Tänzer nannten und seine angenehmen Manieren vor denen aller andern jungen Männer priesen. Anna kostete in diesem Winter zum ersten Mal die Freuden einer lebhafteren Geselligkeit, und da Henry Duval überall war, und überdieß noch fast täglich in ihrem Hause, so wurde es wirklich der angenehmste Winter, den sie in ihrem Leben durchgenossen hatte. Endlich ging der Februar zu Ende und im Pfarrhause wurde den geräuschvolleren Freuden Stillstand geboten.

Eines Abends saß der Pastor Rüdiger noch spät bei seiner Studirlampe, als ein Besuch gemeldet wurde. Es war nicht mehr die Stunde, wo man Besuche zu empfangen pflegt, doch konnte der Unbekannte seiner Seelsorge bedürftig sein, und so hieß ihn der Pfarrer eintreten. Ein Mann im Mantel trat in das dämmerig erhellte Zimmer. „Guten Abend, Franz!“ sagte er in gedämpftem Ton. Es war eine bekannte Stimme, Rüdiger fühlte sich innerlich ergriffen und traute doch seinem Gehör nicht ganz. Er nahm die Lampe vom Arbeitstisch und leuchtete dem Fremden in's Gesicht. Es war ein ernst gefurchtes Antlitz, von halb ergrautem Bart umgeben. „So wirst Du mich nicht erkennen, wenn Du mich überhaupt erkennen willst,“ sagte der

Fremde. „Unsere alten Erinnerungen muß ich sprechen lassen, nicht meine Gesichtszüge!“ — „Helmar, mein alter Freund!“ rief Rüdiger, indem er den Fremden freudig umarmte. Sprachlos hielten sie sich lange umschlungen, stumm schüttelten sie sich die Hände, es war zu viel zu sagen, als daß sie schon hätten die Rede tauschen können. Endlich saßen sie Hand in Hand neben einander, prüften gegenseitig ihre Züge und die Veränderung, welche die Zeit über sie gebracht hatte. „Franz!“ begann Helmar, „bist Du zufrieden, bist Du glücklich?“

„Ich bin's!“ rief Franz. „Gott hat mir mehr gegeben, als ich verdiene. Und was mir fehlte, bringst Du mir heut hinzu!“

Helmar's Antlitz war sehr ernst. „Weißt Du so sicher,“ begann er nach kurzer Pause, „daß ich Dir Gutes bringe? Brachte ich Dir das jemals? Bracht' ich's irgend Jemand, den ich liebte? Doch vor Allem die Versicherung, daß ich nicht als Bettler komme.“

„Glaubst Du, daß ich das gefürchtet?“

„Dein Empfang sagte nichts von solcher Furcht, und hätte ich Mißtrauen, wär' ich nicht zuerst zu Dir gekommen. Ich kam vor einer halben Stunde hier an, mag Niemand sehen als Dich —“

„Und Hilla? Meinst Du sie zu vermeiden?“

„Nein. Ich will sie sehen. Aber laß uns erst unter uns reden. Ich suche durch Deine Vermittlung

Jemand, den Du besser kennst als ich. Hast Du Zeit, meine Geschichte anzuhören?"

Rüdiger bejahte, und Helmar fuhr fort: „Erwarte keine ausführlichen Mittheilungen oder gar Herzensergießungen über mein sonderbar verkettetes Geschick. Betrachtende Dialoge habe ich mich gewöhnt, nur noch mit mir allein zu führen. Kurz denn, als ich vor fünfzehn Jahren das Gefängniß verließ, mochte ich Niemand wiedersehen, den ich einst gekannt. Ich kam ärmer heraus, als ich gewesen, denn zehn Jahre waren mir genommen worden, und was sie mir dafür gebracht, damit wollt' ich Keinem unter die Augen treten. Ich war ein Verfehmter, ich konnte keine meiner Verpflichtungen gegen die Welt, das Leben, nicht einmal gegen mich abselbst tragen. So ging ich fort mit dem festen Willen, alle Kraft daran zu setzen, wenigstens äußerlich wieder herzustellen, was innerlich neu aufzubauen eine Unmöglichkeit war. Die Menschen waren mir im ganzen verächtlich geworden, und doch drängte es mich, sie jetzt meiner Energie zu unterwerfen, mir ihren Respect zu erzwingen. Das ging da, wo man mich nicht kannte, hier bei euch wäre es mir wohl niemals gelungen. Je älter die Culturstätte, desto unbesiegbarer die Vorurtheile. Man muß den Leuten wie ein Wunder kommen, sie verblüffen und gleichgültig gegen sie bleiben, dann staunen sie und kriegen Respect. Das wollt ich, und daß ich bis dahin viel zu thun

hatte, wußte ich. Weit draußen in Indien fand ich zu schaffen, und gewann im Lauf der Jahre mehr als ich brauchte. Aber ich brauchte auch mehr, als für mich selbst ausreichte, ich mußte viel aufspeichern, wenn ich zu meinen alten Verpflichtungen heimkehren wollte, denn ich wußte, daß ein Sohn von mir lebte. Als ich fortging aus Europa, mocht ich auch ihn nicht sehen. Ich konnte nichts für ihn thun. Nachher schrieb ich ein paarmal an einen Banquier in der französischen Schweiz; ich weiß, daß meine Sendungen an die richtige Adresse gelangt sind. Endlich glaubte ich genug zu haben. Mein Sohn war mehr als genügend versorgt für eure hiesigen Verhältnisse, wenn ich ihn noch am Leben fand, wenn er geworden —"

Helmar vollendete seinen Satz nicht und strich sich mit der Hand über die hohe Stirn. „Ich machte mich auf nach Europa," fuhr er fort. „In der Schweiz fand ich ihn nicht mehr, doch erfuhr ich von ihm und verfolgte seine Spur bis hierher. Ich weiß, daß er in Dir seit seiner Kindheit geistig einen Vater gefunden. Was hältst Du von ihm?"

„Er ist der hoffnungsvollste, trefflichste Jüngling," rief Rüdiger; „meinem Hause nahe verbunden. Du wirst Freude an ihm erleben!"

Es ging wie ein leiser Strahl von Beruhigung durch Helmar's Züge, und doch verfinsterten sie sich plötzlich wieder: „Die Hoffnungen auf Trefflichkeit,

welche die Jugend giebt, sind trügerisch," sagte er. „Es giebt keine dauerhafte Tugend, und nur von einem Augenblick der Leidenschaft hängt es ab, ob nicht ein Fluch hinter einem ganzen Leben voll zerbrochener Hoffnungen herjagt."

„Lieber Freund," entgegnete der Pfarrer, „ich will diese finstere Lebensweisheit Deinen eigenen Erfahrungen zu gute halten — billigen kann ich sie nicht. Du wirst Deinen Sohn kennen lernen —"

„Ich kann Unrecht haben," unterbrach ihn Helmar. „Ich betrachte Dich und Dein Leben, und ich sehe, daß ich Unrecht habe. Der junge Mensch ist Dir nah verbunden, und Du bist mit ihm zufrieden —"

Rüdiger erhob sich schnell. „Du sollst ihn heute noch sehen!" rief er. „Ich schicke nach ihm!"

„Nicht doch!" sagte Helmar gelassen, indem er den Freund bei der Hand nahm und zurückzog. „Was bin ich ihm? Ein Fremder. Werde ich verlangen, daß er sich eines Menschen freuen soll, für den er keine Empfindungen hegen kann? Was ich bei dem Knaben zu beanspruchen hätte, gehört von rechtswegen Dir, ich mache keinen Anspruch, etwas von ihm zu empfangen, was er zu leisten nicht fähig ist."

„Und Du hast nicht das Bedürfniß, ihn zu sehen? Bringst ihm keine Liebe mit, für den Du geschafft und erworben hast?"

„Sehen will ich ihn. Alles Uebrige wird von ihm

abhängen. Erwarten werde ich nichts für mich. Und wie ich dabei fahre, darauf kommt hier nichts an."

Rüdiger sah einige Augenblicke vor sich hin. Dann begann er: „Dein Gemüth ist verbittert, mein alter Freund, Du siehst die Dinge hart und einseitig an, Du schließest Dich selbst gewaltsam ab vor Aussichten, die Dir Ruhe und Trost geben könnten."

„Du bist Pfarrer des Ortes und hast das Recht, ein verlorenes Schaf wieder in Deine Hürde zu bringen. Ich halte Dich für den bravsten Mann und zugleich für billig und vernünftig genug, Den nicht durch Worte gewinnen zu wollen, der gezwungen worden ist, nur von Erfahrungen Lehre anzunehmen."

„O, fürchte keinen Sermon von dem Pfarrer, wo in erster Reihe der Freund redet! Laß uns denn beim Nächsten stehen bleiben! Denkst Du in der Stadt zu verweilen?"

„So dacht ich, und da ich hier bin, scheint es mir unmöglich."

„Du wirst Dich finden. Mein Haus ist bereit, Dich zu empfangen und festzuhalten. Sieh es als Deinen Aufenthalt, als Deine Wohnung an!"

Helmar drückte die dargereichte Hand. „Dein Haus — ?" wendete er ein. „Ich werde langsam sein in der Gewöhnung an das Gewöhnliche, wär es auch noch so gut und freundlich. Ich bin zu viel einsam gewesen, bin ein arger Sonderling geworden, und kleine,

glückliche Verhältnisse schrecken mich zurück. Hör' an — da die Frage von mir kommt, wird sie Dich weniger verwundern; auch die Kirche gehört zu Deinem Hause — ist ein Thurmgemach da oben für mich möglich?"

Der Pfarrer sah ihn an und schüttelte halb lächelnd das Haupt. „Ist es wirklich Dein Ernst?"

„Es ist mein Ernst. Was war und was ist, will ich noch einmal an mir vorübergehen lassen. Von da oben will ich mir eure Verhältnisse erst im ganzen überschauen und mich prüfen, ob ich mit euch leben kann.

„Viel Gutes erwarte ich davon nicht, lieber Freund!" meinte Rüdiger. „Aber gut. Für Deinen Wunsch kommst Du zu rechter Zeit. Die letzten Thürmersleute haben es nicht aushalten können und sind abgezogen. Du kannst Deine alte Thurmklause beziehen. Alarich ist auch noch da!"

Helmar stand auf und griff nach seinem Mantel.

„Aber die erste Nacht wirst Du doch bei mir zubringen?" rief Franz.

„Es ist spät. Wozu die Unruhe? Die Treppen hinauf kenne ich von Alters her."

„Der Bursche oben hat keine Weisung, Dich aufzunehmen, er wird nicht bereitwillig sein."

„Ich werde mir Bereitwilligkeit verschaffen!"

„Aber es ist nichts für Deine Bequemlichkeit oben hergerichtet —"

„Gewöhne Dich, das, was ich brauche, nicht nach euren behaglichen Bedürfnissen zu beurtheilen. Gute Nacht!"

Der Pfarrer schüttelte noch einmal den Kopf. „Ich gebe Dir ein paar geschriebene Worte und eine Blendlaterne mit. Oder besser — ich gehe selbst mit hinauf!"

Helmar schien auf die letzten Vorschläge kaum gehört zu haben. In Gedanken blieb er an der Thür stehen. Dann faßte er Rüdiger's Arm. „Verkenne mich nicht, daß ich die vornehmste Frage noch nicht gethan, die ich doch auf den Lippen trug, als ich die Schwelle Deines Hauses betrat. Was macht Hilla? Denkt sie mein? Wo ist sie?"

„Hier, mein Bruder, hier!" rief es unter schwer unterdrücktem Weinen aus dem Dunkel der gegenüberliegenden Thür. Helmar und Hilla lagen einander schluchzend in den Armen. — Erst bei Tagesanbruch stieg der Fremde zu seiner alten Thurmklause hinauf.

Schon am nächsten Tage machte die kleine Anna die Beobachtung, daß Vater und Mutter in bewegter, aber glücklicher Stimmung waren. Dies steigerte sich von Tag zu Tage, die Eltern mußten eine hohe Freude, ein reiches Glück erfahren haben, es ging wie ein neuer Sonnenschein durch das Pfarrhaus. Und doch war es noch nicht Frühling! — Allein Anna beobachtete noch mehr. Mancherlei Geräthschaften wurden noch spät Abends, aus dem Hause getragen, und zwar durch Martin, den Burschen auf dem Thurme, welcher jetzt

die Glöcknerdienste versah. Und Martin kam jeden Morgen und Abend, und hatte immer heimlich mit den Eltern zu sprechen. Immer mehr Erstaunliches drängte sich der Beobachtung des jungen Mädchens auf. Abends wenn die Kinder und endlich auch sie selbst zur Ruhe geschickt waren, pflegte noch ein später Besuch zu kommen. Einmal, als Anna mit dem Licht die Treppe hinabkam, um den Vater nach etwas Vergessenem zu fragen, sah sie, wie dieser selbst die Hausthür öffnete und einen Mann im Mantel hereinließ. Sie erschrak und wollte umkehren, allein der Vater rief sie zurück und führte sie auf den Fremden zu mit den Worten: „Das ist meine Tochter!“ Der Unbekannte sah sie prüfend und mit Rührung an, legte seine Hand leise auf ihr Haupt und schritt darauf schnell in des Vaters Studirzimmer. Nicht lange währte es, so kam ein noch sonderbarerer Abend. Anna hörte, wie das übliche leise Pochen an des Vaters Fensterladen erklang. Sie sprang an's Fenster, öffnete es halb und blickte verstohlen hinunter. Aber, erstaunlich — da stand eine andere Gestalt, und zwar Niemand anders, als Henry Duval! Der durfte ja doch bei Tage kommen, warum schlich er denn Nachts heimlich in's Haus? Und nicht lange währte es, so wurde zum zweiten Mal gepocht, und nun wurde auch dem Fremden geöffnet. Anna gerieth in einige Aufregung. An Schlafen war nicht zu denken, stundenlang saß sie in ihrem Stübchen,

lauschend auf jeden Ton, der von unten oder von draußen zu ihrem Gehör drang. Mitternacht war längst vorüber, da ging die Hausthür, und zwei Männer traten heraus. Es war Henry Duval und der räthselhafte Fremde. Sie gingen quer über den Markt auf die Thurmpforte zu. Hier verabschiedete sich Henry Duval, während sein Begleiter die Pforte aufschloß und darin verschwand. — Soviel stand fest, der Thurm hatte einen neuen Bewohner erhalten, aber Anna's Köpfchen strengte sich vergeblich an, Näheres über seine Person zu ermitteln. Und was, vor allen Dingen, hatte Henry Duval mit dem Geheimniß zu thun? — Der junge Mann kam nach wie vor fast täglich in's Haus, aber auch mit ihm schien eine Veränderung vorgegangen. Er war ernster, fast feierlich; er näherte sich Anna zuweilen mit einem Wesen, und sah sie mit so herzlichem Ausdruck an, daß ihr vor Herzklopfen fast der Athem verging und sie ihm am liebsten davongelaufen wäre. — Endlich konnte sie die Last dieser räthselhaften Erscheinungen nicht länger ertragen, und so warf sie sich der Mutter an die Brust und bat mit ausbrechenden Thränen, sie nicht länger als ein Kind zu behandeln, ihr mitzutheilen, was im Hause vorgehe.

Die Mutter drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sah einen Augenblick überlegend und leise lächelnd über ihre Tochter hinweg. Wie Frau Hilla so dastand mit den klaren Augen, der noch vollen Locke, die, ein wenig

ergraut, sich rechts und links an ihre Wange legte, eine schlanke, vornehme Gestalt — Frau Hilla sah noch sehr schön aus, und der Ausdruck liebevoller Mütterlichkeit konnte ihr Wesen nur noch erhöhen. „Es sei, mein liebes Kind!“ begann sie. „Du würdest es doch bald erfahren, was uns so unaussprechlich glücklich macht. Der Fremde oben im Thurm ist Onkel Helmar und zugleich Henry's Duval's Vater. Er ist in der Fremde etwas menschenscheu geworden, denn er hat viel Trauriges erlebt, und darum wünscht er vorläufig noch da oben verborgen zu bleiben, um sich mit der Zeit an den Verkehr mit uns und Andern zu gewöhnen. Ich hoffe, wir sind nicht weit davon, ihn in unserm Familienkreise als den Unsrigen zu begrüßen.“

Diese Mittheilung wirkte wie ein erlösendes Zauberwort auf Anna's Herz. Henry's Vater und zugleich Onkel Helmar, der unbekannte, vielerwähnte und durch das Geheimniß, das ihn umgab, so anziehende Mann! Es drängte sie, ihrer Freude irgend einen Ausdruck zu geben, sie hätte dem Einsiedler da oben gar zu gern heimlich gezeigt, wie auch sie ihn bereits so herzlich lieb habe. Es blühten schon die ersten Veilchen, und die Weiden trugen sammetne Knospen, Ostern war vor der Thür. Rasch pflückte Anna einen Strauß und drang ihn hastig dem Glöcknerburschen auf, der eben das Haus verlassen wollte. Er solle den Strauß oben auf den Tisch stellen, dem Fremden

aber um Gotteswillen nicht verrathen, woher die Gabe komme! Das geschah am Morgen des Gründonnerstags.

Es war derselbe Gründonnerstag, dessen Frühlingswehen durch die Fenster unsers Klausners auf dem Thurm spielte, wie der Eingang dieser Geschichte schilderte. Aber in Helmar's Gemüth hatte keine Osterstimmung, keine völlige Beruhigung kommen wollen. Er sah, daß man Alles that, ihn dem Leben wieder zu geben, er fühlte die Liebe der Seinen, und doch stand in hartem Gegensatz dazu die Empfindung, daß er sich dieser Liebe nicht werth gemacht, daß er unfähig sei, dauernd ein Glied ihres Kreises zu sein. Zu sehr hatte sein Wesen sich seit fünfundzwanzig Jahren in schroffe Gegensätze hineingelebt und noch mehr hineingedacht, er wußte sich einen Sonderling, der in die Formen des gewöhnlichen Lebens kaum mehr hineinpaßte; er glaubte an kein inneres Glück mehr für sich selbst, und verlangte keines mehr. Er sah in fremder Liebe mehr Schonung, als wahre Empfindung, und er, der ein halbes Leben lang so Vielem getrotzt hatte, wollte nichts von weichlicher Sorge wissen, mit der man die gestählte Energie seines Charakters zu schmelzen suchte. Einen bittern Kampf hatte er heute durchgekämpft, nun glaubte er entschieden zu sein. Und als es Abend war und er von der Galerie hinabsah auf das Haus mit den heute so hellen Fenstern, und dann hinaufblickte zu den Sternen, die rein und klar dem hohen Feiertag voraus-

gingen, da rief er: „Lebt wohl!“ Er schrieb wenige Worte auf ein Blatt, nahm den Mantel um und stieg die Treppen hinunter.

Kaum hatte er den Fuß aus der Thurmpforte gesetzt, als er Jemand hastig auf sich zuschreiten sah. „Helmar!“ rief Franz Rüdiger, „Du kommst von selbst? Ich bin unterwegs, Dich in mein Haus und heute auch zu meiner Familie zu holen. Komm nur! Feiere mit uns eine reine, freudig festliche Stunde!“

„Nein, mein alter Freund!“ entgegnete Helmar, „ich wollte nicht zu euch, ich war im Begriff, euch heimlich durchzugehen. Aber ich sehe, ich sollte nicht ohne Abschied scheiden. Ich habe eingesehen, ich kann euch nichts sein, und so kann ich nicht mit euch leben. Grüße Hilla und lebe wohl!“

Aber der Pfarrer hielt ihn fest. „Nein, Helmar, in dieser Stunde wirst Du uns nicht verlassen! Die Kinder haben ein Recht auf Dich, sie dürfen Dich zu ihrem Glücke verlangen. Denn wisse, Henry und Anna wollen ein Paar sein, und Hilla und ich haben unsern Segen gegeben!“ Franz hörte nicht auf, in ihn zu dringen. Er beschwor ihn bei ihrer alten Liebe und Freundschaft, er rief ihm die Pflicht gegen sich selbst in's Gewissen, er sprach ernst und männlich zu ihm und ließ doch alle Töne der Herzlichkeit aus dem Gemüth anklingen. Und aus der kämpfenden Brust Helmar's hob sich plötzlich ein tiefer Seufzer, aber nicht

wie ein Seufzer des Schmerzes, es war wie ein Aufathmen der Erlösung. In der Stunde, da er schroff sich selbst die bitterste Gewalt anzuthun dachte, durch einen Bruch mit den Seinen, in derselben Stunde war der Widerstand durch die Kraft der Liebe in ihm gebrochen, und nun auch mit Gewalt schütterte es durch sein ganzes Wesen, daß er mit hervorstürzenden Thränen den Freund an's Herz preßte. „Du hast gesiegt!“ schluchzte er, „ich gebe mich überwunden!“ Und von den Sternen droben wehte es in belebendem Frühlingsodem, es klang durch die Luft wie Orgelton und Feierpsalmen: Hosiannah! Hosiannah! Ehre sei Gott in der Höhe! Hosiannah!“ Arm in Arm schritten die Freunde in das Haus, das ihrer liebevoll harrte. —

Noch lange lebte auf seinem wohlbestellten Gute im nördlichen Deutschland ein ernster Mann, streng, ziemlich abgeschlossen von der Welt und einsiedlerisch. Man wußte wenig von dem Sonderling, der nur seinen landwirthschaftlichen Geschäften und im Winter den Büchern und Studien in seiner reichbestellten Bibliothek lebte. Aber im Sommer führte er eine schöne junge Frau, seine Schwiegertochter, am Arm durch die Anlagen seines Gartens, umspielt von einem Geschlecht frischblühender Buben und Mädchen. Wer ihn in solchen Zeiten sah, der wunderte sich, wie voll Herzensgüte und Milde der sonst so strenge Mann sein konnte.

Das Paradies.

Es war eine Wohnung mitten in der Stadt, an staubiger, geräuschvoller Straße, die Mittagssonne hatte glühend bis um die vierte Stunde auf die verhängten Fenster gebrannt. Die Hausfrau zog jetzt die Vorhänge zurück und öffnete ein Fenster, während ihre Tochter die Kaffeetassen auf dem Tische ordnete. Aber es drang keine Kühlung in's Zimmer, denn schwüler nur lag draußen die Julihitze über den Steinmassen der großen Stadt. „Es will kein Gewitter kommen!“ sagte die Mutter. „Der Himmel steht unbewölkt, und nur von Dunst und Staub des Sommertages getrübt über den Dächern. Ein paar Regentage wären recht willkommen!“ — Auch Eugenie, die Tochter, trat zum Fenster, und wandte ihr anmuthiges Gesicht nach der Straße. Da sie aber nichts erblickte, was Interesse für sie hatte, nahm sie ihre Näharbeit zur Hand und setzte sich mit einem leisen Seufzer an ihren Fensterplatz. Aus diesem Seufzer klang es, als ob ihr eigent-

lich noch andere Erscheinungen, als ein paar Regentage willkommen wären. Das Alltagsleben des Sommers war so eintönig, ein Spaziergang in's Freie nur mit langen Wegen durch Straßentumult und Dunst zu erkaufen, und das Haus mit seinen Geschäften ließ nicht täglich eine solche Erholung zu. Alles reiste in die Bäder, ging in schönere Gegenden, suchte in der Ferne Erquickung und neue Eindrücke. Eugeniens junges Herz hätte auch gern einmal erfahren, wie es in der Sommerzeit draußen in der schönen Weite aussieht, wo es Berge und Thäler giebt. Die heißen Monate in der Stadtwohnung — obgleich Eugenie keine andere Welt kannte, als diese — waren doch recht unerquicklich! Und dennoch fühlten die Frauen sich gerade heut recht frei und feiertäglich. Denn gestern waren die sechs Pensionäre des Hauses abgereist, und es war heut der erste Tag der Schulferien, den auch die Frauen in dem vereinfachten Hausstande auf ihre Weise genossen, denn das große „Reinmachen" der Schülerstuben war vollendet. Freilich blieben immer noch drei junge Herren, Eugeniens jüngere Brüder, zurück, aber die hoffnungsvolle Mannschaft war doch nun von neun auf drei reducirt, und der Tisch umfaßte mit dem Vater — denn der älteste Sohn lebte selbständig für sich — anstatt zwölf, nur sechs Personen. Die Frauen wünschten recht sehr, daß auch der Vater eine Erholungsreise antreten möchte.

Nicht um auch ihn los zu sein, sondern um ihn frischer und gekräftigter wieder zu bekommen. Er war auch fest dazu entschlossen, da aber theilte die Mutter ihrer Tochter mit einiger Bekümmerniß mit, der Vater habe plötzlich die Idee zu einer gelehrten Ferienarbeit gefaßt, und sie werde nun mit ihrem Dringen auf eine Reise von vorn anfangen müssen, wobei sie sich nicht einmal großen Erfolg von ihren Vorstellungen versprechen konnte. Denn wenn ihr vortrefflicher Gatte, der Rector Willmers, etwas Neues erfaßte, mochte es sein was es wollte, so war er mit Leib und Seele dabei, und warf sich mit der ganzen heiteren Genugthuung des Sanguinikers darauf. Er war dann eigentlich stets sehr liebenswürdig, mittheilsam und angenehm für Frau und Tochter, leider aber wußte die Frau Rectorin voraus, daß die gelehrte Arbeit ihres Gatten, wie gewöhnlich, doch nicht zu Stande kommen würde — denn während der neuen kam dann sicherlich eine noch neuere Idee in die Quere, und wenn dann die dritte, allerneuste, die früheren über Bord geworfen hatte, dann waren sicherlich auch die Ferien und die Erholungstage zu Ende. Es stand daher in Aussicht, daß Papa in diesen vier Wochen zwar sehr glücklich gestimmt, vergnügt und nett sein werde, um dann freilich nur angegriffener und verstimmter das Schulpräsidium wieder zu übernehmen. Während Mutter und Tochter dies besprachen, und auf Mittel sannen,

den Hausherrn mit List oder Gewalt seinen Pensionären hinterdrein und in's Weite zu schicken, trat der Rector in's Zimmer.

Er sah sehr heiter aus, schmunzelte sogar so eigen, daß Frau und Tochter eine Ueberraschung witterten und ihm erwartungsvoll in's Gesicht sahen. — „Nun?" fragte die Hausfrau, und lächelte. „Nun, Papa?" fragte Eugenie, indem sie sich an seinen Arm hängte, und zu ihm hinauf sah. Beide hofften, er werde sagen: Morgen reise ich!

Der Rector aber setzte sich auf das Sopha, zündete eine Cigarre an und nahm einen Schluck aus der ihm von der Gattin gereichten Tasse. Dann begann er: „Daß der verstorbene Fabrikherr Kilian Morbach ein verrückter Mensch war, wissen wir!"

Mutter und Tochter wußten es in der That, nicht aber wußten sie, wo hinaus der Rector mit diesem Anfang steuerte.

Er fuhr fort: „Morbach hat neben seinem Testamente, welches seine Kinder, den Sohn und die Tochter, zu Erben einsetzte, noch ein besonderes Testament beim Gericht deponirt für Diejenigen, die sich auf ein Legat spitzten, oder die er durch ein solches zu überraschen dachte. Erst nach Jahr und Tag sollte es eröffnet werden. Dies ist nun geschehen. Ein Dutzend erwartungsvoller Erbschaftscandidaten ist durch die Bosheit des Verewigten in höchst komischer Weise ent-

täuscht, andere, die kaum etwas erwartet hatten, sind sehr sonderbar überrascht worden. Auch ich gehöre zu den Erben, und zwar zu den überraschten."

Die Augen der Frau Rectorin funkelten einen Moment bei dem Gedanken an Erbschaft, den frühere Verhältnisse zu einem nicht undenkbaren machten, und doch sah sie ihren Mann ungläubig lächelnd an. „Ist Dein Erbtheil so boshaft oder so komisch," fragte sie, „daß Du darauf verzichten müßtest?"

„Wer weiß?" meinte der Rector. „Der Kaufmann P., welcher ein halbes Leben lang dem Erblasser um den Bart gegangen ist, empfängt von ihm eine Anwartschaft „auf seine fernere Freundschaft im Himmel." Dem jungen Herrn St., seinem lüderlichen Vetter, der sich in den letzten Jahren mit augenscheinlicher Erbschleicherei an ihn drängte, vermacht er „eine Anstellung in der Hölle, da es damit auf Erden doch wohl nichts werden werde." Die Frau Landräthin K. und ihre beiden Töchter, jene Trias mit dem männermordenden Mundwerk, unter dem der Alte viel gelitten, sieht sich bedacht durch eine Anweisung „auf den Ort des ewigen Schweigens." Einige Andere erben von ihm die Hoffnung auf Besserung im Fegefeuer. Mein Erbtheil ist greifbarer. Es liegt in Paradiese."

Eugenie lachte, die Mutter aber klopfte ihren Mann auf die Schulter und sagte: „Du bist in lustiger

Ferienstimmung! Sprich deutlicher. Hat er Dir etwas vermacht? Er deutete öfter darauf hin. Wir legten niemals Gewicht darauf, bei seinem entsetzlichen Geiz und unzuverlässigen Charakter. Aber dennoch —?"

„Ich sage Dir ja, liebe Lotte, unser Erbtheil liegt im Paradiese!" fuhr der Rector vergnügt fort. „Es ist ein wirkliches Grundstück, ein Bauplatz, wo man sich, wenn man Geld hat, ein hübsches Haus errichten kann. Vielleicht auch einen Garten — denke Dir, Gemüsebeete, Spargel, Obstbäume! — d. h. ich für meine Person ziehe mir hochstämmige Rosen! Und dann ein geräumiger Hof mit Ställen, vielleicht für eine Kuh und Schweinchen, Gänse, Enten, Hühner — übrigens, Lottchen, Deine Hühner dürfen mir nicht in den Garten!"

„Ach, und eine Laube, Papa!" lachte Eugenie in die Hände klatschend. „Weißt Du, eine Laube von Geißblatt, und davor ein grüner Rasenfleck mit allerlei bunten Blumen!"

„Das versteht sich!" fuhr der Vater fort. „Können wir einige alte Linden und Nußbäume auftreiben, so nehmen wir sie auch, und dazu einen See mit Schwänen, und Springbrunnen und ein paar Statuen im Taxusschatten —"

Jetzt lachte auch die Mutter. „Wenn es nur daran geht Luftschlösser zu bauen, dann überbieten sich Vater und Tochter! Euer Paradies scheint mir wenig Grund und Boden zu haben!"

„Aber ganz realen, wirklichen Grund und Boden, und liegt gar nicht weit von hier! Zum Dank, daß ich seinen Sohn Lebrecht sechs Jahre in meinem Hause gehabt habe, vermacht mir Morbach ein Grundstück im Paradiese. Hier —" der Rector zog eine Schrift aus der Tasche, ohne sie noch der Gattin zur Einsicht zu geben — „hier ist die Ausfertigung vom Gericht, welches mir meine Erbschaft ankündigt, nebst ganz genauer Angabe des Ortes und der Grenzen, wie der Verstorbene es angeordnet hat."

„Aber, wo in aller Welt liegt denn dieses Paradies?"

„Das laßt euch von Dem da sagen!" rief der Rector, indem er auf eine Gestalt wies, welche eben eintrat.

„Nein, aber Torkelchen, wie siehst Du aus!" rief Eugenie dem Eintretenden entgegen, während die Mutter bei seinem Anblick die Hände zusammen schlug und eifernd fortfuhr: „Junge! Das ist ja wieder ein Scandal! Wie kannst Du Dich so zurichten?"

Das mit dem Namen Torkelchen angeredete menschliche Wesen war der jüngste Sprößling des Hauses, etwa zwölfjährig, sehr im Wachsthum begriffen, wie seine viel zu kurzen Aermel und Beinkleider andeuteten. Diese beiden Kleidungsstücke befanden sich augenblicklich aber in einem Zustande,, der von sehr gewaltsamem Zusammentreffen des Trägers mit Besitzern ähnlicher Artikel sprach, denn der eine Aermel der Jacke

war ganz ausgerissen, während die Hosen einen Querschlitz über dem Knie zeigten, so ausgiebig, daß der untere Theil dieses Kleidungsstückes mit dem oberen nur noch gleichsam durch eine Landenge verbunden war. Torkelchen gestand eine Prügelei mit dem Fleischerjungen ein, und hörte mit grimmiger Niedergeschlagenheit die Strafpredigt der Mutter an, an der sich der Vater nur durch ein ernstes Drohen mit dem Finger betheiligte. Der Sträfling war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, um sich auf das Gebot der Mutter umzukleiden, als der Rector ihm nachrief: „Torquato! Tritt noch einmal her!“

Torquato mit den zerrissenen Hosen, und einem Gesicht, in welchem sich nicht nur Demüthigung, sondern auch die entschiedene Erwartung einer väterlichen Rectoratsohrfeige abmalte, trat zögernd näher.

„Weißt Du, wo das Paradies liegt?“ fragte der Vater.

Torkelchen schlug verwundert die Augen auf, während die Mutter, welche etwas verstimmt ihren Strickstrumpf ergriffen hatte, die Achseln zuckte, und mit einem vorwurfsvollen Blicke zu sagen schien: „Laß doch endlich diese Thorheiten!“

„Ich frage Dich, Torquato, ob Du weißt, wo das Paradies liegt?“ wiederholte der Rector.

„Ja!“ erwiederte der Sträfling brummig.“ Draußen vor dem N.schen Thore liegt es. Eine wüste Gegend,

wo früher Gärten waren. Jetzt liegt lauter Bauschutt da. Wir spielen dort oft Räuber und Soldaten."

„Da hört Ihr's!" rief der Rector. Und dann zu seinem Jüngsten gewendet: „Du aber zieh Dir andere Kleider an, denn Du sollst unser Führer nach dem Paradiese sein."

Torkelchen, sehr froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, sprang hinaus. Wie sein Gesicht sich jetzt aufheiterte, war er ein allerliebster kleiner Kerl.

„Da, lies!" wendete sich der Rector zu seiner Frau, indem er ihr die Schrift reichte. „Ich habe dort in jenem wüsten Paradiese, wo man Räuber und Soldaten spielt, wirklich ein Stück Grund und Boden geerbt. Es ist die jüngste Verrücktheit des seligen Morbach, der noch nach seinem Tode die Leute zu foppen sucht. Ich lachte stets, wenn er sagte, er werde mich in seinem Testament bedenken, sein dankbares Herz treibe ihn dazu. Jetzt scheint er mir ein Sinnbild meines Wirkens auf seinen Sohn hinterlassen zu wollen — ich soll wieder urbar machen und säen! Ein Haus bauen! Was sagst Du zu unserm großen Loose, liebe Lotte?"

Die Frau Rectorin hatte gelesen und gab die Schrift in ihres Gatten Hände zurück. „Mit dem Bauen werden wir ja wohl warten können," sagte sie, „und was das Säen betrifft, so müssen wir wohl auch abwarten, ob der Fleck urbar zu machen ist. Höchstens

könnte man daran denken, den Bauplatz zu verkaufen. Aber ich vermuthe, Morbach würde ihn längst verkauft haben, wenn er etwas werth wäre."

„Nun," meinte der Rector, „ansehen können wir uns unser Erbtheil immerhin! Laßt uns hinaus spazieren! Die Luft wird draußen besser sein, als in der Stadt."

Die Damen waren einverstanden, und rüsteten sich schnell — so schnell das bei Damen möglich ist — zumal die Hausfrau noch etwas einzupacken hatte. Auch zwei andere Söhne des Rectors, Gottfried und Wilhelm, im Alter von siebzehn und fünfzehn Jahren, kamen aus ihrem Zimmer herbei, hörten von der überraschenden Erbschaft und waren gern bereit zum Familienspaziergang.

Man hatte durch lange Straßen zu gehen, dann durch eine Vorstadt, dann seitab vom Hauptwege, und geführt von Torkelchen, über Feldwege zwischen Kohlfeldern und Rübenpflanzungen. Weit hinaus war die Ebene zu übersehen. Fern im Qualm und Staub lag die große Stadt, dampfwirbelnde Fabrikessen waren die nächsten Niederlassungen, ein Kranz von Kiefernwald und Gärten schloß den Horizont auf der einen Seite. Zwischen urbaren Feldern lag ein Stück wüsten Bodens, auf dessen Kosten die Besitzer des ersteren ihren Grund brauchbar gemacht hatten. Denn alles Gestein und Gerümpel, das man im Erdreich gefun-

den, hatte man zu dem hier abgeladenen Schutt geworfen, zwischen welchem verstaubtes Unkraut wucherte. Ein paar alte Obstbäume, einsam, unfruchtbar und krüppelhaft, gaben Kunde, daß hier einst eine Culturstätte gewesen, während einiges Kieferngebüsch, aus hergewehtem Samen entsprossen, andeutete, daß die wilde Natur seit langen Jahren wieder unbeeinträchtigten Besitz von dieser Stelle genommen habe. — „Dies ist das Paradies!“ rief Torkelchen, indem er auf einen Schutthaufen stieg und auf den Platz wies, dem der Volksmund seine satirische Taufe gegeben hatte.

„Gott bewahre!“ sagte die Frau Rectorin, entsetzt über den Anblick dieses Erbtheils, während Vater, Tochter und Söhne in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Höchstens als Trockenplatz wäre dieser Ort zu benutzen!“ meinte die Hausfrau.

„Erlaube!“ rief ihr Gatte mit guter Laune. „Wäsche laß ich in meinem Paradies nicht trocknen!“

„Sei unbesorgt, es ist auch viel zu weit. Ja, selbst gegen unseres Jüngsten kriegerisches Räuber- und Soldatenspiel, den einzigen Nutzen dieses Feldes, habe ich Einwendungen zu machen. Es ist ein Terrain, dem selbst der dauerhafteste Kleiderstoff nicht widerstehen würde.“

„Sieh, sieh!“ redete der Vater fort, indem er den Zug der Seinen durch das weglose Besitzthum führte. „Sieh, sieh! So ganz unfruchtbar ist doch dieses Ge-

filde nicht. Die Brennneſſeln ſtehen vortrefflich, der Schierling hat eine erfreuliche Höhe, und die Kletten gedeihen in einer Ueppigkeit, die eine recht ſegensreiche Ernte erwarten läßt!“

Die Jugend, beluſtigt über die heitere Stimmung des Vaters, ſprang vergnügt umher, und wollte lachend immer neue Vorzüge an dem neuen Familiengut entdecken. Wilhelm fand die Hornſchale eines alten Taſchenmeſſers und ſprach von Stollen und Bergwerken in dieſen Schutthügeln; Gottfried — Götz genannt — bekannte, daß er hiſtoriſche Gefühle bekomme, denn ſo müſſe ſich Marius auf den Trümmern von Karthago befunden haben, und Eugenie pflückte jauchzend ein paar wilde Stiefmütterchen, während Torquato bei den jungen Kiefern die frohe Ausſicht verkündete, daß man den Weihnachtsbaum künftig aus dem eigenen Garten werde holen können. Die Familie war ſehr heiter, nur die Mutter ging ſchweigend einher, denn in den Augen ihres Gatten, der ſein Eigenthum prüfend überblickte, witterte ſie irgend eine neue Idee, welche ihr bereits Sorge machte.

„Weißt Du, Papa,“ begann Eugenie, „hier von dieſen Bäumen aus iſt das Panorama eigentlich ganz hübſch! Du ſollteſt hier ein Bänkchen anlegen laſſen, dann könnte man ſich vom Spaziergang doch ausruhen.“

Der Vater nickte, die Brüder riefen Beifall und Götz ſagte: „Wir machen die Bank ſelbſt! Gleich morgen!“

„Ja, und einen Tisch dazu — und Bänke von allen Seiten!“ vervollständigte Wilhelm.

„Und den Platz um die Bäume ebnen wir, und holen aus dem Walde Kiefernzweige, und machen eine grüne Hecke davon, dann kann es hier sehr hübsch werden.“

„Aber für den Fall, daß es regnet,“ meinte Eugenie, „könnte man nicht eine grüne Hütte von Nadelholz errichten? Siehst Du, Papa, dann hätten wir gleich die gewünschte Laube, und statt der Rasenstücke mit bunten Blumen lassen wir die grünen Felder gelten.“

Die Brüder jubelten und drangen in den Vater. Die Mutter aber seufzte im Stillen, sie wußte, daß nun aus der Reise des Vaters nichts werden würde, denn sie sah ihm an, ein neuer Plan war geboren.

„Ja, Kinder, das thun wir!“ rief der Rector. „Wir wollen uns einrichten, wie Ansiedler im Urwalde Amerika's. Bäume giebt es nicht zu fällen, im Gegentheil gilt es die paar vorhandenen zu conserviren, aber ein Blockhaus wollen wir uns doch einrichten.“

„Ach — lieber Franz!“ warf die Mutter abwehrend ein. „Wozu diese Ausgabe?“

„Nun, eine Bretterbude mit einer verschließbaren Thür und dem bescheidensten Hausrath kann ja die Welt nicht kosten! Hab' ich mir doch etwas für die Ferien zurückgelegt! Wozu soll ich eine umständliche

Reise machen, wenn ich Erholung so in der Nähe haben kann!"

„Ach ja! ach ja!" riefen die Söhne, gar nicht im Einklang mit der Mutter. „Bleib bei uns, Papa! Wir wollen hier Alles selbst einrichten! Du sollst sehen wie hübsch es wird, wenn wir selbst Hand anlegen!"

„Das wollen wir!" sagte der Rector. „Wir wollen schaufeln, graben, ebnen, Pfähle einrammen, Tisch und Bänke machen, und uns einen vorläufigen Garten aus Kiefernreisig anlegen — ein paar Fuhren davon werden nicht zu kostspielig sein. Zu unserm Sommerhaus nehmen wir einen Zimmermann zu Hülfe, und ist es fertig, und unser Garten dazu, dann ziehen wir gleich Morgens hinaus, Jeder mit seinen Büchern. Ich mache hier meine Ferienarbeit, und meine Söhne ebenso, und so leben wir zwischen Thätigkeit und Erholung in frischer Luft und mit vergnügten Sinnen."

Torquato machte zwar bei dem Hinweis auf die Würze der Arbeit für die Ferien ein zweifelhaftes Gesicht, dagegen stimmten seine Brüder, zwei sehr fleißige Jünglinge, lebhaft bei.

„Und Abends," fuhr der Rector fort, „tischt uns Mama hier unser Abendbrod auf — wir könnten hier auch Kaffee trinken! Und am Ende — ein frugales Mittagsmahl wäre an Ort und Stelle auch zu bereiten. Steine sind da, man könnte einen Herd bauen —"

„Das sollte mir fehlen!“ dachte die Hausfrau während des allgemeinen Beifalls und während Götz und Wilhelm bereits einige Steine aussonderten, als vorwiegend brauchbar für den künftigen Kochherd. „Das sollte mir fehlen!“ dachte sie schweigend. „Dies Geschleppe dann mit Küchengeschirr Tag für Tag, eine Stunde weit über Land! Eine ganze Häuslichkeit auf freiem Felde, und zu Hause die leeren Räume den Dienstboten überlassen! Grenzenlose Unbequemlichkeit, völlige Auflösung der häuslichen Ordnung, während grade in diesen Wochen allerhand wichtige wirthschaftliche Angelegenheiten in Aussicht stehen! Wie man nur an die Möglichkeit eines so lüderlichen Zerfahrens denken kann! Das sollte mir fehlen!“ Mit diesem Schlußsatz bekräftigte sie schweigend ihre Gedankenreihe. Doch sprach sie nichts davon aus. Es werde sich Alles finden, dachte sie. Der Mann und die Kinder mochten bis zu einer gewissen Grenze ihren Willen haben, das harmlose Vergnügen sollte nicht gestört werden, im Uebrigen hoffte sie sich bei Uebergriffen in ihr eignes Bereich ein entschiedenes Veto vorzubehalten.

Inzwischen war Torquato durch den Hinweis auf künftiges Kochen und Essen zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Appetit habe, was gar nicht so ungerechtfertigt war, da es Abend wurde. Ueberdies wußte der Jüngste, daß die Mutter und Eugenie Butterbrod in ihren Ledertaschen mitgenommen und unterwegs Obst

gekauft hatten, und so mahnte er dringend an die Mahlzeit. Hätte die Frau Rectorin geahnt, was sich im Paradiese für neue Pläne spinnen sollten, sie würde die Taschen ungefüllt gelassen haben, und sie war gar nicht zufrieden mit sich und ihrer Besorglichkeit. Allein es half nun nichts, der Vorrath war da, wurde vertheilt und mit Vergnügen empfangen.

„Ah!“ rief der Vater, „unser erstes Abendbrod im Paradiese! Nun — haben wir noch weder Tisch noch Bänke, so setzen wir uns auf den Erdboden und lassen es uns auch so schmecken!“ Die Familienglieder lagerten sich darauf im Kreise mit ihrer frugalen Mahlzeit, aßen Alles auf was da war, und waren in der vergnügtesten Stimmung.

„Als Adam und Eva aus dem Paradiese gestoßen wurden,“ begann Wilhelm, welcher eine Neigung zur Theologie hatte, „erhielten sie ein steiniges Feld mit Disteln und Dornen zur Bebauung; bei uns ist es umgekehrt, unser neues Paradies ist eine steinige Wüste, wir haben es erst zu dem zu machen, was sie uns werden soll.“

„Sehr richtig, mein Sohn!“ bekräftigte der Vater. „Wir bilden uns selbst mit unserm Streben und Schaffen, mit unserer Auffassung der Dinge des Lebens, das Dasein zu dem, was es uns werden soll oder ist. Ein Paradies und eine Wüste sind überhaupt relative Begriffe. Auch bei der einfachsten Erziehung und bei der

scheinbar größten Anspruchslosigkeit, sind wir verwöhnt durch Bedürfnisse und Gewohnheiten, und am meisten verwöhnen wir uns selbst durch unsre Wünsche und Hoffnungen. Was erwarten wir nicht Alles von der Zukunft, was machen wir uns für Verhältnisse zurecht, aus welchen irgend etwas Ungewöhnliches für uns entstehen soll! Und wie jagen unsre Gedanken nach dem, was wir Glück nennen! Was ist denn Glück! Jedem etwas Andres, und der Eine begreift wohl kaum, was der Andre sein Glück nennt. Glücklich ist nur, wer sein Glück in der eignen Brust trägt, und auch die unscheinbare Freude, die das Leben ihm bringt, als ein freundliches Geschenk dankbar entgegen nimmt. Ist doch das Geringfügigste nicht werthlos! Kann man doch das Unbedeutendste noch ausbilden und zu etwas Beglückendem gestalten. Hier dieses wüste Feld würden Andre vielleicht als Gabe ablehnen, oder verlachen — seien wir froh, daß wir den heitren Muth haben, noch etwas darauf zu schaffen. Wir sitzen auf Schutthaufen und sind ganz vergnügt. Warum nicht? Wir wissen, daß hier bald Tisch und Bänke stehen werden, unsrer eignen Hände Werk! Wir brauchen nicht einmal die Phantasie anzustrengen, um sie mit erlahmtem Fluge zurückkehren zu lassen, wenn unser neues Paradies kein Wundergarten wird. Wir wissen, daß wir genügsam und zufrieden sein, und über Jeden lachen wollen, dessen Spott etwa den Werth unsres Paradieses anzweifeln möchte."

Die Mutter legte gerührt die Hand in die ihres Gatten. Eugenie aber rief: „O seht! Wie wundervoll ist dieser Sonnenuntergang!“

Wirklich war der weite freie Luftraum über der Ebene wie durchsichtiges Gold und flüssiger Crystall, und Wölkchen, von Purpur angehaucht, schwebten durch den lichthellen Aether. Selbst der Dunst der großen Stadt erschien wie ein goldner Nebel, die Felder umher wie mit Edelsteinen besäte Teppiche, die alten halbdürren Obstbäume leuchteten im strahlenden Abglanz des Lichtes, die hohen Kletten standen wie metallschimmernde Zauberblumen. Glänzte doch der Schutthügel sogar, auf dem die Gruppe saß, wie ein von Gnomenhänden aufgehäufter Schatz aus den Tiefen der Gebirge, und die glücklichen Gestalten selbst strahlten von Sonnengluthen übergossen und freuten sich des herrlichen Anblicks und ihres eignen verklärten Glanzes. — „Nun?“ begann der Vater nach einer Pause, „giebt uns der erste Besuch in unserm Paradiese nicht schon Freude genug? Und da können wir nun täglich haben! Auf denn! Morgen rammen wir Pfähle ein, und richten uns die Stätte zu, die uns zu unserem Glücke genügen soll!“

Er erhob sich und alle sprangen heiter auf, um den Heimweg anzutreten. Eugenie und die Brüder stimmten Lieder an, und schritten voraus. Die Mutter nahm ihres Gatten Arm, und begann nach einer Pause:

„Was wird unser Wolfgang dazu sagen?“ — „Ja — der!“ rief halb lachend der Rector. „Im besten Falle wird er die Achseln zucken und uns belächeln. Der wandelt durch die Säulenhallen seines Museums und hält geistvolle und gelehrte Zwiesprache mit Heroen und Götterstatuen. Schutt und Trümmer läßt er wohl gelten, wenn Pinien und Cypressen darüber rauschen, und versunkne Tempel und marmorne Bilder darunter schlummern. Er macht andere Ansprüche, als wir. Seit er aus Italien zurückgekehrt, ist er nicht sehr duldsam gegen unser bürgerliches deutsches Kleinleben — und er hat von seinem Standpunkt Recht — er hat sich eine andre Welt geschaffen, welche schöner ist, als unsre. Wir werden uns seinen Spott gefallen lassen müssen!“

Der Rector Willmers war sehr stolz auf seinen ältesten Sohn. Er hatte ihn, zur günstigen Vorbedeutung, nach seinem Lieblingsdichter, Wolfgang taufen lassen. Denn der Rector war ein leidenschaftlicher Göthefreund und Göthekenner, und etwas Göthe gehörte ihm zum täglichen Brot. So trugen alle seine Kinder die Namen Göthescher Gestalten. Nur bei dem Jüngsten hatte die Mutter Einspruch erhoben, und sich durchaus nicht zu dem Namen Torquato verstehen wollen. Sie setzte durch, daß der Name Hermann ihm als Hauptname gegeben wurde, mußte aber dulden, daß Torquato an zweiter Stelle aufgenommen wurde. Un-

glückliche, überlistete Frau! Der Rector blieb bei Torquato, in der Kinderstube modelten die älteren Geschwister so lange an dem Namen herum, bis sie die Gräuelbildung „Torkelchen" fixirt hatten, und um den deutschen Hermann war es für immer geschehen. — Wolfgang, der älteste Sohn des Rectors, war ein sehr begabter und früh selbständiger junger Mann. Durch ein Stipendium für eine wissenschaftliche Preisarbeit ward ihm eine Studienreise nach Italien und Griechenland ermöglicht, die der junge Archäolog und Kunsthistoriker für neue Studien auszubeuten gewußt hatte. Er nahm darauf eine Stellung am Museum an, wie sie durchaus für seine Wünsche und Bestrebungen geschaffen schien. Der Rector, wie gesagt, war stolz auf seinen Sohn. Und doch fragte er sich oft: Ist Wolfgang glücklich? „Er könnte es sein," sagte er heut im Gespräch mit seiner Frau über den Sohn, „er könnte es sein, denn er hat in jungen Jahren erreicht, wonach Andre ein Leben lang vergeblich streben. Allein er hat — so zu sagen, kein Talent zum Glück. Was ihm in Fülle geworden ist, nimmt er als selbstverständlich hin, und wundert und quält sich, daß es nicht mehr ist, daß es nicht Alles ist, was er sich vom Geschick gefordert. Ihm fehlt Bescheidenheit, ihm fehlt das heitre Genügen des Herzens. Sein Paradies ist ewig ein fernes, vielleicht verlorenes. Er findet es nicht in der Beschränkung, er sieht nicht, daß es überall ist, wo wir es nur erschaffen wollen." —

Die Mutter fand nicht Zeit, darauf zu entgegnen, denn Torquato kam mit einer Frage, welche im Rathe der Jugend mit Leidenschaft berathen wurde, nämlich: Ob für die beginnende Arbeit und zur Wegräumung des Schuttes eine oder zwei Karren angeschafft werden müßten? Eugenie verfechte das Genügen einer Karre, während die Brüder auf deren zweien bestünden. — Die Hausfrau entschied sich sofort für Eugeniens Ansicht, und erklärte die Nothwendigkeit von zwei Karren für eine extreme Anschauung, die außer dem Bereiche des Zulässigen liege.

Das angeregte Thema war für Vater und Söhne wichtig genug, um sogleich in ernstere Ueberlegung genommen zu werden. Wo kaufte man Spaten, Hacken, Bretter, Pfähle, all das nöthige Handwerkzeug? Wo und bei wem bestellte man die beabsichtigte Bude, oder vielmehr das „Sommerhaus," wie man das Gebäude bereits zu nennen beliebte? Die pädagogisch-gelehrte Stadtfamilie war nicht einig, weil nicht praktisch unterrichtet darüber. Ein Keller in der Vorstadt, in welchem Gartengeräth zu kaufen war, gab endlich Auskunft darüber. Die Männer ließen es sich nicht verdrießen, noch einige Wege für Bestellungen und Besorgungen zu gehen, und kamen spät nach Hause, aufgeregt und beglückt, daß schon morgen die Arbeiten im Paradiese beginnen sollten. —

Acht Tage darauf hatte der öde Platz schon ein

verändertes Aussehen. Der Boden zwischen den Obstbäumen und dem Kieferngebüsch war leidlich geeb net Das Sommerhaus mit einer verschließbaren Thür, Fenstern und Laden, sonst von jener einfachen Bauart, wie sie aus den Händen eines Zimmergesellen hervorzugehen pflegt, stand fertig da; Tisch und Bänke auf eingerammten Pfählen luden bereits zu bequemerem Ausruhen nach der Arbeit. Vater und Söhne hatten wahrhaft im Schweiß ihres Angesichts geschafft, sahen mit Entzücken ihr Werk fortschreiten und sich der Vollendung nähern. Morgen sollte die feierliche Einweihung des Paradieses sein, zu welcher Wolfgang zum ersten Mal seinen Besuch abstatten, und die Mutter etwas Außergewöhnliches für die Bewirthung versprochen hatte. Denn die Frau Rectorin war von dem Widerwillen, den sie gegen ihres Gatten und ihrer Söhne neue Culturthätigkeit gehegt, beinah abgekommen. Sie sah die heitre Stimmung der Männer, erkannte, wie die körperliche Arbeit sie kräftigte und stärkte, war gerührt über die unschuldige Freude, die sie an ihrer Schöpfung hatten, und so beklagte sie nicht länger den aufgehobenen Reiseplan, ließ guten Humor walten, und sorgte dafür, daß der ungeheure Appetit ihrer Arbeiter im Paradiese die gehörige Befriedigung fände. Was sie zuerst als eine wirthschaftliche Unbequemlichkeit abgelehnt hatte, machte ihr jetzt bereits Spaß, und sie suchte das frugale Abendessen freiwillig

durch kleine Ueberraschungen zu würzen. — So waren denn auch die Männer rüstig am Werke. Es galt, eine grüne Hecke von Kiefernzweigen um die Niederlassung zu vollenden, und somit den vorläufigen Schlußstein an die neue Schöpfung zu legen. Mit gerötheten Gesichtern, von der Sonne gebräunt, in Hemdärmeln, kauerte jeder an seinem Platz, so erpicht und eifrig bei der Arbeit, daß das Gespräch darüber vergessen wurde.

Da erscholl plötzlich nicht fern von ihnen ein grausenhaftes Trompetensolo. Das „Bild der Rose," mit unzähligen unfreiwilligen Schnörkeln geschmückt, Ton für Ton beklagenswerth von der melodischen Bahn abschweifend, wurde in erbarmungswürdiger Unbarmherzigkeit über die Ebene geblasen, während eine weibliche Stimme mit Zetergeschrei nach Hülfe rief. — Vater und Söhne sprangen auf und wandten sich nach der Seite des Concertes und Hülferufes. Man sah eine Dame, im Rollstuhl sitzend, mitten auf freiem Felde, mit beiden Armen gegen die Musik sich sträubend, während der Virtuose mit der Trompete vor ihr stand, und unbekümmert um ihr Geschrei, ihr sein Ständchen zu Ende brachte.

Die drei Söhne stürzten sich so wie sie waren auf den Schauplatz, der Rector zog seinen Rock an und folgte.

„Rettung! Rettung vor diesem gottvergessnen Menschen von Trompeter!" schrie die Dame. „Nehmen

Sie mich unter Ihren Schutz, meine Herren! Führen Sie mich auf Ihr Gebiet, damit ich von dem gräßlichsten aller Musikanten loskomme! Ach, Gott sei Dank, Jungens! Faßt an und schiebt mich vorwärts! Ich kenne Euch nicht, aber Ihr scheint brave Leute zu sein, und ich will's Euch vergelten!"

Götz und Wilhelm hatten sich bereits des Rollstuhls der Dame bemächtigt und schoben ihn nach dem Paradiese. Der Trompeter, welcher sein Solo erst beim Anblick der Jünglinge abgebrochen hatte, wollte überrascht den Eingriff in sein Amt abwehren. Aber die Dame streckte ihm den Arm entgegen und schrie: „Hinweg, Trompetenscheusal! Du trittst mir auf zwanzig Schritte nicht mehr nah und erwarteſt Dein Schicksal! Laßt ihn nicht heran, liebe Herren! So, so — ach, da kommt wohl der Papa!"

Der Trompeter blieb verdutzt, beschämt, ärgerlich zurück, der Rector aber trat grüßend näher. — „Ihre Söhne — denn das sind diese prächtigen Burschen doch wohl — haben mich gerettet, mein Herr, und ich bitte auch um Ihren ferneren Schutz. Jener schreckliche Mensch dort ist mein neuer Bedienter, der das Amt hat, mich an Tagen, wo ich keine Beine habe, im Rollstuhl spazieren zu schieben. Lachst Du, kleiner Tausendsassa?" (wandte sie sich drohend an Torquato, der wirklich laut aufgelacht hatte, daß die Dame manchmal keine Beine haben wollte.) „Ja, ich bin manchen Tag so gut wie ge-

lähmt, und manchen andern kann ich leidlich laufen. Wenn ich aber nicht laufen kann, so ist es so gut als ob ich keine Beine hätte. Verstehst Du das jetzt, Cujon? Na kurz, diesen Menschen da habe ich erst seit acht Tagen im Dienste, und ahnte nicht, was er für ein entsetzliches Talent in der Stille ausbildete. Nachdem er mich heut heimtückisch hierher ins freie Feld gefahren — nein, ich will nicht lügen — ich selbst hatte ihm befohlen, mich in diese Gegend zu schieben, denn ich war neugierig zu wissen, was hier für eine sonderbare Ansiedlung vor sich gehe — nun, ich bin gestraft genug dafür! Also er fährt mich, läßt mich dort bei den Kohlrüben stehen, erklärt mir, daß er früher Trompeter gewesen, und bittet um die Erlaubniß, mir ein Stück vorblasen zu dürfen. Ich danke ablehnend, ich verbiete, ich schreie, Alles umsonst! Er zieht seine Trompete und bläst das Blaue vom Himmel herunter, daß mir die Ohren gellen! Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide, ich glaube vor Aerger umzukommen, da nahen mir die starken Retter aus Ihrem Geschlecht, mein Herr, und nun bin ich bei Ihnen! Der Tausend — was sind das für merkwürdige Anstalten? Wollen Sie hier Krähen schießen?" Sie sah sich überrascht auf dem Platz um.

Vater und Söhne, halb befremdet, halb belustigt über die sonderbare alte Dame, standen lächelnd, Torquato aber war unhöflich genug, wieder laut aufzu-

lachen und ihre letzten Worte: „Krähen schießen" mit höhnischem Jubel zu wiederholen.

„Ja wohl, Krähen schießen, Du Naseweis!" rief sie. „Denn nach einer Krähenhütte sieht das Ding allerdings aus, und ich weiß recht wohl, was eine Krähenhütte ist. Mein verstorbener Mann war Forstmeister — doch das gilt Ihnen, mein Herr, dem ich mich vorzustellen bisher vergessen habe. Mein Name ist Birkenfeld, Wittwe, in der Familie Tante Juliane genannt — mein Bruder nannte mich Tante Grobiane — wohne dort, wo der Gartenzaun beginnt. Dieses bin ich, nun aber, mein Herr, bei wem habe ich das Vergnügen zu sein?"

Der Rector stellte sich und seine Söhne, Götz, Wilhelm und Torquato, vor.

„Was?" rief die Dame und setzte sich zurecht, um die jungen Leute näher in's Auge zu fassen. „Das klingt ja sehr klassisch! Komm Du doch mal näher her, Torquato — Du hast übrigens ein Loch im Aermel, mein Lieber! Also Torquato heißest Du? Schnurriges Geschöpf! — Aber nun sagen Sie mir um Gotteswillen, Herr Rector, was sind das hier für Anstalten?"

„Es ist mein Garten, mein Asyl, das ich mir für die Sommerferien geschaffen —" sagte der Rector lächelnd und zugleich mit einer kleinen Verlegenheit. Denn wie zufrieden er auch für sich mit seiner

Schöpfung war, der Einblick fremder, und wie es schien, nicht sehr nachsichtiger Augen, beschämte ihn ein wenig.

„Ihr Garten? Sie sind wohl nicht bei Trost! Wer legt auf einem Haufen Gerümpel einen Garten an? Was kann denn hier wachsen? Und wie kann man sich einen solchen Platz aussuchen?"

Götz, Wilhelm und Torquato machten ärgerliche Gesichter, und fanden den Gast hassenswerth, selbst Herr Willmers war nicht angenehm berührt durch die rücksichtslosen Worte. Wer hört es gern, daß man seine Liebhabereien belacht, wer mag sein Steckenpferd gescholten hören? Wir wissen oft, daß unsre stillen Freuden belächelnswerth sind, und doch verletzt es uns, wenn man unser verkehrtes Treiben verhöhnt. Dennoch lächelte der Rector und begann:

„Bauen wir nicht viele unsrer Lieblingspläne über Schutt und Trümmerhügeln auf? Das Beste was wir hoffen und gestalten, kann nicht immer auf urbarem oder längst veredeltem Boden entstehen. Wir müssen immer von neuem anfangen, den Schutt, den Andere zurückgelassen, wegräumen, und froh sein, wenn wir Schritt für Schritt für uns selbst wieder erreichen, was an Anderen vorüber gegangen ist. Das Schöne und Fertige hat sein Recht. Bescheidener Sinn hat auch sein Recht. Wer anspruchslos schafft, ohne sein Schaffen zu überschätzen, empfindet ein Glück, welches Der oft

entbehrt, der nur zum Genusse dessen da zu sein wähnt, was Andere für ihn geschaffen."

„Du guter Gott! Ja, das kann wohl sein!" rief die Dame, indem sie ihn überrascht und mit einer gewissen Bewegung betrachtete. „Aber sagen Sie mir, lieber Herr, welchen Reiz kann es für einen gebildeten Mann haben, seine Arbeit an eine Wüste zu verschwenden? Denn daß hier nichts wachsen wird, ehe nicht zwanzig Fuhren Schutt weggefahren sind, das sehen Sie doch selbst ein!"

„Wenn ich Ihnen und mir davon Rechenschaft geben soll," entgegnete Herr Willmers, so ist es vielleicht der Reiz des Gegensatzes, der mir diese Beschäftigung lieb macht, vielleicht auch der Mangel an einem besseren Gegenstande. Denn daß ich schönere Gärten gesehen habe, als meinen, kann ich wohl bekennen. Ich könnte in unseren großen königlichen Parks spazieren gehen, so viel ich wollte, und habe es mit Genuß oft genug gethan. Nun reizt es mich, da die Gelegenheit sich bietet, einmal ein bischen selbst zu graben und zu schaufeln, und ist es auf diesem Boden nicht schön, so ist es doch angenehm, zu sehen, wie etwas darauf entsteht."

Die Dame ließ ihre Blicke über das Entstandene schweifen. „Hm! hm! hm!" begann sie wieder. „Ich bin nur erstaunt, wie man sich einen solchen Fleck aussuchen kann!"

„Das habe ich nun freilich nicht!" lachte der

Rector, und erzählte offen, wie er zu seinem Paradiese gekommen war.

Frau Birkenfeld schlug die Hände zusammen und schrie laut auf vor Ueberraschung. „Der verrückte Mensch! Welch eine Undankbarkeit! Welche Bosheit! Welcher Unsinn! Die Leute sagen mir nach, ich sei eine verrückte Person, aber so schlimm bin ich doch nicht! Nach dem Tode noch spuken seine Thorheiten umher! Lieber Herr, der verstorbene Morbach — Gott hab ihn selig! — war mein Bruder! Was wußte ich von seinem Separat-Testament, von seinen persönlichen Beziehungen? Erst nach seinem Tode kam ich hierher, um bei seiner Tochter, meiner Nichte, zu leben. Sie schlug es mir vor, da sie allein steht, und der Lebrecht auf Reisen ist. Also bei Ihnen, in Ihrem Hause ist der Lebrecht erzogen worden? Aber, daß auch meine Nichte den Verkehr mit Ihnen gar nicht fortgesetzt hat! Und nun leben wir beiden Frauensleute da in dem Landhause mit dem schönen Park ganz allein, und wissen den Kuckuk, daß Leute, die längst unsere Freunde sein könnten, sich hier zwischen wüstem Geröll bitter abquälen. Trompeter — !"

„Erlauben Sie, verehrte Frau!" unterbrach sie der Rector lachend, „es geschieht nicht aus bittrer Noth, sondern zu unsrer Erholung, zum Vergnügen!"

„Trompeter! hierher!" fuhr die Dame fort, ihrem verwunderten Diener winkend.

Der Trompeter stieg ohne Umstände über die Hecke, um schneller bei seiner Gebieterin zu sein. Torquato vermerkte dieses Uebersteigen übel, und verwies ihn nach der Stelle, wo die Thür sein sollte. Die Dame ging darauf ein. „Unverschämter Virtuos!“ rief sie. „Hast Du nicht so viel Verstand, zu wissen, daß man in ein fremdes Besitzthum nicht über den Zaun dringen soll? Weißt Du, was Romulus that, als Remus über die Grenze von Rom sprang?

Der Trompeter wußte es nicht und sah höchst befremdet aus. Aber Torquato wußte es und rief: „Er versetzte ihm Eins, daß er todt dalag!“

„Richtig, mein Bürschlein! Mausetodt schlug er ihn und machte ihn für die fernere Entwickelung der Weltgeschichte unmöglich. Du aber, gesetzloser Trompeter, steigst sofort wieder über die Mauer zurück, gehst draußen herum, und kehrst durch die Thür zu mir wieder!“

Der Trompeter, obwohl höchlichst verstimmt über das Ansinnen, so wie über das Lachen des Rectors und seiner Söhne, mußte doch dem Befehle seiner Gebieterin nachkommen. „So! Dein Leben sei für dies=mal gerettet!“ rief sie, als er auf geregeltem Wege wieder zu ihr trat. „Geh zu meiner Nichte —“ Das Uebrige sagte sie in leiserem Tone, und gleich darauf eilte der Diener fort über den Feldweg, um in der Entfernung der Gärten zu verschwinden.

„Lebt Ihre Frau noch, Herr Rector?“ fuhr die Dame fort. „Und haben Sie sonst Damen in der Familie? Was sagen diese zu ihren staunenswerthen Gartenanlagen?

Der Rector gab Auskunft und erzählte, daß morgen die Einweihung des Paradieses von der Familie gefeiert werden solle.

„Einweihung?“ rief der Gast im Rollstuhl. „Das ist wieder originell! Das möchte ich wohl mit erleben. Sie werden natürlich eine so verkehrte alte Person, wie mich, nicht dazu einladen, und ich verdenke Ihnen gar nicht, wenn Ihnen mein Wesen und mein Charakter äußerst verdächtig vorkommt. Trotzdem zweifle ich nicht, daß wir einst sehr gute Freunde sein werden, und darauf hin will getrost sündigen — nämlich vorerst durch Zudringlichkeit. Ich melde mich auf morgen mit meiner Nichte — sie wird mitkommen, denke ich — zu Ihrem Einweihungsfeste an.“

Der Wirth des Paradieses begann einen Satz, worin die Worte „große Freude“ und „angenehme Aussicht“ in etwas verlegner Umgebung standen, die Dame aber unterbrach ihn lachend:

„Machen Sie mir nichts weis! Die Freude kann nicht so groß sein, daß eine zudringliche Person Ihren Familienkreis stören will, und ich denke mir, und gewiß mit Recht, daß Sie mich für ein gräuliches altes Weib halten —“

„Aber — ich bitte —!“ Der Rector schien einen solchen Verdacht von sich abwehren zu wollen.

„Lassen Sie das gut sein!“ fuhr die Dame fort. „Wie gesagt, ich habe die feste Ueberzeugung, wir werden einst die besten Freunde werden. Dies verbürgt mir das Abenteuerliche unsrer ersten Begegnung. Zwar gehöre ich zu jenen Personen, die eigentlich nicht ausgehen oder ausfahren können, ohne etwas zu erleben. Oft unscheinbare Dinge, die für Andere gar kein Erlebniß wären, oft aber Abenteuer, vor welchen Andere sich bekreuzen, oder mich darum beneiden, immer doch Dinge, welche andern Leuten nicht vorkommen. Obgleich mir nun vielerlei Wunderlichkeiten begegnen, und ich oft Bekanntschaften in der sonderbarsten Weise mache, giebt es da doch feine Unterschiede, ob etwas ein Erlebniß ist, oder nur eine vorübergehende dumme Geschichte, und ein Instinct sagt mir voraus, wo ich für die Zukunft etwas zu erwarten habe. Nicht, daß ich mich bei Menschen durch den ersten Eindruck bestechen ließe — so unerfahren bin ich auch nicht! Die reizendsten Leutchen, die uns mit offnen Armen entgegen kommen, sind meist die infamsten Halunken! Aber Sie kennen ohne Zweifel das Märchen von der Springwurzel, oder dem Stabe, welcher dem Besitzer selbst anzeigt, wo im Boden verborgene Schätze liegen? So einen Fühlstock habe ich für die Menschen. Hier auf diesem paradiesischen Boden hat er mir ein Zeichen gegeben.“

Der Rector verneigte sich höflich. „Es sind immer bevorzugte Naturen," sagte er, „welche etwas zu erleben wissen. Wie nur bedeutende Menschen auch bedeutende Schicksale haben, so werden bei kleinlichen Naturen große Erfahrungen und Schicksale auch kleinlich, oder gehen ohne Erhebung, ohne Bedeutung vorüber. Und doch liegt für den empfänglichen Menschen in den unscheinbarsten Dingen oft so viel Erfahrung, so viel Ausbeutung für die Gestaltung des inneren Lebens!"

„Richtig, mein Herr! Aber meinen Sie nicht auch, daß zum Erleben gradezu Talent gehört?"

„Talent? Vielleicht umgekehrt. Es gehört Talent dazu, in den bloßen Ereignissen auch Erlebnisse zu erkennen."

„Nein, das ist etwas Anderes!" rief die Dame. „Es giebt nicht nur ein Talent, es giebt sogar eine Productivität des Erlebens —"

„Unmöglich! Das Erleben ist etwas Passives, es kann nicht an und für sich produciren —"

„Zum Kuckuk — lassen Sie mich ausreden! Es giebt Naturen, welche, ganz abgesehen von ihrer Fähigkeit die Erfahrungen zu verwerthen, — welche, sage ich, mehr Erlebnisse haben als Andere, ja auf welche sich eine Summe zusammen häuft, welche für das Dasein Tausender ausreichte."

„Das ist doch keine eigentliche Productivität des

Erlebens, sondern meist nur eine Folge von Handlungen, ein Resultat von Verkettungen —"

„Oho, mein Herr! Es giebt Glückskinder und sogenannte Pechvögel. Die ersten haben kein Verdienst, die andern keine Schuld aufzuweisen — wo kann man da von „Resultat" sprechen? Solche Naturen sind eben auserſehen, und sind sie bedeutend genug, so kann man sie geweiht nennen. Sie mögen angreifen, was sie wollen — das Glückskind kann Dummheiten begehen, selbst ein scheinbares Unglück wird ihm zum überraschenden Glücke; der Unglückliche kann das Klügste und Beste thun, es mißlingt, und wenn er ein Glück zu erringen wähnt, hat der Teufel bereits seinen Schwanz darauf gelegt, und es wird ein Unglück daraus. Ist hier nicht ein Talent, eine Naturanlage für das Erleben?"

Der Rector zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. „Wir kommen damit nicht zu stande," sagte er, „selbst wenn ich Ihnen zugebe, daß es solche Naturen giebt. Schließlich liegt doch in der Auffassung, in der Gemüthsbeschaffenheit das ganze Räthsel gelöst. Ein Mensch, der immer Unglück zu haben scheint, ist oft gar nicht so unglücklich, als er uns vorkommt. Wie er sein Unglück trägt, darauf kommt es an, und ich kann mir den Fall denken, daß ich einen solchen scheinbaren Unglücksvogel für einen sehr glücklichen Menschen erklären müßte. Aber ich gebe zu, daß Dieser

und Jener mehr zu erleben weiß als der Andre, und der Andre mehr erlebt, als Dieser und Jener zu erleben weiß. In großen wie in kleinen Dingen ist doch die Eigenthümlichkeit, der Charakter, das Gemüth das Bewegende. „Wenn Sie, geschätzte Frau, mehr erleben als Andere —"

„So bin ich eben eine verrückte Person —" unterbrach ihn die Dame — „das wird mir alle Tage gesagt, und so muß ich es mir auch von einem so gescheiten Manne sagen lassen, wie Sie sind! Ich verstehe! Und ich kann in diesem Augenblick nicht einmal mit einem Falle renommiren, der für mich und mein System spräche. Denn mein heutiges Erlebniß, das mich in Ihr Paradies geführt hat, ist die Folge meiner Handlungen, meiner Neugierde. Warum ließ ich mich von dem verwünschten Trompeter hierher karren. Können Sie sich nun aber vorstellen, daß ich nicht die geringste Reue über diese Schuld empfinde? Nein, gar keine! Denn wenn ich meinerseits eine verrückte Person bin, so sind mir gelehrte Männer, die sich auf einen Schutthaufen einen Garten von Tannenreisern anlegen, mindestens — auch noch nicht vorgekommen. Uebrigens gefällt es mir unter diesen Männern und in diesem Garten, den Umständen nach, ganz wohl. Mir kommt die Geschichte so abenteuerlich vor, als säße ich hier in einem Roman, wenigstens in der Exposition zu einem Roman. Natürlich ohne Liebe!"

Die letzten Worte wirkten auf den Rector so, daß er mühsam seine ernste Haltung bewahrte, während Götz, sein Aeltester, der wenige Schritte davon auf dem Boden kauernd an der Hecke arbeitete — losplatzte und der Sprecherin sein lachendes Gesicht zuwendete.

„Was lachst denn Du? Du Gelbschnabel!“ rief sie hinüber. „Du weißt doch hoffentlich noch nichts von Liebe? Oder hast Du schon Romane gelesen, und gefunden, daß die Liebenden doch die Hauptpersonen sind? O Du erdeaufwühlender, romantischer junger Taugnichts! Nein, die heutige Jugend ist doch zu verderbt! — Sagen Sie mir, Herr Rector,“ fuhr sie mit rascher Wendung des Gesprächs fort, „halten Sie es denn auch für nöthig, daß in Novellen und Romanen die Liebenden immer im Vordergrunde stehen? Ich halte das von dem Verfasser, wie von den jungen Leuten für eine abscheuliche Zudringlichkeit, noch abscheulicher als meine eigene!“

Der Rector, dem das Sonderlingswesen seines Gastes bereits Spaß zu machen anfing, ging zwischen Ernst und Scherz auf ihre Frage ein. Er wollte das erotische Element weder in Drama, noch in der Novelle als unbedingt nothwendig erklären, meinte aber, daß es sich schwer ganz entbehren lassen werde.

„Ja doch! rief die Dame. „Die Welt ist so voll von Verliebtheit, daß ich mir auch im Roman eine

Dosis Liebe gefallen lasse. Aber meist dreht sich das ganze Interesse des albernen Menschen von Novellisten um die Frage, wie er sein zimperliches Ding von weiblicher Himmelsseele mit ihrem dummen Jungen zusammenbringt, oder nicht. Was liegt Einem daran? Ich habe dies Schmachten und Jammern, dies zu Grunde gehen und Belohnen der Liebe so satt, daß mir die türkische Einrichtung fast besser gefällt. Das junge Volk gehört mit seinen Liebeleien in den Hintergrund, denn meist ist nicht viel daran, weder an ihr noch an ihm. Es giebt denn doch noch andere Interessen auf der Welt, und genug andre Thorheiten und Verrücktheiten, die ihr Recht wollen. Es muß auch Novellen ohne Liebe geben, oder wenigstens solche, wo die Liebespaare mit ihrem langweiligen Geflöte nicht immer im Vordergrunde spazieren gehen. Ueberhaupt — ah, Trompeter? Du kommst allein?"

So wendete sie sich um zu dem zurückkehrenden Diener, welcher die Meldung brachte, daß das Fräulein Besuch habe, indem er seiner Gebieterin überreichte, was sie bestellt hatte. Es war ein Körbchen, worin die schönsten Aprikosen, Pflaumen und Birnen zwischen Weinblättern lachten.

„So? Besuch? O, schade!" sagte sie. „Herbei meine Retter aus Virtuosenhänden, Götz, Wilhelm und Torquato, herbei meine starken Freunde und Paradiesesarbeiter! Nehmt diese kleine Abschlagszahlung meines

Dankes! Lange zu, Torquato! Natürlich, die größeste Birne! Nimm sie nur, mein Freund! Herr Rector, bitte, eine Aprikose!"

„Ei, ei!" rief Herr Willmers. „Der Luxus dringt zu früh in unser bescheidenes Asyl!"

„Luxus? Warum nicht gar! In das Paradies gehört gutes Obst, aber an Ihren dürren Holzäpfelzweigen wird im Leben nichts mehr wachsen!"

Der Rector nahm die verführerische Aprikose, die sie bot, aus ihrer Hand, und begann schmunzelnd: „Wer war es denn, der im Paradiese die verbotene Frucht zuerst darreichte?"

„Bravo! Schändlich! Bravo! Die Schlange! O Sie Abscheulicher! Bin ich die Schlange in Ihrem Paradiese?" So schrie die Dame und wollte sich ausschütten vor Lachen. Zugleich aber hatte sie ein großes Vergnügen daran, wie der Korb sich zu leeren begann, und verneigte sich achtungsvoll vor Götz, der einige Aprikosen für die Mutter in die Tasche steckte. — „Ach, es ist Schade, meine Herren," begann sie wieder, „daß ich Ihrer angenehmen Gesellschaft nun entsagen muß!"

Der Rector sprach jetzt eine directe Einladung auf morgen Nachmittag aus, und behauptete, seine Frau werde sich sehr freuen —

„Na, wer weiß!" warf die Schlange im Paradiese ein. „Aber kommen werde ich, und meine Nichte mitbringen. Im Ernst, Herr Rector — denn ich kann

manchmal ernst sein — ich bin beschämt über das Testament meines Bruders, und wünschte es gut zu machen. Es ist für Sie vielleicht schlimm, daß Sie meine Gesellschaft nun auch noch mit in den Kauf nehmen müssen — aber glauben Sie mir, ich bin nicht schlimm, wo ich es gut meine, und wir wollen uns schon vertragen. Ich hoffe Sie und die Ihrigen auch bald bei uns zu sehen. Torquato, mein Jüngelchen, begleite Du mich bis zu unserm Park, und sei mein Schutz gegen diesen heillosen Trompeter. Du kannst Dir dabei gleich den Weg von hier bis zu unserm Garten merken, wo die guten Birnen wachsen. Auf Wiedersehen denn, Herr Rector! Adieu, Götz! Adieu, Wilhelm! Trompeter, fahr zu!"

So fuhr sie dahin, begleitet von Torquato, dem die nothwendige Kenntnißnahme des Ortes der guten Birnen ungemein einleuchtete, während der Vater mit den andern Söhnen sich beeilte, die Hecke der Ansiedlung zu vollenden. —

Tags darauf, in zeitiger Nachmittagsstunde, waren die vier Arbeiter im Paradiese schon wieder bei gemeinsamer Thätigkeit. Sie hatten heut die Wirthe in ihrer neuen Schöpfung zu machen, und es gab in der letzten Stunde noch unvorhergesehene Arbeit. Denn es war ein sehr heißer Tag, und eine Frage Wolfgangs, ob denn auch Schatten in der Ansiedlung aufzutreiben sei, hatte die Entdeckung gebracht, daß man

die Aussicht habe, den ganzen Nachmittag in glühendem Sonnenbrand hinzubringen. Freilich, eine Gesellschaft von neun Personen faßte das Sommerhaus nicht. Daher mußte in Eile noch ein Zelt improvisirt werden. Vater und Söhne waren mit erfinderischen Sinnen schnell auf das geeignete Material für Dach und Wände verfallen, und unbefangen ans Werk gegangen. Götz und Wilhelm hatten den ganzen Morgen in der Bretterbude genäht, mit Siebenmeilenstichen die Nadel führend, von feuriger Schaffenslust hingenommen, und die unverdrossenen Wirthe betrachteten nun auch diese ihre werdende Schöpfung mit harmloser Genugthuung. Die Arbeitsleute in den Gemüsebeeten der Nachbarschaft blickten freilich verwundert herüber. Sie hatten kopfschüttelnd schon öfter die wunderlichen Arbeiten der Männer betrachtet, heut aber erschien ihnen das neue luftige Sommerschloß denn doch zu merkwürdig. Denn was waren es denn für Stoffe, aus welchen man das Zelt geschaffen? Sie wechselten in grünlichen, bläulichen, graulichen Mischfarben, häufig marmorirt durch schwärzliches Geäder. In Kürze, man hatte die alten Fensterrouleaux der Schulklassen vom Boden geholt, welche von Schülerhänden reichlich mit Tintenflecken und Malereien geschmückt waren, um sie noch einmal im hellen Strahle des Tages zu verwerthen. So stand das Zelt, mit vier bunten Fähnchen auf den Ecken — der Stoff dazu hatte sich ebenfalls in einer Schachtel

auf dem Boden gefunden — und das Werk stimmte trefflich mit seiner ganzen malerischen Umgebung überein. Die Männer waren zufrieden.

Nicht lange darauf kam ein Wagen auf dem Feldwege daher. Torquato und Wilhelm eilten ihm entgegen, während der Rector sich die Stirn trocknete, und Götz in athemloser Hast noch allerlei zu binden und zu nesteln hatte. — Ja, die Mutter und die beiden älteren Geschwister kamen wirklich in einer Kutsche angefahren! Wolfgang, weniger geneigt zu Aufopferungen der Bequemlichkeit an heißen Sommertagen, hatte diesen Beitrag für das Fest im Paradiese geliefert, und zugleich die Last der Frauen erleichtert. Denn die Dienstmagd, welche vom Bocke stieg, hob nun Körbe und Pakete aller Art vom Wagen, welche auf eine hier noch ungewöhnliche Bewirthung deuteten. Es sollte nicht nur im Freien Kaffee gekocht, sondern auch der Abendtisch in gewählterer Weise gedeckt werden.

Die Ankommenden wurden auf den Festplatz geführt. Die Mutter und Eugenie stutzten freilich bei dem überraschenden Anblick der alten Schulvorhänge, und rangen einen Augenblick mit ihren Lachmuskeln, doch stießen sie einander nur verständnißvoll an und sprachen heiter ihre Bewunderung aus. Ja sogar Wolfgang, obgleich er die Schöpfung unsagbar scheußlich und lächerlich fand, machte gute Miene, und schenkte seine, wenn auch sehr ironische, Anerkennung. Nur

an der Dienstmagd Friederike scheiterte die Würde der Empfangsfeier. Sie wollte sich überschlagen vor Lachen, daß das ein Garten sein solle, und daß man hierher lustwandle und fahre, um zu kochen und zu speisen. Sie hatte es daher stark mit Torkelchen zu thun, der sich ihren Spott und ihre Nichtachtung durchaus nicht gefallen lassen wollte. Hatte sie doch die Rücksichtslosigkeit, da das Feuer auf dem neuen Kochherde durchaus nicht brennen wollte, eine Hand voll Kiefernzweige von der schönen Hecke zu reißen, um der Flamme dadurch aufzuhelfen! Er blieb in fortgesetztem Kriege mit Friederiken, deren verhärtetem Gemüthe nichts heilig war, deren höhnisches Lachen ihn im Innersten empörte.

Bald schimmerte ein helles Gewand über das Feld. „Unsere Gäste kommen! rief" der Rector, und sein jüngster Sohn lief seiner alten Freundin entgegen. Frau Birkenfeld und ihre Nichte betraten das Paradies. Die Begrüßung war auf beiden Seiten ungezwungen, fast herzlich, man schien stillschweigend übereingekommen, auf diesem Terrain weder sich zu verwundern, noch sich zu entschuldigen. Die heitre Miene sagte, daß man einander verstand. Fräulein Katharina Morbach, eine junge Dame von glänzender Erscheinung und in gewählter Sommertoilette, ging freundlich auf Eugenie zu, reichte ihr die Hand und begrüßte sie als eine Schulfreundin aus den Kinderzeiten. Daß lange Jahre

sie dann entfernt von einander gehalten, überging man. Die alte Freundschaft war unter Scherz und Lachen bald erneuert. Auch Wolfgang kannte Katharina Morbach aus Wintergesellschaften her, er war ihr, einer fleißigen Besucherin des Museums, auch in der Bildergalerie oft begegnet. Doch begrüßten beide sich ziemlich kühl und förmlich.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, liebe Frau," begann die alte Dame zur Wirthin, „daß ich so unverschämt bin, eine Kleinigkeit zum Pickenick zu bringen Ich weiß, meine klassischen jungen Freunde lieben dergleichen." Damit deckte sie einen Korb, wiederum voll der schönsten Früchte, ab, über deren reichliche Fülle dem jüngsten ihrer klassischen Freunde das Herz lachte.

„Eine gütige Fee!" sagte der Rector.

„Ja wohl, Fee — Fee Grobiane!" rief die Tante. „Gestern war ich Schlange im Paradiese, heute Fee? Wer weiß, ob ich morgen nicht für den leibhaftigen Satan gelte! — Uebriges habe ich heut Beine, und kann ein wenig spazieren." Damit erhob sie sich aus dem Rollstuhl, und nahm den Arm des Rectors, um nach dem Zelte zu hinken. Wilhelm trug ihr ein Fußkissen, Götz einen Shawl nach, sie dankte ihren „lieben Courmachern," und forderte ihre Lustigkeit heraus, wo sie konnte. Sie sprach ihre Anerkennung über das schöne Zelt aus, und wußte sich eine dauernde Stätte im Herzen der Jugend zu gründen. Nur auf Wolf-

gang warf sie nicht ganz günstige Blicke. Der ironische Zug in dem Gesicht des jungen Mannes mißfiel ihr, sie hielt ihn für verstockt, hochmüthig, eitel, und war bereits entschlossen, ihm gelegentlich ihre Meinung derb um den Kopf fliegen zu lassen. Die Ablehnung schien gegenseitig. Denn auch Wolfgang dachte sich von dieser Person nicht imponiren zu lassen, von der er bereits gehört hatte, daß die meisten Leute sich vor ihr fürchteten.

Hier jedoch machte sich die Fee Grobiane durchaus nicht furchtbar, sondern ließ guten Humor walten. Man nahm den Kaffee im Zelte, der Trompeter mußte bei der Bedienung helfen, Friederike wußte sich auf angenehmen Fuß mit ihm zu stellen, und so war man in der lustigsten Stimmung. Bald nahmen die älteren Damen ihr Strickzeug, die Mädchen ihre kleinen Stickereien zur Hand, die Männer (d. h. der Vater und Wolfgang) zündeten ihre Cigarren an, und man hatte nun einen langen schönen Nachmittag in der schwelenden Gluth der Hundstage, zwischen Kohl- und Rübenfeldern vor sich.

Diese Betrachtung schien sich auf Wolfgangs Gesicht auszusprechen. Allein an ein Stocken der Unterhaltung war nicht zu denken, wo der Rector Willmers sich in der Gesellschaft befand, der immer eine Anregung zu bringen wußte. Katharina's anmuthiges, und bei aller Weltbildung und Eleganz, doch weiblich an-

ziehendes Wesen gefiel ihm, und so suchte er sie aus sich hervor zu locken. Die junge Dame sprach zu ihm mit aller Unbefangenheit. Man kam auf einige neue Kunsterwerbungen des Museums, und von da auf besondere Geschmacksrichtungen. Katharina hatte ihre Lieblinge unter den Bildern, und erklärte ungescheut, daß es ihr gleich sei, ob diese zu den Meisterwerken gehörten, oder von geringerem Werthe wären.

Das wollte Wolfgang durchaus nicht gelten lassen. „Das Untergeordnete darf man nicht schätzen!“ rief er. „Man soll über seine Sinne und über sein Urtheil wachen, und sich nicht durch flüchtigen Reiz bestechen lassen. Jenes leidige Geltenlassen, und Haften an dem Kleinen, wenn das Große und Erhabene sich sichtbar daneben stellt, ist verderblich, ist ein Unrecht gegen die Kunst, die eine volle Hingebung beansprucht.“

„Man stellt doch in Museen das minder Große neben das Beste —“ entgegnete Katharina — „also giebt man dem Auge ein Recht, darauf zu haften. Und wenn ich neben dem Meisterwerk, das mich ergreift, auch an dem Kleinen noch etwas finde, was mich fesselt, warum soll ich mich dagegen verschließen? Ich habe nicht das Auge des Gelehrten, oder des Künstlers, ich sehe mit denen des Laien, der sich seinen Geschmack und seine Liebhabereien nicht nehmen läßt.“

„Das ist das Schlimmste, was man aussprechen kann!“ eiferte Wolfgang. „Liebhabereien, sogenannte

Steckenpferde, verderben den Geschmack, vernichten das Urtheil, führen zur Absurdität. Man soll das Gute und Schöne entweder zu schaffen, oder zu fördern, oder zu erkennen suchen. Wer es erkennt, wie kann der sich auf Seitenwege schleichen, um das Unbedeutende für sich in der Stille zu hegen?"

„Es ist nicht jeder fähig," meinte Katharina, „und nicht jeder berufen, das Bedeutende immer in seiner Alleinmacht zu fühlen, und es ist nicht Alles unbedeutend, was eine rigoristische Anschauung auf Seitenwege wirft."

„Recht so!" dachte die Tante und sah den Rigoristen stramm an.

„Unsereins ist auch gar nicht in der Lage," fiel Eugenie ein, „ein strenges Studium aus den Kunstwerken zu machen. Das ist Deine Sache, uns laß die Freude daran, wo wir sie finden, wenn sie nur auf dem Gebiete des Guten bleibt. Und das ist immer noch groß genug."

Katharina, froh, daß sie Unterstützung gefunden, fuhr fort: „Was sollte denn überhaupt aus der Kunst werden, wenn man überall und immer nur auf das Höchste warten wollte? Ist man in der Wissenschaft nicht auch zufrieden, wenn es nur Schritt für Schrit vorwärts geht? Die unermeßlichen Entdeckungen und Erfolge sind oft gar nicht so interessant, als der Weg dahin, mit allen seinen Stationen. Und im Leben ist

es auch nicht anders. Man fühlt nicht immer die höchste Genugthuung des Daseins, man freut sich auch der bescheidenen Stunde, wenn sie uns glücklich macht, und fragt nicht viel, ob sie auch auf der höchsten Region des Bildungsbewußtseins stehe."

Eugenie fiel ein: „Und Dein Eifern gegen Liebhabereien mag ich nun gar nicht theilen. Wer hat mehr künstlerische und wissenschaftliche Steckenpferde gehabt, als Göthe? Und doch hat er das Höchste geleistet, und Du kannst nicht behaupten, daß sein Geschmack oder sein Urtheil dadurch verdorben worden wären."

Wolfgang, der den Sturm der jungen Damen mit überlegenem Lächeln hatte ankommen lassen, entgegnete: „Du konntest kein besseres Beispiel für meine Behauptung wählen. Grade Göthe hat durch seine Zersplitterung in unzählige Liebhabereien sich in seinen bedeutendsten Werken beeinträchtigt, und in jenen nichts geleistet, was der Rede werth wäre."

Der Rector wiegte das Haupt, und hatte viel zu entgegnen, doch wollte er die Debatte der jungen Leute nicht unterbrechen, denn es interessirte ihn zu beobachten, wo man damit anlangen werde.

„Es ist wahr," fuhr Wolfgang fort, „die Natur, die in all ihrem Hervorbringen verschwenderisch ist, verleiht auch dem Menschen eine Menge Kräfte und Neigungen, die er nicht gebrauchen kann, ja, die er, wenn

er es könnte, nicht gebrauchen soll. Wir haben Talente zu allerlei. Wollten wir sie alle ausnutzen und verwerthen, so würden wir die festen Gesichtspunkte darüber verlieren, welche die strenge Regel unseres Lebens bilden müssen. Jene harmonische Ausbildung aller unsrer Fähigkeiten zur Einheit des schönen Menschen, wie sie jener große Dichter erstrebte und erreichte, um im Genuß der Bildung und der schönen Persönlichkeit aufzugehen, gestattet unsre Zeit nicht mehr. Wir haben größere und bestimmtere Aufgaben, in welchen wir selbst nicht mehr unser Endzweck sind, sondern die Entwickelung und Bethätigung der Gedanken unserer Zeit."

„Und was wird aus all den Kräften und Neigungen" — warf Katharina ein — „wenn wir sie nicht gebrauchen können und sollen? Sind sie uns für nichts gegeben? Dürfen wir nicht mehr zeichnen, singen, musiciren, wenn die Natur uns die Befähigung dazu gegeben? Wozu giebt die Natur so verschwenderisch, wie Sie sagen? Giebt denn die Natur überhaupt irgend etwas zwecklos und ziellos?"

„Die Kräfte werden freilich fortwährend entwickelt," sagte Wolfgang, „ihren Bedarf oder Verbrauch aber bestimmen die Verhältnisse, und in umfassenderem Sinne die Geschichte. Das vorige Jahrhundert kannte als höchstes Ziel nur die Bildung des Einzelnen, da durfte dann keine Kraft, Neigung und Liebhaberei un-

verwerthet bleiben. Unsre Zeit verlangt von dem Einzelnen nur eine Kraft, diejenige, welche für die Fortentwickelung der Menschheit etwas nützen kann. Alle übrigen Fähigkeiten und Neigungen müssen als nutzlose Blüthen abfallen, damit die eine, oder die wenigen Berufenen Früchte tragen können."

„Nun, dann laß nur gleich die ganze Kunst als nutzlose Blüthe mit abfallen!" rief Eugenie. „Denn der Fortschritt, von dem ich immer höre, will ja damit wenig zu thun haben!"

„Es wäre vielleicht kein so großer Schade, wenn Du die moderne Kunst meinst" — entgegnete Wolfgang. „Denn da sie keinen Styl und Zeitcharakter hat, ist sie kein Moment der Entwicklung, sondern bezeichnet nur den Stillstand.

„Und Du selbst, inmitten Deines Kunstgebietes" — fragte die Schwester — „wie stellst Du Dir Deine Aufgabe?"

„Die Wissenschaft ist nicht die Kunst. Jene entwickelt sich und schreitet fort, selbst wenn sie nur unzulängliche Erscheinungen auf ihrem Gebiet vorfände."

„Ich lasse es aber nicht gelten," warf Katharina ein, „weder daß die Kunst keinen Styl und Charakter mehr habe, noch daß man sie in ihrem jetzigen Standpunkt entbehren könne. Wird einmal, wie Sie sagen, die Kraft, das Talent dazu, von der Natur geschaffen, so hat es auch das Recht sich auszusprechen. Sie

wollen mit ihrer Theorie das Leben nüchtern und prosaisch machen!"

„Keineswegs!" rief Wolfgang. „Nur bewußtere Gesichtspunkte verlange ich und eifere gegen die sogenannten Liebhabereien. Denn auf diesen beruht unser ganzes modernes Kunstleben. Man hat keinen Zeitstyl, man baut gothisch, romanisch, griechisch, wie man eben Lust hat. Man malt realistisch und idealistisch, man schreibt in Prosa und Versen stylos, wiederholt und variirt alte Themata, ohne der Zeitliteratur eine bestimmte Richtung geben zu können. Schwankende Neigungen aber darf eine Zeit nicht haben, welch bewußt fortschreiten will."

„Darüber ließe sich viel hin und her streiten!" nahm jetzt der Rector das Wort. „Man kann in den Begriff des Fortschreitens nicht Alles zugleich einpacken, kann die Kunst, die Literatur, nicht ohne Weiteres vor denselben Wagen spannen, der die politische Zeitbewegung vorwärts zu bringen hat. Will man heutzutage in ihr nicht mehr die bewegliche Innerlichkeit, die sich in „schwankenden Neigungen" ausspricht, sondern eine starke Gesinnung und bewußte zeitgemäße Gesichtspunkte, so ist noch sehr die Frage, ob man damit weit kommen wird, wenn man das allein betont. Wie es Pedanten des Alten giebt, so hat auch der Fortschritt seine Philister, welche großthun mit ihrem Hinweis auf eine bestimmte Bahn, die die verschiedenen

Richtungen nehmen müssen. Obgleich ich selbst ein Schulmeister bin, sage ich, man soll seine Zeit nicht schulmeistern, weder die Zeit, noch die Kunst, noch sonst eine Ausdrucksform des Menschlichen, sondern soll ihm die Freiheit der Entwickelung lassen. Das Schöne ist nicht schön, damit es in Dienstbarkeit von irgend etwas treten solle, sondern um seiner selbst willen. Will man das rein Menschliche zu Gunsten anderer Gesichtspunkte aus der Kunst verschwinden lassen, was wird dann aus der Poesie, aus der Kunst überhaupt? Es ist damit nicht gesagt, daß bewußte Zeitstimmungen sich nicht auch tendenziös aussprechen sollen. Sie haben volles Recht dazu, allein im großen Ganzen sind sie dann auch nur Richtungen, über welche, nachdem sie sich ausgesprochen und gewirkt haben, das geistige Leben auch im Gebiete des Schönen auf seinem eignen Wege dahin geht. Lang aber wäre es, Deinen Eifer gegen Liebhabereien zu widerlegen — obgleich er überall zu widerlegen ist. Wie viel Sammlungen, die nur von Liebhabereien ausgingen, wie viel geistige Kraft, die verborgen und liebevoll sich an das Einzelne hingab, und scheinbar nur für ihre eignen Neigungen arbeitete, ist der Kunst und der Wissenschaft zu Gute gekommen, und hat somit für die Entwickelung der Menschheit gewirkt!"

„Es ist doch merkwürdig," begann Tante Birkenfeld plötzlich, welche das innerste Bedürfniß fühlte, sich

laut zu wundern; „es ist doch merkwürdig, daß wir hier auf freiem Felde, zwischen Kohlrüben und Salat sitzend, so gelehrte Gespräche führen!“ Das Bewußtsein dieser neuen und dabei ihr sehr zusagenden Situation war für sie so überraschend, daß sie ihr Strickzeug in den Schooß sinken ließ, und ihre Augen erstaunt im Kreise wandern ließ.

Wolfgang lachte laut auf. „Sehr richtig!“ rief er. „Auch das beruht auf Liebhaberei! Wir haben die Liebhaberei der Unbequemlichkeit und Unzweckmäßigkeit, und möglicherweise sind wir um den Beweis gar nicht verlegen, daß auch diese Neigung sich für die Entwickelung der Menschheit verwerthen läßt!“

Die alte Dame sah ihn mit einem strafenden Blicke an. Der Rector aber, diesen Seitenhieb seines Sohnes auf sich beruhen lassend, wendete sich lächelnd zu Frau Birkenfeld: „Sind unsere vier Wände, mit dem, was der Zufall in ihnen gesammelt hat, immer eine edlere Umgebung für den Austausch unserer Gedanken? Nicht in hochgebauten goldenen Hallen werden stets die besten Dinge gesagt. Dichter lieben es, geistreiche Gespräche auch in gewählter Umgebung vorzuführen — werden diese Gespräche dadurch erhöht? Ist nicht der Reiz des Gegensatzes an sich schon anziehend? Das Leben ist reich genug an solchen Gegensätzen, und wenn wir nicht undankbar sein wollen gegen das, was das Leben uns bietet, werden uns solche scheinbare Widersprüche

eher erfreuen als verletzen. Man kann sich auch die Prosa des Lebens poetisch machen, es kommt auf unsere Willfährigkeit und Bildsamkeit an. Man hüte sich nur vor dem Gefühl eigner Bedeutung, und überhebe sich nicht, anstatt den Verhältnissen Rechnung zu tragen."

Dieser kleine Stich hatte etwas Verletzendes für Wolfgang. „Es giebt denn doch Verhältnisse," rief er, „denen Rechnung zu tragen man nicht die Verpflichtung hat. Das Verwerfliche darf man nicht gelten lassen, das Thörichte nicht für vernünftig halten. Unsere Bildung giebt uns ein Vorrecht im Leben, giebt uns ein Recht, das Gemäße von unsern Umgebungen zu fordern. Die Bedeutung, die wir uns durch Studium und Wissen erworben haben, ist unser, sie erhebt uns über die alltägliche Prosa mit ihren Thorheiten, wir haben die Pflicht abzulehnen, was unser Geschmack und unser Urtheil verwirft."

Die alte Dame hatte ihn stramm angesehen, jetzt begann sie: „Herr Doctor, wenn ich Sonntags das wäre, was Sie sich Wochentags fühlen, dann wäre sogar ich was Apartes!"

Wolfgang schien befremdet, die Andern richteten überrascht ihre Blicke auf die Dame. Sie aber fuhr fort: „Ja, ich halte Sie für einen recht eitlen und eingebildeten jungen Herrn, und dabei für einen ganz rücksichtslosen Egoisten!" Der Angeredete hatte nicht

gewußt, daß die Reden der Dame oft das überraschend Schlagfertige einer Ohrfeige hatten. Die Wirkung war demgemäß. Hochroth vor Aerger saß Wolfgang da, empört über die Zurechtweisung in Gegenwart der ganzen Familie und Katharina's. Es war ihm das Unerhörte geschehen. Eine kurze Pause entstand, in welcher der Rector sich die Nase rieb, und die Ansicht verschwieg, daß der verehrungswürdige Gast nicht so ganz unrecht urtheile; während die Mutter, erschreckt, das Urtheil denn doch zu hart fand, und die jungen Damen ihre Augen krampfhaft auf die Stickereien geheftet hielten.

Der junge Mann suchte sich zu fassen. „Ich bin Ihnen — sehr verbunden!" sagte er mit bitterer Betonung.

„Das können Sie auch wirklich sein!" entgegnete die Fee Grobiane gemüthlich, indem sie ihre Stricknadeln wieder flott in Bewegung setzte. „Es freut mich, wenn Sie das einsehen. Man soll Jedem dankbar sein, der einem die Wahrheit sagt. Ich weiß zwar, was Sie denken. Sie denken: Das ist ja ein niederträchtiges altes Weib! Aber das thut nichts, und ich nehm es Ihnen nicht übel. Später werden Sie denken, die Frau hat nicht Unrecht gehabt. Man sagt mir zwar nach, ich sei eine verrückte Person — vielleicht bin ich es nur darum, weil ich den Leuten meine Ansicht kurzweg in's Gesicht sage, und aus meinem

Herzen keine Mördergrube mache. Also nichts für ungut! Ich werde mir noch öfter das Vergnügen machen, Ihnen meine Beobachtungen auszusprechen."

Die Situation hätte — trotz aller Gemüthlichkeit der Dame — eine peinliche Pause herbeigeführt, wenn nicht Torquato, der sich inzwischen mit dem Trompeter vergnügt hatte, herbei gekommen wäre, mit der Frage, ob denn das Obst nun nicht bald erscheine? — „Ja wohl, mein Freund!" rief die Tante. „Dieser Ruf der schönen Menschennatur ist berechtigt! Ich habe eine Birne im Korbe, die für Deine Bedürfnisse wie berechnet und die Dir besonders zugedacht ist." —

Bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft in kleinere Gruppen, um ein wenig auf den Feldwegen zu spazieren, da die Wege des Paradieses keinen genügenden Raum dafür boten. Katharina nahm Eugeniens Arm und führte sie unter heiterem Gespräch die Mohrübenfelder entlang, während Wolfgang, die Damen vermeidend, mit Götz und Wilhelm in entgegengesetzter Richtung zwischen den Kohlpflanzungen dahin ging. Er erzählte, um sich und seine jüngeren Brüder von dem fatalen Eindruck abzubringen, von den neuen Erwerbungen des Museums. Der Rector und seine Frau blieben aus Rücksicht für die alte Dame zurück, welche, obgleich sie heut „Beine hatte," doch nicht gut zu Fuße war. Sie lenkte das Gespräch auf Wolfgang, dem sie, trotz ihres Vorwurfs, nicht übel wollte. Und so

hörte sie denn von den Eltern, welch ein tüchtiger und strebsamer junger Mann er sei, und was er bei seiner Jugend doch schon geleistet habe. Der Vater gab zwar zu, daß viel von dem, was die Mutter als Verdienst betrachtete, dem guten Glück zu danken sei; daß er bei aller Vortrefflichkeit des Herzens auch viel Schroffheit besitze, und etwas von jener Unfehlbarkeit, welche sich in dem Bewußtsein von Glückskindern auszuprägen pflegt. Sie erfuhr, daß Wolfgang von früh auf Talent für verschiedene Künste gezeigt, welche ihn schwankend gehalten, welchem er sich ganz hingeben solle, bis er, nicht ohne entsagende Gewalt gegen sich selbst, die rein künstlerischen Bestrebungen aufgegeben, um der Wissenschaft zu leben. Diese Strenge gegen sich selbst, verbunden zugleich mit einem Gefühl der Entbehrung, ja dem Bedürfniß nach eigner productiver Leistung, welches er in sich bekämpfte, habe ihn scharf einseitig gemacht, wobei er, wie der Vater meinte, immer noch gegen sein eignes Fleisch wüthe, denn im Grunde sei es nicht so arg mit seinem künstlerisch-kritischen Rigorismus. Alles in Allem klang aus allen Mittheilungen die Hochachtung und das Lob des jungen Mannes hervor: Wie er ein guter Sohn, ein trefflicher Freund seiner jüngeren Brüder sei, ein Repräsentant der Familie Willmers, auf welchen sie stolz sei. — „So, so!" dachte Frau Birkenfeld. „Diesen Jüngling wollen wir uns doch näher betrachten, und noch etwas an seine

Erziehung zu wenden suchen!" Und sofort entwarf sie ihren pädagogischen Feldzugsplan. — „Mein gelehrter Freund," so wendete sie sich zu dem Rector, „haben Sie die Güte, mich in meinem Rollstuhl, den ich sogleich besteigen werde, zu dem jungen Doctor hinzuschieben, und mich dann mit ihm allein zu lassen. Ich habe ihn vielleicht beleidigt, und will ihm Genugthuung geben. Ueberdies merke ich der Hausfrau an, daß hier schon wieder gegessen werden soll. Also überlassen wir ihr das Reich."

Es geschah, wie sie wünschte. „Ich bitte um eine kleine Privataudienz, Herr Doctor!" begann sie zu Wolfgang, während der Vater mit den übrigen Söhnen davonschritt, und die jungen Damen einholte. Bald erscholl von der jungen Gesellschaft heller Chorgesang über das Feld. „So, mein junger Herr," sagte die alte Dame, „jetzt sind wir unter uns! Daran liegt Ihnen freilich nicht viel, aber das schadet nichts. Nicht wahr, Sie sind der Meinung, ich hätte Ihnen vorhin bitteres Unrecht gethan?"

„Vielleicht!" entgegnete Wolfgang hinter ihr, indem er sie vor sich her schob. „Ueberraschende Strafreden müssen verletzen, zumal in meinen Jahren und im Angesicht eines größeren Kreises, vor Allem in so rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen."

„Es war nur ein wohlverdienter Gegenhieb, mein Lieber, für Ihre eigne Rücksichtslosigkeit. Ich übernahm

die Vergeltung, da man Sie durch Geltenlassen in der Familie zu sehr verwöhnt hat. Sie eiferten gegen das leidige Geltenlassen, und erheben doch den Anspruch, daß man Sie mit Ihren Schroffheiten und Schrullen gelten lasse. Ist das consequent? Sie verlangen Rücksichten, und nehmen selbst keine. Ihr Eifern gegen Liebhabereien und thörichte Steckenpferde durfte nicht so weit gehen, Ihres Herrn Vaters paradiesische Schöpfung hier auf dem Felde so bitter und höhnisch anzugreifen. Ich bekenne, daß auch ich diese Anlagen fürchterlich und unbegreiflich fand, und mich noch immer darüber wundere. Aber die Menschen sind nun mal ein sonderbares Geschlecht, und ihre Eigenheiten oft erstaunlich. Bei den besten muß man sich meist durch eine dicke Schale von Unbegreiflichkeiten zu dem guten Kern hindurcharbeiten. Allein wie gräulich ich auch diesen Paradiesesgarten finde, so habe ich mich doch damit versöhnt, denn ich habe durch ihn eine Familie kennen gelernt, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. So kann einem auch der elendeste Ort werth und lieb werden, wenn man wackeren und tüchtigen Menschen dort begegnet. Nun, junger Herr, zu dieser Familie gehören Sie auch. Meine Nichte hat mir gestern Abend gleich viel Gutes von Ihnen erzählt. Sie sind auch befreundet mit unserem Lebrecht?"

Da Wolfgang hinter ihr ging, konnte sie das Erröthen, welches sein Gesicht bei den letzten Wendungen

überflog, nicht bemerken. „Lebrecht und ich waren einst Schulfreunde“ — entgegnete er, und sein Ton war merklich weicher, ja sogar ein wenig befangen — „und bis zu unserm gemeinsamen Abgang von der Schule war ich öfter auch im Hause seines Vaters.“

„Aha! drum auch!“ dachte die würdige Dame combinirend.

„Später führten die Lebenswege uns auseinander,“ fuhr Wolfgang fort. „Ich bezog die Universität, über Lebrecht, als das künftige Haupt seiner großen Fabrik, wurde von seinem Vater anders verfügt. Er mußte nach England, dann nach Amerika. Bei seiner Rückkehr war ich auf Reisen, in Italien, und so sahen wir uns lange nicht. Erst nach dem Tode seines Vaters begegneten wir einander wieder. Die Uebernahme so großer Geschäfte ließ ihm damals wenig Zeit für mich übrig. Unser Verkehr, obgleich der alten Herzlichkeit eingedenk, war kurz und flüchtig.“

„Ja, so rennt man um einander herum, und endlich nur einmal über den Weg!“ sagte Frau Birkenfeld. „Ich selbst kenne den Lebrecht fast gar nicht, habe ihn nur einmal als kleinen Jungen gesehen. Ich saß da oben an der Grenze, wo die Füchse sich gute Nacht sagen. Als ich hierher kam, war mein Herr Neffe auf einer großen Geschäftsreise, wiederum nach England, und jetzt wissen wir seit vier Wochen gar nicht, wo er steckt, und wann er sich wieder einfinden will. Was

ist er denn für eine Art von Mensch? Hat er was gelernt? Speculant und kalter Geschäftsstock? Oder vorwiegend reicher Genüßling und Dandy? Oder steckt was Tüchtiges in ihm?"

Wolfgang war in der Lage, auszusprechen, daß er von Lebrechts Charakter und Bildung sehr viel halte. Der junge Fabrikherr habe sich durch allerlei Bestrebungen und Interessen, die abseit seines geschäftlichen Weges lägen, geistig zu fördern und über die gewöhnliche Laufbahn zu erheben gewußt, er habe allerhand Pläne geäußert, sein Haus künftig zu einer Wohnung der Kunst und Bildung einzurichten. — „So sehr auch Beruf und Lebensaufgaben unsere Pfade getrennt haben," schloß Wolfgang, hoffe ich doch mit dem Schulfreunde das alte Verhältniß einst ungetrübt fortsetzen zu können."

Diese Darstellung nahm die Tante sehr ein, sowohl für den Neffen, wie für seinen Freund. „Rechten ließe sich doch mit Ihnen, Herr Doctor, daß Sie sich niemals in Lebrechts Familie haben wieder sehen lassen!"

Wolfgang schwieg. Die Dame aber fuhr fort: „Mein Bruder war freilich ein eigner Mann, und nicht zu Einladungen gestimmt. So hat auch meine Nichte ihre ersten Mädchenjahre ziemlich einsam und ohne viele Beziehungen verlebt. Aber das soll nun anders werden. Wir wollen Gesellschaft haben. Auch Sie werden uns besuchen. Ja so! — Sie sind ja ein Feind des

Dilettantenthums! Meine Nichte singt, spielt und zeichnet — na, da werden Sie wohl bald wieder davon laufen!"

„O! —" rief Wolfgang begütigend, und suchte nach einer Wendung, sich zu entschuldigen. „O! — ich bin weder so kritisch — noch so anmaßend, als Sie glauben!"

Die alte Dame lachte sich in's Fäustchen, ihn so klein beigeben zu hören, während er, leicht erröthend, sie vor sich her schob. Die Unterhaltung wurde nun ganz heiter, Wolfgang schien alle Beleidigung vergessen zu haben, und in recht cordialer Stimmung kamen sie bei der singenden Gesellschaft an. Götz erbat sich die Erlaubniß, den Bruder am Rollstuhl der Dame abzulösen, die ihm gern gegeben wurde.

Wolfgang und Katharina gingen darauf neben einander. Nach einer Pause begann er: „Sie haben heut ein Urtheil Ihrer Tante über meinen Charakter gehört, mein Fräulein. Sind Sie damit einverstanden?"

Katharina erhob ihre klaren Augen zu ihm und sagte, nicht ohne Schalkheit: „Meine Tante hat durch ihre Jahre und Lebenserfahrung den Vortheil einer schnelleren Erkenntniß der Menschen für sich, den ich entbehre."

„Aber Sie trauen dem Urtheil Ihrer Tante?"

„Wenn ich Achtung davor habe, so schließt das nicht aus, daß ich mir meine Weise des Urtheilens vorbehalte."

„Ich wäre doch sehr begierig zu hören —"

„O nicht doch!" lachte Katharina. „Ich, in meiner Unkenntniß der Menschen, brauche längere Zeit zur Prüfung."

„Ihre Tante hat die Güte gehabt, mich in Ihr Haus einzuladen. Geben auch Sie mir die Erlaubniß?"

Katharina verneigte sich. „Was soll ich machen? In früheren Jahren, wenn Sie Sonntags mit dem Lebrecht kamen, durfte die kleine Käthe zuweilen mitspielen, obgleich es wild genug herging. Später hatte unser Haus keinen Reiz mehr für Sie. Eingeladen würde ich Sie niemals haben, Herr Doctor!"

Wolfgang schien verlegen. „Ich werde mich recht sehr zusammen nehmen," begann er, „damit Ihre Prüfung meines Charakters günstiger ausfalle."

„Damit würden Sie ihn ja nur verhüllen. Wie soll ich prüfen, was mir verborgen wird?"

„So sprechen Sie also die Ueberzeugung aus, daß ich eitel und anmaßend sei?"

Katharina lachte. „Ich habe nichts gesagt, und habe nicht die Absicht, heut schon etwas darüber zu sagen."

„Was lacht Ihr und amüsirt Euch?" rief Eugenie herbeispringend. „Bitte, was gab es?"

„Ihr Herr Bruder kann es nicht erwarten," entgegnete Katharina heiter, „daß ich das Urtheil meiner Tante über ihn unterschreibe!"

„Zu Tische! zu Tische!“ so gellte jetzt Torquato's Heroldsruf über die Felder. Die Gruppen sammelten sich wieder im Paradiese. Man war sehr heiter, trennte sich spät, und versprach baldigen Gegenbesuch im Morbach'schen Landhause. —

Von diesem Tage an sahen sich die Familien Willmers und Morbach fast täglich, denn das Gefallen war gegenseitig. Der Rector und die Seinen hatten einen Nachmittag und Abend in dem schönen Morbach'schen Landhause und Park verlebt. Torquato begab sich gern schon des Morgens dahin, um von der Tante über Tische zurückbehalten zu werden, doch blieben die allgemeinen Zusammenkünfte vorwiegend im Paradiese. Wolfgang versäumte keinen Nachmittag, erhielt und nahm von der Tante manchen tapferen Ausputzer hin, ohne sich sonderlich verletzt zu fühlen. Oft war er seiner Schwester in Gesellschaft Katharina's schon Morgens im Museum begegnet. Denn Katharina holte ihre Freundin häufig im Wagen zu gemeinsamen Kunststudien ab. Ihr Wagen begann überhaupt zwischen der Wohnung des Rectors und dem Paradiese eine Rolle zu spielen, sehr zur Bequemlichkeit der wackern Hausfrau. Diese saß dann regelmäßig mit Tante Birkenfeld in dem Gehege von Tannenzweigen, meist in oder neben dem Sommerhause, während die jungen Damen für ihre Privatgespräche sich häufig ein anderes Plätzchen aussuchten, welches Götz und Wilhelm ihnen hergerichtet hatten.

Mit diesen beiden Jünglingen und dem jüngsten der Brüder stand nun die Tante auf dem intimsten Fuße. Sie hatte ihre Freude dran, den jugendlichen Uebermuth, die Keckheit, sogar die Unart ihrer Freunde herauszufordern, so daß diese, da sie etwas wagen durften, sich auch ungezwungen gegen sie gehen ließen. Trieben sie es dann etwas zu stark, so wollte sie sich ausschütten vor Lachen und schrie einmal über das andere: „Nein, diese Willmers'schen Jungen sind doch gräßlich ungezogenes Gelichter!“ — Die Mutter wurde zuweilen unruhig, fühlte sich durch den Vorwurf schlechter Erziehung getroffen und tadelte ihre Söhne. Dann begütigte die Tante: „Ruhig, Frauchen! Ich selbst bin dran schuld. Die Burschen sind gut und brav erzogen. Was sich neckt, das liebt sich, und ich bin einmal in Ihre junge Mannschaft vernarrt.“

Aber was war nur mit dem Rector vorgegangen, daß er die Frauen häufig so lange auf seine Gesellschaft warten ließ? „Wo bleibt denn heut wieder mein gelehrter Freund?“ fragte Frau Birkenfeld oft, während die Hausfrau mit einem leisen Seufzer nach dem Feldwege blickte, auf welchem er kommen sollte. Er kam wohl, aber nicht mehr so harmlos vergnügt wie sonst.

Er hatte seine Arbeiten im Paradiese eingestellt. Zwar die Söhne, Götz und Wilhelm, zogen jeden Morgen — ihr Butterbrod in der Tasche, ihre Bücher unter dem Arm — nach dem „Garten,“ um daselbst

an ihren Ferienarbeiten thätig zu sein. Zur Erholung gaben sie sich dann eifrig daran, die Gartenanlagen zu erweitern. Der Boden wurde in Felder abgesteckt, und Wege zum Lustwandeln angelegt. Die Felder erhielten eine Einfassung durch Bruchstücke von alten Ziegelsteinen und kleinen Tannenreisern, und künstliche Figuren von Linien und Sternen, aus lauter Geräthschaften, die man im Schutt gefunden, gaben Kunde von der immer thätigen Phantasie und kindlich zufriedenen Geschmacksrichtung der jungen Künstler. Die Anlage, aus der Vogelperspective gesehen, mußte jetzt den Eindruck einer unregelmäßigen Marzipantorte machen. Wenn aber die Söhne dem Vater das immer neue Wachsen ihrer Schöpfung zeigten, hatte er nur noch ein Lächeln und Kopfschütteln. Was er selbst mit ganzem Herzen begonnen, erschien ihm jetzt kindisch, abgeschmackt, er schämte sich, und begriff nicht, wie er sich mit solchen Spielereien habe befassen können! So überblicken wir oft unsere Werke! Mit Freude begonnen, mit holder Genugthuung fortgeführt und zum Abschluß gebracht, überkommt uns, im Vergleich mit Vollendeterem, plötzlich Beschämung über uns selbst. Wir sind fertig mit der Verirrung oder dem Spiel unserer Phantasie, und stehen befremdet, wenn wir sehen, wie Andere unsern Spuren folgen, um den Irrthum zu erweitern und auszubauen. Ja, wenn es nur auch immer eine so harmlose Schule

des Irrthums wäre, die wir gegründet oder verschuldet!

Der erste Besuch im Morbach'schen Garten, mit seiner Blumenpracht und seinen schattigen Baumgängen, hatte dem Rector Willmers die Freude an der eigenen Schöpfung verdorben. Gleichwohl hatte er diese niemals überschätzt, er wußte, was er trieb, allein er war an jenem Einweihungstage zu einem Abschluß gelangt, und nun zog ihn die Culturarbeit in der Paradieseswüste nicht länger an. Selbst in der Hoffnung, seine gelehrte Ferienarbeit hier zu fördern, sah er sich getäuscht. Nur einmal war er mit den Söhnen, die Bücher gleich ihnen unter dem Arm, hinausgewandert, allein es fand sich, daß hier eigentlich Alles fehlte, was er brauchte. Jetzt war der Aeschylus nicht zur Hand, in dem er rasch eine Stelle nachschlagen wollte; jetzt fehlte zur Vergleichung nur weniger Worte der Pausanias; wie war doch die Wendung im Hesiod? — und dann, in der Odyssee waren ja auch Beispiele — über den ganzen Mythus, mit dem er sich beschäftigte, gingen ihm plötzlich ganz neue Gesichtspunkte auf. Und nun saß er ohne alles Material in einer Bretterbude auf freiem Felde, und ärgerte sich dazu über eine zudringliche Wespe, welche angelockt durch das Butterbrod auf dem Tische, ihm unablässig um die Nase summte. Das ging doch nicht länger! Seine gelehrte Arbeit konnte er allein zu Hause machen, so

viel stand fest, und so versenkte er sich daheim in seine Studien und überließ das Paradies seiner Familie. Es war ein merkwürdiger Umschwung vor sich gegangen. Er selbst hatte nicht nur keine Freude mehr daran, er fand es sogar oft recht unbequem, grade diesen häßlichen Spaziergang, und nicht einen hübscheren machen zu sollen; während seinem Sohne Wolfgang das Paradies, welches er einst so arg verspottet, jetzt sehr angenehm und unterhaltend erschien und sogar die Hausfrau Gesichtspunkte fand, unter welchen der Aufenthalt im „Garten" wirklich ersprießlich sein konnte.

Gleichwohl machte der guten Frau die veränderte Stimmung des Mannes einige Sorgen. Sie merkte, daß seine gelehrte Arbeit nicht nach Wunsche fördern wollte, da der Plan dazu sich unter der Feder umfassender gestaltet habe, und neue Vorstudien verlange. Sie brachte leise den Reiseplan des Gatten wieder in Anregung. Noch war es Zeit, das Reisegeld zwar angegriffen, allein für eine gemäßigte Ausdehnung noch ausreichend. Der Rector wollte nichts davon wissen. Die gelehrte Arbeit stand noch vor seinem Geiste, die Vorstudien konnten während der Ferien noch erledigt werden.

So verging die Hälfte der Ferientage. Frau Willmers theilte der alten Freundin ihre Sorge mit, und beide Frauen sannen und rathschlagten, wie sie dem Manne auch die gelehrte Arbeit verleiden und ihn noch

zur Erholung in's Weite schicken könnten. Auch sprach Frau Birkenfeld häufig über einen Verkauf des Paradieses, und wollte nicht daran glauben, daß sich kein Käufer dafür finden werde.

Es war unter der schönen Veranda des Morbach'schen Hauses, als die Frauen auch wieder ihr Gespräch über einen möglichen Verkauf hin und wieder gehen ließen. Die Familie Willmers hatte sich bereitwillig finden lassen, schon zum Kaffee zu erscheinen, der Rector wollte zum Abend nachkommen. Die Jugend war im Gartensaal am Flügel, und Gesänge, Duo's und Gelächter scholl durch die geöffneten Thüren. Denn wenn sich Katharina auch anfangs geweigert hatte, vor Wolfgang's Ohren ihre „Dilettantenstimme" hören zu lassen, so war man darüber längst hinaus.

Wolfgang ließ es sich nicht nur gefallen, er bat, er flehte darum, er begleitete dann ihren Gesang und die Duo's der jungen Damen, er sang endlich auch, er war völlig zum Renegaten seines Rigorismus geworden.

„Hören Sie nur, Frauchen!" begann die Tante. „Jetzt singt ihr junger Doctor mit meiner Käthe! Es klingt gut zusammen. Ich denke, Sie und ich brauchen nichts hinzu zu thun, damit die beiden einmal — was ist, Trompeter?"

So unterbrach sie sich, zu ihrem Diener gewendet, dem sie ein für allemal diesen Namen gegeben hatte,

während Frau Willmers lächelnd ihre Augen nach der andern Seite schweifen ließ. — Der Justizrath Schlickmann sei da, entgegnete der Trompeter, und wünsche die Frau Birkenfeld zu sprechen. — „Der ist da?“ rief die alte Dame. „Verzeihen Sie, Frauchen, mit dem habe ich eine Privatsache zu besprechen. In mein Zimmer, Trompeter!“

Da sie im Hause meist genügend „Beine hatte,“ um sich selbständig zu bewegen, begab sie sich in ihre Gemächer, während Frau Willmers sich zu der musicirenden Jugend gesellte. Im Gartensaal ging eben zwischen Katharina und Eugenie das Briefduett aus dem Figaro in Scene, begleitet von Wolfgang, und darauf sang dieser als Graf Almaviva mit Käthe als Susanna „so lang hab ich geschmachtet.“ Die Mutter hatte ihren Sohn im Leben nicht so heiter und angeregt gesehen, lächelte vergnügt, und strickte allerlei hübsche Gedanken in ihre Maschen hinein.

Das dauerte wohl eine halbe Stunde. Währenddem hatte Frau Birkenfeld ihre Conferenz mit dem Justizrath. Sie begleitete ihn bis an die Thür, wo sie ihm einen bedeutsamen Wink gab, und ihn verabschiedete. Vor der Thür stand ihr Rollstuhl. Sie rief nach dem Diener. Aber der Trompeter war nicht aufzutreiben. „Torkelchen, mein Liebling,“ sagte sie zu ihrem jüngsten Freunde, der sich da herumtrieb, „Torkelchen willst Du einmal recht geschickt

sein, und mich statt des Trompeters nach dem Paradiese fahren?"

Torquato meinte, es sei ja Niemand daselbst anzutreffen. „Das thut nichts, mein Schatz, ich habe nothwendig da zu thun. Wenn Du es gut machst, schenke ich Dir etwas sehr Schönes! Schnell, schnell, mein Junge!" Mit diesen Worten bestieg sie ihren Rollstuhl, und schien Eile zu haben, unbemerkt davon zu kommen. Torquato war bereit. Er schob sie aus Leibeskräften durch den Park, ja er nahm ihre Mahnung zur Eile so wörtlich, daß er mit ihr in wahre Carriere gerieth. Die Dame, zwischen Angst und Lachen, bat himmelhoch, die gefährliche Hast zu mäßigen, und sah sich jeden Augenblick schon im Grase liegen. Da tauchte in der Seele Torquato's, der da wußte, daß er sich etwas erlauben durfte, ein ausgezeichnet ansprechender Plan zu einem Scherze auf. Im Galopp sauste er mit der vor Angst fast schreienden Tante über die Grenze des Parks, noch eine kurze Strecke auf dem Feldwege hin, und dann plötzlich quer in ein großes grünes Mohrübenfeld hinein. Hier ließ er die Dame stehn, und sprang davon. Als sie zu Athem kam und sich scheltend umsah, fand sie sich allein, hülflos ausgesetzt, mitten unter herzlosen Gemüsebeeten. Es war eine Situation, noch schlimmer, als jene, da ihr der Trompeter zuerst das Bild der Rose vorgeblasen hatte. Sie rief und zeterte, sie klagte zu den Wolken hinauf: „Nein,

diese Willmers'schen Jungen sind doch gräßlich ungezogenes Gelichter!" Sie lachte dazwischen, denn sie hatte Verständniß für den Humor ihrer unglücklichen Lage, und rief immer wieder vergeblich den Namen ihres treulosen Führers. „Was fang' ich jetzt an?" dachte sie endlich. „Nach dem Paradiese kann ich nicht hinüber. Ich muß abwarten, bis ich den Justizrath drüben erblicke, und ihm ein Zeichen geben, vielleicht bemerkt er's." Während sie so saß und wartete, machte sie die Beobachtung, daß — die Mohrüben auf diesem Felde wirklich recht schön stünden!

Nun giebt es eine Parabel von sehr sinnreichem Inhalt. Ein Mann fällt in einen tiefen Brunnen. Aber mitten im Fall weiß er sich an ein wildes Gestrüpp, das da in den Steinfugen wuchert, fest zu halten und bleibt hangen. Unter ihm die Tiefe des Brunnens, aus welchem ein Drache nach ihm empor schnappt, über ihm ein wildes Raubthier, das sich über den Rand des Brunnens bückt, während eine Maus an den Wurzeln des Gestrüppes nagt, und so seinen einzigen Halt zu vernichten droht. In dieser Todesgefahr von allen Seiten erblickt der Mann ein paar saftige Beeren an dem Gesträuch, und folgt auch da noch seinem Gelüst, davon zu naschen. In nicht unähnlicher Lage befand sich die hülflose, der Einsamkeit preisgegebene Tante. Nur daß statt des fehlenden Drachen und des Raubthiers, Torquato und der Justizrath — auch

nicht da waren. Und in dieser Situation überkam sie die Versuchung, die hier sehr schön gedeihenden Mohrüben zu prüfen. Sie bückte sich nieder, zog und rüttelte an einer Staude — sie mußte sich lange daran abarbeiten, denn die Wurzel saß fest — und zog endlich ein riesiges Prachtexemplar einer gelben Rübe aus dem Boden. Mit Erstaunen betrachtete sie es.

Da gellte ein Pfiff über das Feld. Erschrocken fuhr sie auf. Ein Mann kam auf sie zugeschritten. War er denn plötzlich aus der Erde gewachsen, daß sie ihn nicht früher bemerkte? Er kam vom Paradiese her, aber der Justizrath konnte es nicht sein. Denn der eilig näher Kommende war jung, schlank und hochgewachsen, der Justizrath ein dicker, behäbiger Herr. Himmel! Jetzt dämmerte es ihr. Es war der Besitzer des Mohrübenfeldes, welches sie beraubt hatte! Er kam, um sie zu pfänden! Welche Schmach! Sie hatte sich bei einem Rübendiebstahl ertappen lassen! Denn anders war die Situation gar nicht zu fassen. Jener Pfiff deutete darauf hin — Torquato konnte doch nicht gepfiffen haben, er war ja nirgends zu sehn! Ja, ja, der fremde Mann mußte der Eigenthümer des Rübenfeldes sein, und er kam nun, um sie auszupfänden!

„Mein Herr!“ schrie sie ihm in ihrer Gewissensangst entgegen, „Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich hier habe Rüben stehlen wollen! Ich bin die Frau Forstmeister Birkenfeld, Schwester des verstor-

benen Fabrikherrn Morbach — ich habe nur prüfen wollen —"

„Oho, Madame!" unterbrach sie der Unbekannte, „das sind leere Ausreden! Ich habe Sie bei den Rüben ertappt, und verlange Schadenersatz. Wer weiß, wie viel Rüben Sie auf diese Weise schon bei Seite gebracht haben? Ob Sie nicht heimlich einen Handel damit treiben?"

„Gott im Himmel!" rief die Tante. „Ich treibe keinen Rübenhandel, ich sage Ihnen ja, wer ich bin! Wie kann ein so junger Mann einer anständig aussehenden alten Frau dergleichen auf den Kopf zusagen? Hören Sie doch nur, wie ich ohne meinen Willen an Ort und Stelle gelangt bin!"

Der Fremde war wirklich nicht nur ein junger Mann, sondern ein sehr eleganter junger Herr mit einem hübschen Schnurbart, und sah eigentlich nicht aus, als bekümmere er sich sonst viel um gestohlene Rüben. Das leuchtete der Tante mittlerweile auch ein, während sie ihm die perfide Art und Weise erzählte, mit der man sie hier ausgesetzt hatte. „Uebrigens, mein Herr" — fuhr sie fort — „haben Sie sich erst als der Eigenthümer dieses Feldes zu legitimiren! Trauen Sie mir nicht, so traue ich Ihnen eben so wenig, und spreche Ihnen das Recht ab, Schadenersatz zu verlangen."

„Das ist kühn, Madame!" rief der Fremde. „Ich

bewundre die Entschlossenheit, mit der Sie mir entgegnen, während Sie doch einsehen müssen, daß ich Sie ohne Umstände von hier entführen könnte, um Sie, als meine Beute, durch die Welt zu schleppen!"

„Entführung?" schrie die Dame laut auf. „Das fehlte mir noch! Herr, ich würde einen solchen Mordspectakel machen, daß Ihnen die Entführungslust vergehen sollte! Jetzt aber nehmen Sie Vernunft an, und bringen Sie mich nach Hause. Dort können wir besser unterhandeln als hier. Wer Sie auch sein mögen, so viel Respect müssen Sie als anständiger Mensch haben, um einer wehrlosen alten Frau zu helfen, selbst wenn Sie sie für schuldig halten. Ohne Umstände, fassen Sie mein Fahrzeug an, daß wir nur aus diesen verwünschten Rüben kommen! Ich werde Ihnen den Weg durch den Park angeben."

Der Fremde hatte bereits angefaßt, wendete den Rollstuhl, und zeigte sich durchaus vertraut mit der Richtung, die er zu nehmen hatte. Weder er noch die Dame bemerkten, wie aus dem Gebüsch am Rande des Parks die Gestalt Torquato's auftauchte, und ihnen mit sehr verblüfftem Gesicht über die Wendung seines Scherzes, langsam nachfolgte. Der Fremde unterhielt sich jetzt sehr höflich, konnte es zu ihrem Aerger aber nicht lassen, fortwährend auf Mohrüben und Diebstahl anzuspielen.

„Uebrigens, mein Herr!" unterbrach sie ihn, „ist

es noch sehr die Frage, ob ich nicht ganz in meinem Rechte war, und die Rüben von unserm eignen Grund und Boden genommen habe. Mir fällt ein, daß das Haus Morbach hier herum Besitzungen hat. Ich kenne sie nicht, aber —"

Gespräch und Lachen unterbrachen ihre Rede. Durch einen Seitengang des Parks kam die ganze Gesellschaft aus dem Landhause geschritten, vermehrt durch den Rector Willmers, der inzwischen erschienen war. Man hatte sich aufgemacht, um die verschwundene Tante zu suchen.

„Lebrecht!" rief Katharina mit heller Freudenstimme, indem sie den Fremden hinter dem Rollstuhl der Tante erblickte, und kam mit offenen Armen auf ihn zugesprungen.

„Lebrecht Morbach!" rief auch Wolfgang. „Wahrhaftig, er ist es!"

„Unser neuer Weltenfahrer, unser verschollener Odysseus Lebrecht Morbach!" rief auch der Rector, während Eugenie Willmers lächelnd und leise erröthend den Ankommenden betrachtete.

Lebrecht umarmte seine Schwester, schüttelte dem Schulfreunde und dem einstigen Erzieher die Hände, wobei es in einem Kreuzfeuer von Fragen ziemlich geräuschvoll herging.

Die Tante saß einen Augenblick mit offnem Munde vor Erstaunen. Dann erhob sie sich und stieg aus

ihrem Fahrzeug. „Was?" — begann sie in gedehntem Tone. „Das ist der Lebrecht? O Du heilloser Schlingel!" Sie versetzte ihm einen Schlag auf die Schulter, und zwar mit jener Mohrübe, die sie krampfhaft in den Händen festgehalten hatte. Das Abenteuer wurde erzählt und belacht (obgleich es Torquato eine väterliche Ohrfeige eintrug nebst Aussicht auf noch empfindlichere Strafe) und vergnügt kehrte die Gesellschaft nach dem Gartensaal zurück. —

Lebrecht war Mittags von seiner Reise zurückgekehrt, und auf die Nachricht, die er in der Stadt empfing, daß seine Damen eher in dem Garten des Rector Willmers im Paradiese anzutreffen sein würden, als in ihrem Landhause, hatte er den Weg nach dem Paradiese, und so die staunenswerthe Ansiedlung seines Lehrers in Augenschein genommen. Staunenswerth genug war ihm die Kunde schon gewesen, wie der Rector in den Besitz dieses Grundstückes gelangt sei, und so, zwischen Betrübniß, humoristischer Anwandlung und guten Vorsätzen, war er von dem heut einsamen Paradiese über Feld nach dem Landhause geschritten. Nun gab es, inmitten der Freude des Wiedersehens viel Neckereien mit der Tante (die er gleich erkannt hatte), Neckereien, die nur um so belustigender waren, als der Tante, welche wirklich auf geheimen Wegen gewesen, immer etwas zu verschweigen übrig blieb. Sie hatte eine Unterredung mit einem

Justizrath gehabt, hatte sich dann durch Torquato zum Stelldichein fahren lassen — (wie unsittlich! Ein Kind zu solchen Dingen zu verleiten.) — Das waren sehr gravirende Umstände! Man lachte über ihre Vertheidigung, über die Widersprüche, in die sie sich verwickelte, und ging in heiterer Stimmung zu Tische.

Doch blieb Einer heut von der Abendtafel ausgeschlossen, nämlich Torquato. Sein Vater hatte ihm einen Platz außerhalb des Gartensaals angewiesen, als Strafe für seinen verbrecherisch-phantastischen Scherz. Für ein Gemüth, wie das Torquato's, war die Strafe allerdings empfindlich. Doch schien er sie, wenn nicht stoisch, doch mit einiger Verstocktheit zu tragen. — Tante Birkenfeld war außer sich, daß sie die Ursache seines Fastens sein sollte, und bat vergeblich um Verzeihung für den Sünder. Sie nahm endlich zur Heimlichkeit ihre Zuflucht. Aber der Trompeter, der ihm etwas zustecken sollte, wurde rechtzeitig von dem Vater entdeckt, und zurückgehalten. So saß Torquato draußen, hoffnungslos, butterbrodlos, bratenlos, obstlos, und, was das Schlimmste war, vielleicht sogar reuelos und gewissenlos!

Noch an demselben Abend und während der Gesellschaft erzählte der Rector seiner Frau von einem Briefe, den er Nachmittags erhalten. Ein alter philologischer Genosse und Freund, ebenfalls Rector in einem Städtchen Thüringens, lud ihn zu einer kleinen

pädagogischen Versammlung ein, und bat dringend um den Besuch in seinem Hause. Einige interessante Fragen sollten in Berathung kommen, alte Freundschaften erneuert werden, die schöne thüringische Gegend lud zur angenehmsten Erholung ein. Es war nur ein kleiner Ausflug, aber er versprach genußreich und zugleich lehrreich zu werden. — „Franz!“ rief die Hausfrau. „Kannst Du noch zögern? Ich nehme an, Du bist schon entschlossen! Du packst heut noch auf, und reisest morgen, nicht wahr?“

„Was giebt es denn da?“ fragte Frau Birkenfeld. Die Freundin machte ihr schnell Mittheilung, und rief ihre Hülfe an, den Mann auf den Weg zu bringen. — „Es ist keine Frage mehr, Sie reisen!“ rief die Tante. „Aeschylus und Hesiod laufen Ihnen nicht davon, wohl aber die Ferien. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Der Rector entschloß sich wirklich, schon morgen zu reisen, sehr zur Freude seiner Frau. Es kostete ihn keinen Kampf mehr, weder sein Paradies, noch seine gelehrten Vorarbeiten zu verlassen. —

Als die Familie sich entfernt hatte, und Lebrecht mit der Schwester und der Tante allein saß, wurde nochmals über das sonderbare Vermächtniß des alten Morbach gesprochen. „Wir können das nicht auf uns sitzen lassen,“ begann Lebrecht. „Wenn ich nur wüßte, wie man meinem guten alten Lehrer etwas Besseres dafür bieten könnte!“

„Nun, das findet sich wohl!“ meinte die Tante, während Katharina erröthete, und sich etwas im Zimmer zu schaffen machte. Man sprach eine Weile von andern Dingen, und freute sich der Aussichten und Pläne künftigen angenehmen Beisammenlebens.

Dann wiederum begann Lebrecht. „Hätte ich doch niemals gedacht, daß die kleine Eugenie Willmers ein so anmuthiges und hübsches Mädchen werden würde!“

„Meinst Du?“ warf die Tante leicht hin.

„Sie scheint auch klug und unterrichtet zu sein. Was sie sagt ist allerliebst verständig und dabei doch kindlich mädchenhaft. Man kann sich's denken — der Vater ist ein gelehrter, geistvoller Mann und bei alledem ein naiv kindliches Gemüth. Die Mutter eine kluge praktische Hausfrau — sie hat, seit ich keine eigne Mutter mehr hatte, manchen kräftigen Ausputzer an meine Erziehung gewendet. Dafür bin ich ihr den Dank noch schuldig. Du bist befreundet mit der Eugenie, liebe Käthe? Du mußt ihren Charakter kennen. Ist sie so gut, als sie hübsch ist?“

Katharina lächelte und wollte das Lob ihrer Freundin singen, die Tante aber schnitt ihr das Wort ab. „Ach was, hübsch! hübsch finde ich das Mädchen nun gar nicht!“

„Was?“ rief Lebrecht und trat mit Eifer für Eugeniens Schönheit ein. Das wollte die Tante grade. Ihr Einwurf sollte seine Opposition hervorlocken, und

damit gelang es ihr vortrefflich. Inzwischen war er doch vorsichtig genug, nicht zu weit zu gehen, und eigentlich wurmte es ihn nachher ein wenig, daß er überhaupt so weit gegangen als er wirklich gegangen. —

Der Rector Willmers war also verreist, sein Paradies aber darum nicht durchaus vereinsamt. Denn wenn auch die beiden Familien, die sich fortan fast täglich sahen, es vorzogen, ihre Zusammenkünfte in das benachbarte, unzweifelhaft angenehmere Morbach'sche Gebiet zu verlegen, so waren doch die jüngeren Söhne des Rectors immer geschäftig im Paradiese, und suchten die Achtung vor dem Familieneigenthum zu wahren.

So wenig Katharina und Eugenie die immer wachsende Schöpfung der jungen Künstler mit ihrer eignen Geschmacksrichtung vereinigen konnten, so thaten sie ihnen doch den Gefallen einmal aus dem Park herüber zu kommen, und ein besonders schön gelungenes Stück Mosaik zu bewundern. Und einmal an Ort und Stelle setzten sie sich nieder, und verweilten längere Zeit in ungestörtem Gespräch. Sie waren jetzt Freundinnen, und hatten manche Vertrauenssache schon durchgesprochen. Doch trug jede vor der Freundin ein Geheimniß, welches sich gar zu gern vertrauensvoll verrathen hätte und doch nicht recht über die Lippen wollte. Hier nun auf diesem paradiesischen Boden schienen beide Geheimnisse plötzlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu üben. Katharina begann plötzlich von

ihrem Bruder Lebrecht zu reden. Sie erröthete dabei und bemerkte, wie sich auch über Eugeniens Antlitz ein lebhafteres Roth ergoß. Sie erzählte, wie gern Lebrecht sich der Jahre im Willmers'schen Hause erinnere, wie hoch er Eugeniens Eltern schätze, und wie er eine Menge Geschichtchen selbst von der damals noch kleinen Eugenie im Gedächtniß behalten habe. Und dann verhehlte Katharina nicht, daß sie ihren Bruder von Charakter und Gemüth für einen ganz ausgezeichneten jungen Mann halte, und wie sie ihn einst so glücklich wünsche, wie er es verdiene.

Und Eugenie, welche mit gesenkten Augen zugehört, nahm darauf mit einiger Befangenheit das Wort, und sprach ihre Freude aus, daß Lebrecht und ihr Bruder Wolfgang die alte Jugendfreundschaft erneuert hatten. Auch habe sich Wolfgang sehr zu seinem Vortheil verändert. Er sei nicht mehr so absprechend, sondern merkwürdig duldsam gegen fremde Ansichten, er sei viel bescheidener, freundlicher, herzlicher geworden, und sie halte ihn jetzt für einen wirklich liebenswürdigen jungen Mann.

In diesem Augenblick trafen die Augen der Freundinnen einander. Und plötzlich umarmten sich die beiden jungen Damen stürmisch, erröthend, halb lachend, halb verlegen, und hatten sich ohne deutlichere Erklärung verstanden.

„Mädchen müssen sich doch immer umarmen und

küssen!“ sagte Wilhelm, welcher alte Ziegelsteine für neues Mosaik zerklopfte, zu seinem Bruder Götz. Und Götz blickte nach der bezeichneten Richtung hin, und gab zu erkennen, daß er auch seinerseits dergleichen Zärtlichkeiten recht abgeschmackt finde. —

Ein andermal, Abends nach einem heißen Tage, trafen Lebrecht und Wolfgang Arm in Arm im Paradiese ein. Sie kamen aus dem Landhause, und hatten es vorgezogen, anstatt der immer belebten, staubigen Hauptstraße diesen Weg nach der Stadt zu nehmen, obgleich er etwas weiter war. Auch sie ließen sich auf dem Bänkchen der jungen Damen nieder — denn es war Mondschein, und beide brachten aus der Gesellschaft ein zur Mittheilung geneigtes Herz mit. Sie fingen von der Zukunft an — ganz im Gegensatz zu den jungen Damen, welche mit der Vergangenheit begonnen hatten — und sprachen sehr solide Grundsätze aus über Wirken und Streben, öffentliches und häusliches Leben. Jeder billigte durchaus die Ansichten des Andern, und da es bei diesem Einverständniß nichts zu opponiren gab, versanken beide in Schweigen und hingen ihren Gedanken nach. Allein einige Minuten darauf belebten sich beide wieder, und plötzlich begannen sie wie aus Einem Munde: „Deine Schwester —“

Sie stutzten und lachten laut auf, um dann in rauschender Unterhaltung Arm in Arm nach der Stadt zurück zu kehren. —

Und wieder ein andermal, wenige Tage vor dem Schluß der Ferien — der Vater sollte Abends heimkehren — waren Götz und Wilhelm allein im Paradiese beschäftigt. Da näherte sich eine Gruppe von Herren, welche die Ansiedlung ohne Anfrage betraten, lachend drüber hinblickten, und dann unter sich von „Abschätzung" sprachen, und einer „Linie," die in dieser Richtung „durchgehen" sollte. Einer von den Herren, welcher mit dem Titel Justizrath angesprochen wurde, redete viel von „Bodenwerth" und nannte allerlei verwirrende Zahlen. — Götz ging endlich einige Schritte auf die Eindringlinge zu, ihn befremdete die Rücksichtslosigkeit, mit der die Unbekannten sich auf diesem Privateigenthum betrugen. Denn sie nahmen sogar im Sommerhause Platz, und sprachen dort weiter, ohne auch nur im Geringsten auf die beiden Jünglinge zu achten. Diese waren freilich in Hemdärmeln und mochten vielleicht nicht ganz den Eindruck machen, als habe man sich ihnen, als den Besitzern des Paradieses, besonders vorzustellen. Dem wackeren Götz aber ging die Zwanglosigkeit der Fremden in seinem Garten zu weit. Er trat mit Entschlossenheit vor sie und fragte: „Was wünschen die Herren hier?"

„Bleib' Er bei seiner Arbeit und störe Er uns nicht!" rief eine Stimme.

„Ich habe das Recht zu fragen!" entgegnete Götz mit gehobenem Tone. „Sie befinden sich

in dem Garten meines Vaters, des Rector Willmers!"

„Ah so!" rief der Justizrath. „Sie sind der Sohn? Um Vergebung, junger Herr, daß wir so ohne Umstände Platz nehmen, aber es ist heiß."

Götz verneigte sich jetzt höflich. Der Justizrath aber fuhr fort: „Sie haben wohl diese künstlerische Ansiedlung selbst geschaffen? Schade, daß die nun auch zu Grunde gehen muß!" Der Justizrath lächelte dabei spöttisch genug.

„Zu Grunde gehen?" fragte Götz verwundert. „Wie so?"

„Nun, wissen Sie denn nicht? Die neue Eisenbahn wird diese Richtung nehmen, und vermuthlich Ihren Garten grade durchschneiden."

„Die Eisenbahn?" Götz schien zu erstarren. „Und dies wird Alles zerstört?"

„Nun, trösten Sie sich!" lachte der Justizrath, „es wird noch mancher andere Garten zerstört werden!" Er wandte sich zu den Herren zurück.

Götz aber sprang auf Wilhelm zu, der in der Entfernung harrte, um ihm die befremdliche Nachricht mitzutheilen. Die beiden Jünglinge waren so bestürzt, daß sie nicht vermochten auch nur die Hand an ihre Erdarbeit wieder anzulegen. Denn im Geiste sahen sie, wie schon morgen andre Arbeiter mit Schaufeln und Karren anrückten, um die ganze Schöpfung ihrer

Ferien, die ihnen lieb geworden, zu durchwühlen und um und um zu kehren. Das war schmerzlich! Denn ihre Hoffnungen nahmen bereits einen kühneren Flug. Sie hatten mit einander ausgemacht, während des ganzen Herbstes und Winters ihr Taschengeld zu sparen, um dann im Frühjahr die Bodencultur gründlicher zu beginnen, zu säen und zu pflanzen, und so mit der Zeit einen wirklichen Garten herzustellen. Und von dieser Aussicht sollten nun die Eisenschienen der neuen Bahn sie für immer abschneiden! Dazu war der Vater verreist — konnte er denn nicht gegen ein solches Verfahren ein Veto einlegen? Rathlos setzten sich Beide nieder, und blickten nach dem Sommerhause, welches für sie plötzlich ein furchtbares Tribunal zu umschließen schien.

Die Herren brachen auf. Der Justizrath sah sich um und nickte. Götz und Wilhelm gingen auf ihn zu. „Wann kommt der Vater zurück?“ fragte der dicke Herr.

„Heut Abend.“

„Schön! Adieu!“ Er ging mit den Andern.

Aber auch die beiden Jünglinge vermochten nun nicht länger in ihrem Paradiese auszuharren. Die Mutter und Eugenie mußten schnell erfahren, was so drohend bevorstand. Hastig packten sie ihre Geräthschaften zusammen und eilten früher als sonst nach Hause. —

Abends kehrte Rector Willmers von seiner Reise

zurück, sehr guter Laune, angeregt und durch neue Eindrücke befriedigt und gehoben. Die Schreckensbotschaft seiner Söhne, die ihm gleich bei seiner Ankunft mitgetheilt wurde, rief nur ein Lächeln auf seine Lippen, und selbst die Frage seiner Gattin, ob denn die Besitznahme ihres Grund und Bodens durch die Eisenbahn nicht eine Entschädigung in baarem Gelde in Aussicht stelle, erweckte nur Heiterkeit und Spott bei ihm. Unter den eingegangenen Briefen jedoch befand sich einer, der ihm den Werth seines Grundstückes doch wieder näher legte. Es war ein anonymer Brief. Der unbekannte Schreiber theilte ihm mit, daß sich ein Käufer für sein Besitzthum gefunden habe, welcher, da er auf Speculation kaufe, ihm einen annehmbareren Preis anbiete, als die Verwaltung der neuen Eisenbahn bei der Abschätzung des wüsten Bodens ihm werde zahlen wollen. Das genannte Angebot erschien dem Rector eine Schwindel erregende Summe. Er schüttelte den Kopf, und war geneigt, das Ganze für eine Mystification zu halten. Zumal der geheimnißvolle Briefsteller ihn zu einer bestimmten Stunde zum Stelldichein nach dem Paradiese einlud, wo man die Angelegenheit weiter besprechen könne. Diese Stunde war auf morgen Nachmittag angesetzt. — Der Rector warf den Brief weg, steckte ihn dann aber in die Brusttasche, um ihn vor fremden Augen zu wahren. Wie wenig Gewicht er der Sache beilegen wollte, sie beschäftigte seine Gedanken

dennoch. — Bald darauf erschien Lebrecht Morbach, blieb den Abend über bei der Familie, und lud Alle für den nächsten Tag nach dem Morbach'schen Hause ein. Die heitere Stimmung des Gastes und der Seinen brachte den Hausherrn von den Gedanken an den geheimnißvollen Brief ab.

Tags darauf jedoch beschloß er, nach einigem Hin- und Herschwanken, den Gang zum Stelldichein doch zu thun. War es eine Mystification, wer konnte ihm sagen, daß er in die Falle gegangen, wenn er einfach nach seinem Garten spazierte? So ließ er Nachmittags Frau und Kinder den von Katharina gesendeten Wagen benutzen, und versprach in einigen Stunden nachzukommen.

Es war einer der heißesten Tage des ganzen Sommers, eine entsetzliche Schwüle lag drückend über der Stadt. Als der Rector sich um sechs Uhr zum Ausgehen rüstete, näherte sich langsam ein schweres Gewitter, welches seinem Wege durch die Straßen folgte und ihn bald überholt hatte. Dunkelheit legte sich über die Stadt, und doch schienen die schwarzen Massen, welche sich heranwälzten, nur erst die Vorboten des gewaltigen Wetters zu sein. Denn noch aus der Entfernung grollte der Donner. Bald kam er näher, in mächtigen, weitaushallenden Schlägen, und flammende Blitze hielten die Luft in fortwährender flackernder Bewegung zwischen Helle und Finsterniß. Da fegte

plötzlich der Sturm mit Staubwirbeln durch die Straßen, beflügelte alle Schritte, machte Fenster klirren, polterte mit den Hausthüren, und brachte mit allgemeiner Flucht eine wilde Verwirrung in die belebten Straßen. Den ersten schweren Regentropfen folgte ein prasselnder Hagelschauer, langandauernd, großkörnig, zerstörend, wo er in voller Macht niederschüttete. Der Rector war in ein Haus in der Vorstadt geflüchtet, an ein Fortkommen war nicht zu denken. Vor der Thür lagen die Eiskörner wie eine weiße Decke, die Leute schrien, lamentirten und weinten, und noch immer tobte der Aufruhr in den Lüften. Ueber eine Stunde hielt das Unwetter an, um sich noch eine Weile in langgedehntem Regen zu ergehen. Dann flog es vorüber, und die finstern Massen, die eben noch so vernichtend gewüthet, glänzten silberweiß und goldig in den Strahlen der Abendsonne.

Der Rector setzte seinen Weg fort. Er war zwar überzeugt, daß er sich die Einkehr in seinem Paradiese sparen könne, allein er befand sich nun einmal unterwegs. Der Staub war gründlich gelöscht, so gründlich, daß der Wanderer bis an die Knöchel einsank in die erweichten Feldwege und er viel fremdes Erdreich an den Stiefeln nach seinem eigenen Besitzthum trug. Und als er dort anlangte — welch ein Anblick begrüßte ihn! Was hatten Sturm, Hagel und Wasser aus seinem leichtgefügten Paradiesesgarten gemacht! Die ganze

Hecke war verschwunden. Ihre Bestandtheile lagen hier in Reisigknäuel zusammengeschwemmt, dort in Fetzen zerrissen umher. Zerstört der Fleiß der Jünglinge! Von einer dicken Breimasse übergossen, dort unterwühlt oder aus den Fugen gebracht, war das Mosaik der Beete, die Gänge zu gräulichen Rinnsalen von Wasser, Schutt und Gerümpel umgeschaffen, eine breite Pfütze lagerte vor dem Eingang zum Sommerhause. Der Rector blieb einen Augenblick stehen, halb lächelnd, halb wehmüthig, und betrachtete kopfschüttelnd die Stätte, bei deren Bebauung er einst eine stille Genugthuung gefühlt hatte. Seine Schöpfung entbehrte der Wurzeln, sie war nur auf der Oberfläche geblieben, ein einziges Wetter reichte hin, sie hinwegzuwischen, wie eine schlechte Zeichnung, die der Stümper mit weicher Kohle auf das Blatt gepfuscht hat! Es war ein beschaulicher Anblick. Wozu nach dem Sommerhause hinüber waten? Der Rector wollte eben umkehren — da wurde die Thür geöffnet und Lebrecht Morbach zeigte sich grüßend in der Bude.

„Lebrecht! Sie?“ rief der Rector, indem er überrascht auf ihn zu ging.

„Wir sind unserer noch mehr!“ entgegnete der Andere, indem er dem Ankommenden zum Sprung über die Wasserlache die Hand reichte.

Wirklich, es waren ihrer noch mehr, die der Rector in dem Sommerhause antraf. Katharina stand

neben Wolfgang, Eugenie, blaß und beängstigt, neben Lebrecht, und dazu ebenso verlegen wie ihre Freundin.

„Was ist das? Habt ihr das entsetzliche Wetter hier in dieser Bude erlebt?“ fragte der Rector, indem er die Blicke über die vier jungen Leute schweifen ließ, welche das Aussehen hatten, als fühlten sie sich auf unrechten Wegen ertappt. Plötzlich warf sich Eugenie mit Thränen an die Brust ihres Vaters, der sie befremdet in seinen Armen empfing.

„Mein verehrter Vater Willmers,“ begann Lebrecht, „wir hatten weder die Absicht, in dieser Arche Noäh, in die wir uns geflüchtet, paarweise zusammenzutreffen, noch erwarteten wir, hier ertappt zu werden. Aber nun gilt es Geständnisse machen, die wir uns für einen feierlicheren Moment aufgespart hatten. Sie sehen in uns zwei verlobte Paare, welche die erste Stunde ihres Glückes unter Donner, Blitz und Hagelschauer verlebt haben, und sich dabei gelobten, in allen Widerwärtigkeiten des Lebens fest und getreulich bei einander zu halten. Das Wetter ist vorüber und so — bitten wir um ihren Segen!“

Der Rector stand einen Augenblick sprachlos. Dann aber, da keiner der Anwesenden den Sprecher Lügen strafte, und die junge Gesellschaft einen wirklich segenbedürftigen Eindruck machte, öffnete der Vater seine Arme und fühlte sich als einen sehr glücklichen Mann. In dem verlorenen Paradiese war ihm wider Erwarten

ein viel schöneres wieder gewonnen. Man gab Rechenschaft über das seltsame Zusammentreffen. Beide Paare hatten in lebhaftem Gespräch den Park verlassen, sich dann von einander abgezweigt, die jungen Männer in der entschiedenen Absicht, sich ihrer Dame zu erklären. Und nachdem dies glücklich gelungen war, machte das ausbrechende Gewitter sie in das Sommerhaus flüchten, — welches freilich durch Lebrecht erst gewaltsam erbrochen werden mußte, — wo sie sich dann als Freuden- und Leidensgenossen zusammen fanden.

Der Rector, wie sehr ihn dies neue, glückliche Ereigniß erfüllte, dachte doch einen Augenblick an den wunderlichen Brief, der ihn an dies Stelldichein gerufen. Sollte sich in Lebrecht der anonyme Schreiber verbergen? Doch wie dem auch war, die Sache mußte vorerst auf sich beruhen. Hätte ihm selbst Jemand eine Mystification zugedacht, so ahnte dieser doch gewiß nicht, welche freudige Wendung an die Stelle der Enttäuschung getreten.

Nun aber mußte an Heimkehr nach dem Landhause gedacht werden. Allein die Damen konnten in ihren leichten Zeugschuhen den tief aufgeweichten Feldweg nicht betreten. Ihre Verlobten erboten sich, sie auf den Armen zu tragen. Darauf wollten sie nicht eingehen.

„Nun denn," schlug der Vater lachend vor, „so harret aus in eurer Arche, indessen ich gehe, eure Schuld

zu bekennen, Sühne nachzusuchen, und euch durch einen Wagen Rettung zu senden!"

Er schritt rüstig davon, beflügelt von hoher Freude. Am Rande des Parks begegneten ihm Götz und Wilhelm. Die Mutter und die Tante seien in großer Angst um die Verschwundenen, nach welchen man überall vergeblich suche, so berichteten sie. Der Vater nahm seine Söhne, welche im Paradiese ihre Forschung fortsetzen wollten, mit sich, und eilte zu den Frauen.

„Himmel und Erde!" rief ihm die Tante entgegen. „Unglücksmann — lieber, armer Freund! Sie waren doch nicht etwa im Paradiese?"

„Allerdings!" entgegnete er frohlockend, und erzählte, daß er die jungen Leute dort gefunden, und was sich mit ihnen begeben hatte. Der Wagen wurde sogleich bestellt.

„Victoria!" rief die Tante. „Gratuliren will ich, wenn sie paarweise anrücken! Jetzt aber habe ich es noch mit Ihnen zu thun. Sind Sie dem Justizrath nicht begegnet?"

„Welchem Justizrath?"

„Aber Sie sind doch auf einen gewissen Brief hin nach dem Paradiese gegangen?"

„Und Sie wissen um diesen Brief?"

„O ich dumme, verrückte Person! Ich bin zur Diplomatin verdorben, und so muß denn die Intrigue an den Tag. Ja, ja — ich habe mich hinter den Ju-

stizrath Schlickmann gesteckt, um ihnen Ihr Paradies abzukaufen — rein aus Eigennutz, versichere ich Sie! Aus Speculation — ich wollte —"

Der Rector lachte und drohte ihr mit dem Finger.

„Wahrhaftig, es war nichts als gemeine Speculation!" fuhr sie fort. „Wenn ich einen hohen Preis bot, so hoffte ich eine noch größere Summe zu gewinnen, da ich erfahren hatte, die neue Eisenbahn werde dort den Boden werthvoller machen."

Sie wurde durch den Diener unterbrochen, der ihr ein Schreiben von dem Justizrath überbrachte. Das böse Wetter habe ihn zurückgehalten, schrieb er, wie er denn auch in Eile dem Rector ein Abmeldungsbillet für das Stelldichein ins Haus geschickt habe. Er hoffe, daß dieser es noch rechtzeitig werde empfangen haben.

„Abscheulich!" rief die Tante. „Und nun sind Sie bei diesem Wetter vergeblich hinausgegangen!"

Der Rector ergriff die Hand der alten Dame und führte sie respectvoll an seine Lippen. „Nicht vergeblich, verehrte Freundin!" entgegnete er. „Ich danke Ihnen, aber es ist mir lieber, daß es anders gekommen ist. Mein Geschäft mit der Eisenbahn will ich schon selbst abmachen. In die Falle, die Sie mir gestellt, bin ich freilich gegangen, aber eine viel größere Freude habe ich dort gefunden, als ich erwarten konnte. Ahnte vielleicht der verstorbene Morbach, oder beab-

sichtigte er durch sein Erbtheil das Glück unserer beiden Familien zu gründen? Nehmen wir das an, und bleiben wir ihm dankbar! Wir selbst und unsere Kinder haben einander dort gefunden, das wüste Feld, welches er zwischen uns stellte, hat die schönsten Blüthen für uns getragen. Werde aus jenem Stück Erdboden nun was da wolle, es hat seinen Zweck für uns erreicht, es hat uns vereinigt. Halten wir jetzt als wackere Freunde zusammen, und jenes Paradies, das uns zu einander führte, in herzlicher Erinnerung!"

Die alte Dame wischte sich gerührt die Augen, zog die Frau Rectorin in ihre Arme, und reichte dem Freunde die Hand zu kräftigem Drucke. Bald darauf erschienen die Verlobten, jetzt nicht mehr verlegen, sondern hereinstürmend im jubelnden Uebermuth ihres jungen Glückes. Bei der Abendtafel wurde die Doppel-Verlobung noch einmal feierlicher genommen, man hielt Reden, und besonders schwangen sich Götz und Wilhelm zu verschiedenen würdevollen Ansprachen auf, bei welchen zwischen Rührung und Lachen kein Auge trocken blieb. —

Auch diese beiden Jünglinge, welchen der Verlust des Paradieses am meisten nahe ging, fanden eine reichliche Entschädigung im Morbach'schen Garten. Denn hier, wo sie von nun ab zu Hause waren, wurde ihnen ein Stück Landes angewiesen, welches sie nach Herzenslust bepflanzen, und wo selbst sie im nächsten

Frühjahr ihre einstigen Bestrebungen belächeln konnten. Was verschlug es jetzt der glücklichen Familie, daß zweckvollere Hände mit Schaufeln, Hacken und Karren zwischen Kohl- und Rübenfeldern auch die Stätte zerwühlten, wo einst ihr Sommerhaus gestanden hatte? Die Forderungen der Welt und des Lebens gingen über den Schauplatz ihrer Spiele dahin, und sie fühlten sich selbst dabei gewandelt und gefördert. Und als eines Tages der erste Dampfwagenzug über das Feld brauste, da stand am Rande des Parks eine vergnügte Gesellschaft mit wehenden Tüchern und begrüßte mit lautem Hurrahruf den Augenblick, da die weiße Wolke über das Fleckchen Erde flog, auf dem sie sich einst gefunden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Die Freunde vom Athos	1
Waldschmetterlinge	137
Die Thurmfalken	239
Das Paradies	315

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
Theo Storfing
8260 Altmühld

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Roquette, Otto,

Welt und Haus Novellen

Bd.: [1]

Braunschweig 1871
P.o.germ. 1950 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015846-8